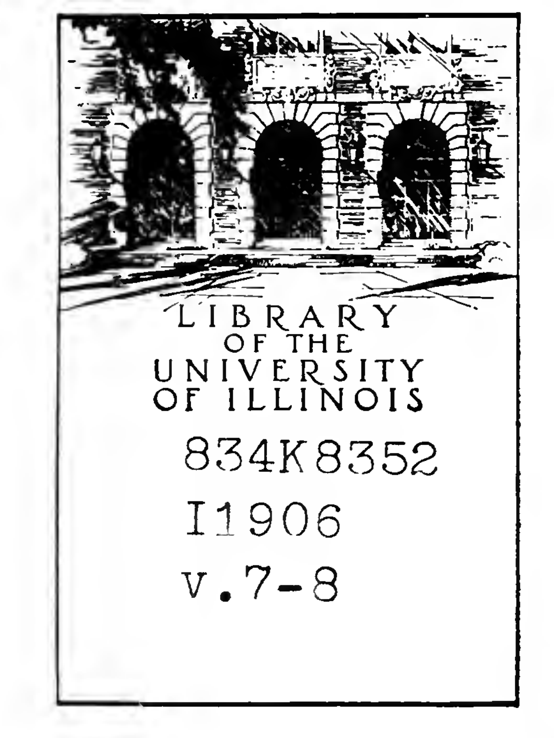


VII. [illegible]
Teil 14.—26. Kapitel).

VIII. Franzi und Heini. Geschichte zweier Wiener Kinder.

IX. Verstreute Geschichten.

X. Kleine Schriften.



Komperts sämtliche Werke.

Inhaltsübersicht:

I. Einleitung: Komperts Leben und Schaffen. — Aus dem Ghetto.
II. Böhmische Juden.
III. Am Pflug. Eine Geschichte.
IV. Neue Geschichten aus dem Ghetto.
V. Geschichten einer Gasse.
VI. Zwischen Ruinen. Roman. Erster Teil (1.—13. Kapitel).
VII. Zwischen Ruinen. Roman. Zweiter Teil (14.—26. Kapitel).
VIII. Franzi und Heini. Geschichte zweier Wiener Kinder.
IX. Verstreute Geschichten.
X. Kleine Schriften.




Ewald Scholz Nachfolger
Johannes Beelitz
Buch- und Kunsthandlung
Liegnitz
Ring, Theaterladen 54.

Leopold Komperts sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Mit sechs Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe
sowie einer biographischen Einleitung

von

Dr. Stefan Hock.

Siebenter Band.

Inhalt: Zwischen Ruinen. Zweiter Teil.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Seite

Zwischen Ruinen. Roman.

Zweiter Teil.

14. Ein widerspenstiger Sohn 3
15. Perlchen 37
16. Dem Glücke entgegen 53
17. Auf grünem Feldrain 62
18. Das Kind lernt 86
19. Fragen und Antworten 99
20. Das weiße Vögelchen 109
21. Die goldene Rispe 119
22. Sie sprechen sich aus 139
23. Veile Oberländer 158
24. Die Tagsatzung 181
25. Dorothea 205
26. Schluß 225

14. Ein widerspenstiger Sohn.

An demselben Abende war der Landstreicher trüber als sonst vom „guten Orte“ nach Hause gekommen. Es war ein Donnerstag. Das Nachtmahl stand für ihn bereit, nachdem er sich durch mehrmaliges Hinauslugen überzeugt hatte, daß die gesetzlichen drei Sterne vom Himmel strahlten. Er verzehrte die ihm vorgesetzten Speisen mit der Gier eines reißenden Tieres, während Jonathan ihm gegenüber saß. Für die Sinne Jonathans war dies ein halb mitleiderregendes, halb widerwärtiges Schauspiel. Dazu drängte sich in ihm eine neue Wahrnehmung auf, die ihm bisher nur unklar vorgeschwebt hatte.

Der Landstreicher war unstreitig im Besitze einer bedeutenden Bildung; er mußte im Leben viel gelernt haben, weil man ihm so offenkundig die Absicht anhörte, das Gelernte als vergessen erscheinen zu lassen. War es Verstellung oder Natur, daß er, nachdem er, gleichsam unbelauscht, sich im Reden eines fließend reinen Deutsch bedient hatte, mit einem Male zu dem in der „Gasse“ landläufigen Jargon übersprang? Meinte er damit seine „Frömmigkeit“ in ein helleres Licht zu setzen?

Es war jedoch, als ob er der Rolle, die er sich zu spielen vorgesetzt hatte, nicht immer mächtig wäre. Hie und da klaffte eine Blöße, die er zu verdecken unterlassen hatte, und hinter den Lumpenhüllen der Dürftigkeit quoll dann das Bruchstück einer Bekleidung hervor, die in ihrem Reichtum alles überstrahlte, was Jonathan bisher gesehen hatte.

Der Landstreicher hatte seine Nachtmahlzeit vollendet und war dann, nachdem er in einförmiger Weise das lange Tischgebet hergesagt, aufgestanden, um sich auf seine Stube zu begeben.

„Bleib noch, Bruder," meinte Jonathan. „Die Nacht ist noch fern und deine ‚Himmelsleiter Jakobs' bleibt dir auch für später aufgerichtet."

Gegen alle Erwartung nahm der Landstreicher diese spöttische Bemerkung diesmal ohne Gereiztheit hin. Er kehrte wieder zu dem verlassenen Sitze zurück und sagte nicht ohne eine gewisse Sanftmut:

„Was hat dir meine ‚Himmelsleiter Jakobs' getan, daß du von ihr so redest? Es ist ja doch ein heiliges Buch?"

„Habe ich dir das bestritten, Bruder?" rief Jonathan eifrig. „Aber das Heilige, meine ich, ist nicht für alle Tage da, und man muß damit sehr haushälterisch umgehen."

Der Landstreicher richtete seine bisher verschleierten Augen voll und klar auf den Bruder.

„Du bist also auch schon darauf gekommen," sagte er nach einer Weile wie verwundert, „daß der Mensch ein Heiliges kennen muß? Da bist du ja auf demselben Wege wie ich! Warum verspottest du mich dann? Nur möchtest du aus dem Heiligen eine Feiertagsspeise machen, und das ist der Unterschied zwischen dir und mir. Ich aber sage dir: Heilig muß der Mensch sein von der Spitze des Scheitels angefangen bis herab zur Fußsohle. Jeder Nerv, der in dir zuckt, muß das wissen und muß sich in Gehorsam davor beugen. Die Luft, die in dich einzieht, und das Wort, das aus deinem Munde kommt, muß davon durchzogen sein, wie ein Tuch, in welches man ein wohlriechend Öl geschüttet hat. Und das ist ja das Große in all unsern Vorschriften und Gesetzen! Sie bewachen deinen Leib und deine Seele auf Tritt und Schritt, bei Tag und Nacht, im Leben und im Sterben? Sie haben für jede Frage eine Antwort, du magst

kommen, wann du willst, und tun, was du willst. Von der gemeinen Notdurft angefangen, bis hinauf zu dem Augenblicke, wo sich deine Seele, als wollte sie in ein kühlendes Bad stürzen, sich im Gebete nackt vor deinen Schöpfer hinwirft, haben sie ihre Anordnungen und Befehle. Sie warten nicht erst, bis du die Feiertagsspeise begehrst, bis es dir vielleicht in den Sinn kommt, Hunger danach zu empfinden! Sie sind immerfort da, unverrückbar fest, wie die Sterne droben am Himmel. Darum läßt sich auch von ihnen nichts wegdeuteln und abscheiden. Durch sechs Tage in der Woche ist das Manna aus den Wolken gefallen! Das ist das Heilige! Und wenn du willst, Jonathan, so steht etwas von diesem Heiligen in meiner ‚Himmelsleiter Jakobs'."

Die letzten Worte hatte er flüsternd hervorgebracht; die alte Gebrochenheit hatte seinen widerstandslos schlaffen Körper wieder heimgesucht.

Aber unwillkürlich hatte sich Jonathan von dem Strome dieser verzückten Rede forttragen lassen, der sich uferlos ins Unendliche auszudehnen schien. Hatte Veile Oberländer ihm nicht vor ganz kurzer Zeit etwas Ähnliches zugerufen? Ihr Zuruf hatte ihn erschreckt; dagegen hatten die Worte des vor ihm sitzenden Mannes etwas Berauschendes, die Sinne Bestrickendes, dessen Jonathan nicht sogleich gewahr wurde.

Der Landstreicher hatte aber den größten Teil seiner Wirkung durch die Anspielung auf jenes Büchlein wieder zerstört. Dadurch fand sich Jonathan gleichsam wieder auf festen Boden gestellt. Diese bloße Erwähnung der „Himmelsleiter Jakobs" rief ihm die Krankheit seines Bruders ins Gedächtnis. Hatte Veile Oberländer nicht heute von einem ansteckenden Fieber gesprochen, vor dem er sich hüten solle? . . .

„Adolf," sagte er, alle Besonnenheit zusammenraffend, „laß uns von etwas anderem sprechen."

„Ich heiße nicht Adolf!" rief der Landstreicher zurecht-

weisend. „Der Name ist wie ein junger Hund, den man ertränken will, in ein tiefes Wasser geworfen worden.“

„Ich erinnere mich,“ meinte Jonathan, „daß dich unsere Mutter nie anders genannt hat.“

„Laß das!“ rief der Landstreicher schmerzlich stöhnend.

„Ich wollte dir nicht wehetun, Bruder! Du weißt, daß mir das ferne liegt. Ich habe mich nur mit dir verrechnen wollen.“

„Was willst du von mir?“ rief der Landstreicher, dessen Augen wieder schläfrig und müde sich in ihr Versteck zurückgezogen hatten.

„Verrechnen will ich mich mit dir, Bruder,“ sagte Jonathan, „und mit dir reden, wie du dein künftiges Leben einzurichten hättest.“

„Mein künftiges Leben?“ lächelte der Landstreicher. „Als wenn ich nicht Tag und Nacht darauf bedacht wäre!“

„Ich verstehe dich!“ sagte Jonathan. „Aber von diesem Leben will ich nicht mit dir reden, sondern wie du es dir in diesem Hause von nun an einrichtest, das doch auch dir zur Hälfte gehört. Ich bin dir Rechenschaft schuldig, wie ich das Vermögen der Eltern verwaltet habe und wie wir zueinander stehen. Denn da wir niemals gewußt haben, wo du dich aufhältst und alles still war von dir, so konnte man dir auch keine Nachricht zukommen lassen, was aus dem Nachlasse unseres Vaters auf deinen Teil gefallen ist.“

„Habe ich nicht seinen ‚Talith‘ (Gebetmantel)?“ rief der Landstreicher.

„Davon kannst du dein Leben nicht fristen, Bruder,“ meinte Jonathan mit mitleidigem Spotte. „Du mußt dich im Geschäfte umsehen, du mußt dir die Überzeugung verschaffen, daß ich mit deinem Hab und Gut nicht schlecht gewirtschaftet habe. Ich habe lang' genug die ganze Last auf meinen Schultern allein getragen; es ist jetzt deine Pflicht, sie mir zur Hälfte abzunehmen. Jetzt, wo du wieder in dein

Haus eingekehrt bist, nach so langer, langer Zeit, daß es dich kaum kennt, weißt du, was und ob sich nicht so manches darin verändert hat? Du mußt dich umsehen, Bruder."

„Was willst du denn von mir, Jonathan?" entgegnete der Landstreicher, der währenddem in seinem Zustande traumhafter Teilnahmslosigkeit verharrte. „Du sprichst von Erbschaft und Haus! Habe ich denn nicht, wovon zu leben? Gibst du mir nicht Kost und Wohnung? Alles andere ist eine Last für mich; mein Kopf ist nicht auf solche Dinge gerichtet."

„Das lasse ich aber nicht gelten, Bruder!" rief Jonathan in überströmender Empfindung. „Und darf es nicht gelten lassen, weil ich durch die Verantwortlichkeit, die du mir aufbürden möchtest, eine Sünde auf mich lade."

„Weißt du auch schon, was Sünde ist, armer Knabe?" sagte der Landstreicher, sich schwach aufrichtend.

Dabei hatte sich sein Antlitz in dem einen Augenblicke ganz merkwürdig verwandelt; es sah greisenhaft aus, so daß jemand, der nicht gewußt, daß das Alter der beiden Brüder nur um wenige Jahre auseinanderging, dem einen ein mindestens zweifaches zugeschrieben hätte.

Dann erhob er sich leise und blieb vor Jonathan stehen.

„Ich sehe schon," sagte er weich, „ich kann es nicht länger aufschieben, was ich mit dir zu reden habe. Du kennst mich noch nicht und weißt nicht, wen du unter deinem Dache aufgenommen hast. Ich muß dir doch erzählen, wer und was ich bin."

Plötzlich war wieder einer jener blitzgleichen Übergänge der Stimmung über ihn gekommen, die Jonathan bereits kannte.

„Kennst du mich denn?" schrie er und schlug sich dabei mit geballter Faust auf die Brust.

„Ich weiß nur," sagte Jonathan beschwichtigend, „daß du mein Bruder bist."

Aber schon war die krankhafte Aufregung des Land-

streichers wieder gewichen. Er wendete sich von Jonathan ab und ging zu seinem verlassenen Sitze zurück. Eine geraume Weile saß er dann seinem Bruder gegenüber, die Augen mit der Hand beschattend, traurig und gebrochen.

Sein Atem allein verriet, was sich in ihm allmählich vorbereitete.

„Du sollst mich ganz kennen lernen, Jonathan," begann er. „Zuvor sei aber so gut und hole mir die Bibel, die unser Vater im Gebrauch gehabt hat."

Jonathan brachte das Buch herbei.

„Schlage jetzt das fünfte Buch Moses auf, Kapitel 21, Vers 18, und lies es mir vor," rief der Landstreicher. „Ist es aber auch wirklich die Bibel unseres Vaters?"

Jonathan reichte ihm über den Tisch das Buch, damit er sich von dessen Echtheit überzeuge. Erst nachdem er den Einband prüfend betastet, was eine geraume Weile in Anspruch nahm, gab er es seinem Bruder zurück. Dabei zitterte seine Hand.

„Hast du die Stelle gefunden?" fragte er hierauf.

„Ja."

„So lies sie mir vor."

Jonathan las:

„Wenn ein Mann einen unbändigen und widerspenstigen Sohn hat, der nicht gehorcht der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter und sie züchtigen ihn, aber er gehorcht ihnen nicht.

So sollen ihn sein Vater und seine Mutter ergreifen und ihn hinausführen zu den Ältesten seiner Stadt und in das Tor seines Ortes. Und sprechen zu den Ältesten seiner Stadt: ‚Dieser Sohn ist unbändig und widerspenstig, er gehorcht nicht unserer Stimme — ein Schlemmer und Säufer.'

Und es sollen ihn steinigen alle Leute seiner Stadt, daß er stirbt. Und du sollst ausrotten das Böse aus deiner Mitte, und ganz Israel soll es hören und sich fürchten."

„Halt ein, halt ein, Jonathan!" rief der Landstreicher stöhnend und streckte dabei seine Hand wie abwehrend gegen den Bruder aus. „Das ist für mich wie verzehrend Feuer!"

Jonathan hielt es für das beste, die väterliche Bibel seinem Anblicke zu entziehen. Er trug das Buch wieder zum Kasten zurück.

„Wenn es dich zu sehr angreift, Bruder, so lasse es für heute!" sagte er. „Du bleibst ja noch eine Weile hier!"

„Nein, nein," klagte der Landstreicher, „heute muß es sein! Je früher ich mich davon befreie, desto wohler wird mir dann bei meiner ‚Himmelsleiter Jakobs' sein."

Und er begann:

„Sieh an, Bruder! Das, was du soeben in der Bibel unseres Vaters, mit dem der Friede sei, gelesen hast — das ist die Geschichte meines Lebens. Ich brauchte dir also weiter nichts zu erzählen; jeder Buchstabe und jeder Punkt in diesen Worten hat Bezug auf mich und trifft mich mit der Wucht eines eisernen Hammers. Ich bin der unbändige und der widerspenstige Sohn, der nicht gehorcht hat der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter, ich bin der Schlemmer und der Säufer! Und m i c h hätten sie hinausführen sollen vor die Tore der Stadt und mich daselbst mit Steinen bewerfen, bis daß ich tot war."

Wie bei dem Sündenbekenntnisse am Versöhnungstage schlug er dabei an die Brust, und das schien ihm eine große Erleichterung zu gewähren, denn mit freierer und kräftiger Stimme fuhr er dann fort:

„Ich weiß nicht, Jonathan, ob du dich an die Tage unserer Kindheit so haarscharf erinnerst wie ich. Wie man einem klaren Wasser bis auf den Grund sieht und jedes Kieselsteinchen darin erblickt, so könnte ich dir Zug für Zug jeden Tag schildern, den ich als Knabe im väterlichen Hause zugebracht habe. Das kommt daher, daß ich mich später aufs Erinnern verlegt habe. Es ist das eine der größten Künste,

sage ich dir, und man kann es darin bis zur Meisterschaft bringen. Aber freilich, man muß auch etwas haben, woran man sich erinnert. Und es muß im Gemüte liegen, wie ein schweres Felsenstück, das in einen Brunnen gefallen ist. Bei mir war es der ‚unbändige und widerspenstige Sohn, der nicht gehorcht hat der Stimme seines Vaters und der Stimme seiner Mutter‘.

Du warst immer der Liebling unserer Mutter; sie hat dich stets ‚ihr Zuckerplätzchen‘ und ‚Jonathan, mein Rosengarten‘ genannt. Ich bin dagegen vom Vater vorgezogen worden, vielleicht weil er seine eigene Natur in mir mehr erkannte, als in dir. Er hat in mir sich selbst wiedergefunden, und das ist für Menschen, die zu Gewalt und Eigenwillen neigen, immer das Höchste. Du weißt, wie er war; es hat sich kein Federchen im Hause rühren sollen, wenn er nicht den Befehl dazu gegeben hatte. Neben seinem Willen war jeder andere unmächtig und hilflos. So was hast du — verzeih mir, daß ich das sagen muß — dir gefallen lassen können und hast es auch ertragen mit deinem weichen Gemüte. — Du und die gute Mutter mit ihren im Geheimen geweinten Tränen! Ich aber habe ein anderes Blut in meinen Adern gehabt, ich war unbändig und widerspenstig, und wie ich es mir jetzt erkläre, war ich darum sein Liebling. Weißt du, woraus ich das erkannt habe? Denn es gibt nichts Scharfsichtigeres als ein Kind. Es hat seinen Eltern gegenüber die Augen eines Luchses und die Klugheit einer Schlange. Erst später verliert man diese Eigenschaften und verflacht sich durch das viele Lernen. Daß er mich mehr als jeden anderen mit äußerster Strenge behandelte, aber immer nur in Worten, niemals durch irgend eine Tat! Das Kleinste wie das Größte fand dieselbe Behandlung, weil nach seiner Ansicht wahrscheinlich beides derselben Quelle entsprang — meinem unbändigen und widerspenstigen Blute. Dabei hatte er das Eigene an sich, daß ich ihm während

einer solchen wörtlichen Züchtigung frei und offen ins Gesicht blicken durfte. Andere mußten sich vor ihm ducken, von ihnen verlangte er, daß sie ihn wie ein höheres Wesen betrachten sollten. An mir litt er das nicht. Ich sollte trotz meines Blutes den Nacken hoch tragen. Das war so seine Art.

Ich weiß nicht, ob du dich noch an alles erinnerst. Ich habe in der ganzen ‚Gasse‘ den schlechtesten Ruf genossen, und man hat auf mich, den halberwachsenen Knaben, mit Fingern gewiesen. Bald hatte ich in der Schule während des Bibelunterrichts über irgend eine Stelle gelacht und dadurch auch die anderen zum Lachen gereizt, worauf der alte Lehrer Oberländer zu unserem Vater klagen kam; bald hatte ich irgend ein Kind, das mir im Wege war, niedergerannt. Wenn die Leute in der Synagoge gerade im stillen Gebete standen, machte es mir ein Vergnügen, sie in ihrer Andacht durch ein plötzliches Geräusch zu stören, indem ich mein Gebetbuch zu Boden fallen ließ oder einen der ‚Ständer‘ umstürzte.

Ein alter Mann sagte damals von mir, es stecke in mir ein ‚Sched‘, einer jener höllischen Geister, dem es oft aus Laune gefällt, einen Menschenleib zu bewohnen.

„Ich werde ihm diesen ‚Sched‘ schon austreiben!‘ hatte unser Vater damals gedroht; aber weil ich ihn dabei geradaus ansah und mich vor ihm nicht fürchtete, so mochte ihn das freuen, und der ‚Sched‘, der doch eigentlich nur mein wildes Blut war, blieb auch ferner unbehelligt in seinem Verstecke.

Ich hatte damals fast mein dreizehntes Jahr erreicht. Erinnerst du dich noch an den Sohn des katholischen Kantors, den ‚langen‘ Johannes, wie er nach seiner hochaufgeschossenen Gestalt hieß und der später beim Baden in der Iser ertrunken ist? Das war mein Freund; er war nur um zwei Jahre älter als ich. Ein seltsames Ereignis hatte uns zusammengeführt. Unsere gute Mutter hatte gehört, daß die Frau des Kantors in schwerer Krankheit daniederliege und daß ihr der

Arzt zur Stärkung einen alten Wein verordnet habe. Darauf hatte mich die Mutter mit einer Flasche, um die sie selbst in den tiefen Keller gestiegen war, zum Kantor geschickt und ich hatte sie dem langen Johannes übergeben. Einige Tage darauf trifft er mich irgendwo in der ‚Gasse‘. Schon von weitem ruft er mir entgegen: ‚Meiner Mutter geht es schon besser, und das hat euer alter Wein getan.‘ Bei dieser Gelegenheit sind wir Freunde geworden.

Johannes war auf die Ferien nach Hause gekommen. Statt in die Schule zu gehen, saß ich mit ihm stundenlang unter einem Baume und horchte ihm zu, wie er auf der Geige spielte. Es war in dem langen Johannes ein großes Talent; wenn er so ohne Noten seine Musik ertönen ließ, dann schwieg der ‚Sched‘ in mir, mein Blut floß ruhig, und manchmal habe ich auch geweint.

Ich weiß nun nicht, wie es gekommen ist. Eines Tages überfällt mich eine unbezwingliche Lust, ich möchte auch so eine Geige haben und sie spielen können. Spornstreichs lief ich zu unserem Vater und brachte ihm in beweglichen Worten meine Bitte vor, und er, weil er das von mir nicht gewöhnt war, gab sogleich nach.

‚Ich werde dir eine Geige kaufen, sobald ich nächstens nach Prag reise und werde auch den Kantor bezahlen dafür, daß er dich auf dem Instrumente unterrichte. Aber höre mich an. Ich tue das alles nur unter einer Bedingung! Willst du die halten, so gib mir deine Hand darauf.‘

Du kannst dir denken, daß ich einschlug. Der ‚Sched‘ in mir war zu gewaltig.

‚Du kannst die ganze Woche auf der Geige spielen, so viel du willst, aber am Sabbat und an den Feiertagen muß sie unberührt bleiben,‘ sagte unser Vater mit jener bündigen Kürze, die ihm eigen war, und es dauerte nicht lange, so brachte er mir aus Prag eine Geige nach Hause, mit der ich zum Kantor ging.

O, Jonathan, mein Bruder, wenn ich dir nur sagen könnte, was diese Geige mir war! Ich bin oft in der Nacht aufgestanden und habe mich auf den Socken leise zu ihr geschlichen, um nachzusehen, ob sie noch in ihrem Gehäuse stecke. Alle meine Träume waren von ihr durchzogen, und ich habe schon damals gewußt, was eine Geliebte ist.

Schon nach wenigen Monaten sagte einmal der Kantor zu mir:

‚Wenn du so fortfährst, so wird ein zweiter Johannes aus dir.‘

Das war das Höchste, was er mir als Ruhm in Aussicht stellte.

Ich komme nun zu dem schrecklichsten Tage meines Lebens.

Es war an einem Sabbatnachmittage. Im Hause war alles still, die Mutter war ausgegangen, und drin in der großen Stube schlief unser Vater, nachdem er zuvor, wie das seine Gewohnheit war, ein weißes Tuch über sein Gesicht gebreitet hatte. Da durchzuckte es mich mit einem Male wie die Gier nach einer namenlosen Lust. Im Hause ist alles still, und der Vater schläft fest. Ich höre, wie in dem Gehäuse die Geige zu tönen anfängt. . . . ‚Spiel sie,‘ ruft der ‚Sched‘ in mir, ‚spiel sie!‘ Es ist aber Sabbat, und ich soll sie ja nicht berühren an diesem Tage! Darauf habe ich ja meinen Handschlag gegeben! ‚Spiel sie,‘ rumort stärker der ‚Sched‘, ‚er schläft ja!‘ Darauf schleiche ich mich wieder in die große Stube. Die Atemzüge unseres Vaters sind noch immer die eines Schlafenden. Der ‚Sched‘ jagt mich auf mein Zimmer zurück, er öffnet mir das Gehäuse, worin die Geige liegt; er drückt mir den Bogen in die Hand. Ich spiele!

Da, ohne daß ich es bemerke, öffnet sich geräuschlos die Türe, und der Vater steht vor mir.

‚Was hast du mir durch Handschlag versprochen?‘ fragt

er mich, die buschigen Augenbrauen finster zusammengezogen, wie ich ihn niemals gesehen hatte.

Ich aber, weil es der ‚Sched' in mir so wollte, glaube das alte Mittel gebrauchen zu müssen, das seinem Zorne gegenüber sich bisher so gut bewährt hatte. Ich schlage die frechen Augen zu ihm auf und blicke ihm wieder geradeaus ins Gesicht.

Er aber reißt mir zuerst die Geige, dann den Bogen aus der Hand, wirft sie auf den Boden und tritt dann mit beiden Füßen darauf herum, daß die Trümmer davonflogen, das eine hierhin, das andere dorthin. O, Jonathan, mein Bruder, wenn ich dir nun klar machen könnte, welch einen Ton die Geige von sich gab in dem Augenblicke, wo er sie zertrümmerte! War es der ‚Sched', der sich hineingeflüchtet hatte? All meine Lust und mein Glück in Scherben zerbrochen! Und dazu das Wimmern und Klagen meiner sterbenden Geige! . . . Da quillt mir etwas wie ein Blutstrom vor den Augen. Ich vergesse mich und hebe die Hand auf. Und mit derselben verfluchten Hand, die du hier siehst, Jonathan, versetzte ich ihm einen Schlag in das alte ehrwürdige Gesicht, daß er zurücktaumelt.

Ich hatte meinen Vater geschlagen!"

Jonathan war aufgesprungen; kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne. War es nicht, als ob nach dieser entsetzlichen Erzählung ein Rad in dem großen Uhrwerke der Schöpfung stille stünde? Als ob sich alles Schöne und Herrliche in ein grauenhaftes Zerrbild umgestaltet hätte?

„Setz dich nur wieder, Jonathan!" rief der Landstreicher, schmerzlich stöhnend. „Ich bin ja noch lange nicht fertig! Siehst du, wie du vor meinem bloßen Worte todesblaß geworden bist! Wie dir alles Blut aus den Wangen weicht! Gelüstet es dich auch jetzt noch, zu wissen, was ich in meiner ‚Himmelsleiter Jakobs' suche?"

Jonathan saß wieder dem Bruder gegenüber.

„Erzähle weiter,“ sagte er leise.

„Du bist doch ganz das Ebenbild der Mutter!“ seufzte der Landstreicher. „Soll ich jetzt weitererzählen?“

Jonathan nickte bloß mit dem Kopfe.

„Erst nachdem dies geschehen war,“ begann der Landstreicher wieder, „hat der ‚Sched‘ in mir geschwiegen. Da hat er sich natürlich in sein verborgenstes Versteck zurückgezogen. Was sollte er noch weiter rumoren? Unser Vater ist aber dagestanden, als wenn sich nichts ereignet hätte. Sein Gesicht war bleicher geworden, er hielt sich aber doch aufrecht.

‚Knabe,‘ sagte er, und wehe mir, ich höre noch die zitternde Stimme und sehe noch, wie er sich trotz seiner eisernen Willenskraft mühselig an einer Stuhllehne festhält; ‚Knabe,‘ sagte er, ‚ich könnte dir jetzt dein starres Genick zerbrechen, denn du hast etwas getan, was wie ein Schrei durch die ganze Natur schallt, aber ich will es doch nicht tun, und das soll deine Strafe sein. Würde ich dich züchtigen, so würde ich dir wahrscheinlich diese Stunde aus deinem Gedächtnisse löschen, denn du könntest sagen: er hat mich ja gezüchtigt, folglich ist die gegenseitige Rechnung von der Tafel wegzuwischen. Ich will aber, daß du all dein Leben daran denkst.‘

Darauf erhebt er sich, hoch und stark, wie er damals in seiner besten Kraft war, und herrscht mich an:

‚Hole mir von meinem Tische drin die Bibel.‘

Und als ich, weil der höllische Geist in mir jetzt völlig verstummt war, gehorsam wie noch nie, das Buch vor ihn legte, befiehlt er:

‚Schlage das fünfte Buch Moses, Kapitel 21, Vers 18 auf und lies mir das vor.‘

Gerade so, wie es vorhin geschehen, nur daß der, an dem damals das Vorlesen war, derjenige war, der dir das erzählt.

Ich las.

Wie ich aber weinend und schluchzend die vier Verse zu Ende gebracht habe, ruft der Vater:

‚Halt ein, das übrige geht dich nichts an. Hast du verstanden, was du gelesen hast? Und du mußt es verstanden haben, weil die Sache ganz klar ist.‘

‚Ja,‘ sage ich, ‚Vater!‘

‚Du kannst also nicht sagen, daß ich ein Unrecht an dir verübt habe, denn was darin steht, ist Gottes Wort. Vor zwei Monaten bist du dreizehn Jahre alt geworden, ich habe also als Vater keine Pflicht mehr gegen dich zu erfüllen. Morgen wirst du mein Haus verlassen.‘

Am Abend, nachdem der Sabbat zu Ende gegangen, höre ich ihn noch, wie er zur Mutter sagt, indem er auf mich mit dem Finger wies:

‚Felde, du wirst noch heute für den da das Nötigste an Kleidungsstücken und Wäsche herrichten; morgen nachts schläft er nicht mehr im Hause. Ich schicke ihn in die Welt.‘

Und so ist es geschehen, Jonathan, die Mutter hat nicht gewußt, was vorgegangen war. Sie hat mir mit ihren braunen traurigen Augen aus dem Fenster nachgeblickt, bis ich aus der ‚Gasse‘ heraus war.

Von nun an war ich in der weiten, weiten Welt ein vater- und mutterloses Kind.“

Wie er das gesagt hatte, legte er den Kopf auf den Tisch und weinte wieder bitterlich.

„Sag mir nur, Bruder,“ rief Jonathan leise zu ihm hinüber, „wie kommt es denn, daß ich von dieser Sache niemals etwas erfahren habe? Sowohl unsere Mutter, als auch der Vater haben noch lange genug gelebt, um davon einmal zu reden.“

„Das fragst du mich?“ sagte der Landstreicher, sein tränenüberströmtes Antlitz zu ihm aufhebend. „Das ist vom Urbeginn der Welt so gewesen. Eltern sprechen nicht von der Schmach, die ihnen von Kindern zugefügt wurde.“

„Bruder," rief Jonathan wieder nach einem Augenblicke drückender Stille, „geh für heute schlafen. Du bist zu angegriffen! Wenn du morgen frische Kraft hast, so erzähle weiter. Heute könnte es dir schaden."

Es schien, als ob der Landstreicher dieser Aufforderung Gehör schenken wollte. Er hatte sich erhoben und wankend wie ein Schlaftrunkener einige Schritte durch das Zimmer getan. Aber dann änderte er sogleich seine Absicht; er kehrte wieder zu seinem Sitz zurück.

„Nein," sagte er, indem er sich niederließ, „noch ist die Stunde nicht gekommen, daß die Türmer auf den Zinnen der Stadt rufen: Von wannen kommt der Tag? Ich kann heute in der Nacht sterben, und du bist mit mir nicht fertig geworden. Und was die Schwäche anbelangt, Jonathan, es ist wahr, sie ist da! Und wer von jenem Sabbat an bis zum heutigen Tage ausgehalten hat und ist nicht daran gestorben, der ist stark wie ein hundertjähriger Baum. Nur ein gewaltiger Sturm kann ihn fällen, und das ist der Tod! Drum laß mich zu Ende kommen. Ich habe ja kaum den Vorhang weggezogen."

Er begann wieder:

„Ehe ich fortfahre, Jonathan, laß mich dir etwas sagen, obwohl es, streng genommen, mit meiner Geschichte nur in losem Zusammenhange zu stehen scheint. Man ist in neuerer Zeit gewöhnt worden, über die Größe unserer Bibel gerade so zu sprechen, wie von den Sprüngen einer Ballettänzerin im Theater. Betrachte doch einmal diesen Satz, den du vorhin gelesen hast: ‚Und du sollst ausrotten das Böse aus deiner Mitte.' Ist da nicht jedes Wort wie aus meilengroßen und bis zum Himmel reichenden Felsstücken zusammengesetzt? Sie sagen jetzt: Das kann nur ein Gott der ‚Rache' anbefohlen haben, und dieser Gott sei gleichbedeutend mit einem anderen, noch älteren Gotte, der einmal seine eigenen Kinder gegessen hat. Die Zunge soll man denen heraus=

schneiden, die solche Lästerung wagen. Sie verstehen diesen Gott der Rache nicht, Jonathan, weil sie heuchlerisch der Welt einreden wollen, es gebe nichts Böses! Ich sage dir aber, Jonathan, das Blut, das sich in mir erhoben hat gegen den eigenen ehrwürdigen Vater, das ist das Böse, das ausgerottet werden muß. Nicht erst ‚drüben‘ unter den himmlischen Scharen, sondern hier schon auf Erden und bei Lebzeiten! Denn es ist die Natur dieses Bösen, wie es wieder anderswo heißt, ‚daß es gestraft wird bis ins zweite und dritte Geschlecht.‘

Ja, daran erkenne ich meinen alten Gott der Rache, der gebenedeit sei von Ewigkeit zu Ewigkeit! Er ist einig und einzig, und sein Name ist einzig. Er sagt: ‚Du sollst das Böse ausrotten aus deiner Mitte.‘ Das Böse stört ihn in seiner Einigkeit und Einzigkeit! Darum muß es fort! Gelobt seist du, mein Gott der Rache!“

„Rege dich nicht wieder auf, Bruder!“ bat Jonathan, der einen neuen Rückfall des Unglücklichen in die krankhafte Aufgeregtheit befürchtete.

Er befand sich jedoch heute in einer Stimmung, daß er alsbald wieder aus der wilden Inbrunst zu seinem Berichte zurückkehrte.

„Ich schweig' schon,“ sagte er im Tone der Entsagung. „Du scheinst aber auch zu denen zu gehören, die ohnmächtig werden oder Krämpfe bekommen wie die Weiber, wenn sie das Donnergewitter meines Gottes der Offenbarung aus der Ferne hören! Ihnen klingt das freilich sanfter und melodischer, wenn der ‚andere‘, ich meine der von Nazareth, aus dem Rockärmel seines unerschöpflichen Erbarmens das Himmelreich und nichts als das Himmelreich schüttelt. Laß ihn schütteln, Jonathan! Wie Spreu vor dem Winde zerstiebt die ‚Backe, die ich zum Schlagen meinem Beleidiger hinreichen soll‘, und in Staub zerfällt der ‚Balken im eigenen Auge‘, wenn mein alter Gott der Rache über alle Höhen

und Tiefen ruft: ‚Aug' um Auge, und Zahn um Zahn und Fuß um Fuß.' Gelobt sei er, der da scheidet zwischen Toten und Lebendigen!

Höre nun weiter:

Mit dem wenigen Gelde, das mir der Vater auf die Reise mitgegeben hat, habe ich mich in langsamen Tagesmärschen bis nach Wien durchgeschlagen. Glaubst du, mit dem ‚Sched' in mir sei es nun zu Ende gewesen, der habe, weil er mich zu einem herrlichen Werke verleitet, jetzt Reißaus genommen? Im Gegenteil! Noch ehe ich die große Stadt erreicht hatte, war er stärker als jemals und streckte und dehnte sich in mir aus, wie einer, dem kein Bett lang und breit genug ist. Immerfort schrie er in mir: ‚Er hat dir deine Geige zerbrochen und dich schimpflich aus dem Hause geworfen. Das mußt du vergelten.' Und siehst du, Jonathan, das war der erste und der letzte Gedanke, mit dem ich aufstand und mit dem ich mich niederlegte; mit ihm bin ich in Wien angekommen.

Laß mich über diese Zeit hinübergehen, da ich dir nicht wehetun möchte. Nur eines muß ich dir sagen: ich habe manche Nacht unter dem Pfeiler der Donaubrücke geschlafen; ich habe, um meinen Hunger zu stillen, die vertrockneten Brotkrumen auf der Gasse zusammengelesen, und manchen Tag hat mir auch die Brotkrume gefehlt; ich habe endlich, um dir nichts zu verschweigen — an den Küchentüren gebettelt.

Das war, wenn du willst, der erste Akt der Vergeltung, zu der mir mein ‚Sched' den Rat gab. ‚Wenn er dich da sehen könnte,' raunte er mir in die Ohren, ‚der da zu Hause in seinem weichen Lehnstuhle am Sabbatnachmittage sein Schläfchen hält, um sein gutes Mittagsessen zu verdauen! Wäre es ihm dann nicht leid, daß er dir die Geige zertrümmert hat?'

Die Geige, ja, die Geige! Wenn ich an die gedacht habe, hat es in meinen Eingeweiden wie flüssiges Blei gekocht, und mein Kopf war ein einziger Brand!

Meinst du, es ist mir manchmal, wenn ich mir an einer harten Semmelrinde fast die Zähne ausbrach, nicht eingefallen: ‚Setz dich hin und schreibe ihm, sage ihm, daß sein eigenes Kind, sein erstgeborener Sohn, unter einem Brückenpfeiler sein Nachtlager aufschlägt und den Hund beneidet, der mit seinem Herrn über die Straße läuft. . . .‘

‚Aber er hat dir deine Geige zerbrochen!‘ schreit der ‚Sched‘ in mir.

Und ich habe weiter gehungert.

So stehe ich eines Tages draußen vor einer Kirchentüre in einer Vorstadt Wiens. Ich mußte zu spät gekommen sein, denn wie ich den Vorhang lüfte, der die Türe bedeckt, und in das Innere der Kirche schaue, denn hineinzugehen habe ich mich merkwürdigerweise gescheut, waren schon alle hinausgegangen, und die Kirche war leer. Wie ich so dastehe, kommt der Geistliche heraus.

‚Warum bettelst du, Knabe?‘ fragt er mich und sieht mich dabei scharf an.

‚Weil ich hungere,‘ gebe ich ihm mit aller Frechheit meines in mir sitzenden ‚Sched‘ zur Antwort.

Er sieht mich nochmals mit seinen grauen Augen durchdringend an, dann sagt er:

‚Komm mit mir, ich will dir zu essen geben.‘

Darauf heißt er mich, ihm in die an die Kirche angebaute Pfarrei zu folgen, läßt mir in seinem Zimmer von der Haushälterin Wein und Essen vorsetzen, und als er mich endlich gesättigt sieht, sagt er:

‚Du kannst von nun an alle Tage zu mir kommen, denn du sollst nicht mehr hungern.‘

So geht es durch eine geraume Zeit fort; er hat auch für ein Nachtlager gesorgt, daß ich nicht mehr nahe dem gurgelnden Wasser der Donau mich herumzutreiben brauchte.

Einmal, nach einer sehr guten Mahlzeit, läßt er mich zu sich auf sein Zimmer rufen und sagt zu mir:

‚Ich will dein Glück machen; ich sehe, du hast einen aufgeweckten Kopf. Kurz und bündig: Willst du in unsere heilige Kirche aufgenommen werden? Das übrige laß meine Sorge sein.‘

Wie er nun sieht, daß ich einen Augenblick mit der Antwort zögere, hält er das für mein Einverständnis zu seinem Vorschlage und sagt:

‚Du mußt aber von nun an Vater und Mutter verleugnen.‘

‚Auch die Mutter?‘ fragte ich, und ihre treuen braunen Augen blickten mich so traurig an.

‚Auch die Mutter, denn es steht so geschrieben: und von nun an ist die Kirche deine Mutter.‘

Wieder reckt und streckt sich der Geselle, der in meinem Blute haust, lang und weit und steigt mir bis ins Gehirn.

‚Und was soll mein Lohn sein?‘ fragte ich mit aller Frechheit meiner frühreifen Bosheit.

‚Lohn willst du auch haben?‘ sagte er scharf. ‚Man merkt, wes Stammes du bist. Gut, du sollst auch deinen Lohn haben. Was willst du werden?‘

Es wogt mir dies und jenes durch den Kopf; ich weiß, ich kann zulangen, und es wird mir gewährt. Die Not ist zu Ende, und der Hunger kommt nicht wieder, und das Trefflichste an der Sache ist, ich brauche ihm nicht zu schreiben, der mir sein Haus für immer zugesperrt hat. Da sage ich, wie von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet, es war aber mein ‚Sched‘, der so aus mir redete:

‚Ich will die Geige lernen.‘

‚Gut,‘ sagte er darauf, ‚du sollst die Geige lernen, daran hat die Kirche nur ihre Freude. Was willst du noch?‘

‚Ich will auch, daß ich meinen Namen ablegen darf. Ich will nicht mehr heißen, wie mein Vater heißt,‘ sage ich.

‚Auch das will ich dir bewirken,‘ gibt er mir zur Antwort. ‚Bist du jetzt fertig?‘

‚Ja.‘

Am selben Abende, Jonathan, habe ich vor dem Schlafengehen mein erstes Vaterunser beten müssen.“

Es war in der Stube stille geworden; der Landstreicher hatte zu reden aufgehört.

Er hatte sich, wie von Ermüdung erschöpft, in den Stuhl zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen, den Kopf tief in die Brust gesunken.

„Hast du etwas gesagt?“ fuhr er nach einiger Zeit erschreckt auf.

„Nein!“ rief Jonathan leise hinüber.

„Was sagst du nun?“ fragte wieder der Landstreicher.

„Ich hatte es erwartet,“ kam es still über Jonathans Lippen.

„Bist du aber auch imstande, jetzt noch das Weitere anzuhören, nachdem ich dir dieses Geständnis gemacht habe?“

„Ja,“ sagte Jonathan leise.

„Du bist aber doch erschrocken?“

„Ich habe dabei an unsere Mutter gedacht.“

„Laß mich fortfahren,“ rief der Landstreicher, sich wieder aufraffend. „Die Mutter wird zu ihrem Rechte kommen. Verlaß dich darauf.“

Er begann aufs neue:

„Habe ich dir nicht vorhin erzählt, was einmal der böhmische Kantor zu mir gesagt hat, nämlich, daß ein zweiter Johannes in mir stecke? Was aus dem langen Johannes geworden wäre, wenn ihn nicht an einem Sommertage die Wellen der Iser tückisch mit sich fortgerissen hätten, weiß ich dir nicht zu sagen, aber aus mir, wie verwundert du auch dreinschauen wirst, ist im Laufe der Jahre ein großer und gewaltiger Geigenspieler wirklich hervorgegangen.

Darüber waren mehr als zehn Jahre meines Lebens vergangen. Denn um die Kunst, Jonathan, muß man werben, wie Jakob um Rahel, die er am Brunnen getroffen hat. Der

Brunnen ist tief und kann gar niemals ausgeschöpft werden. Manchmal in dieser langen Zeit ist mir die Hand lahm geworden und das Herz kleinmütig und verzagt, aber immer wieder war es der ‚Sched‘ in mir, der den weggeworfenen Bogen wieder aufhob und mir die beiseite geschobene Geige in den Arm drückte.

Dabei habe ich noch allerlei gelernt, wozu mein Kopf nur irgendwo ein Eingangspförtchen zeigte. Ja, ich bin ein großer Geigenspieler geworden, und die halbe Welt weiß davon.

Wie ich jetzt vor dir sitze, wirst du vielleicht in deinem Innern darüber lachen. Aber du hast die Prinzen und Grafen und andere vornehme Leute nicht gesehen, mit denen ich wie ein Kamerad verkehrte, und hast nicht rollen gehört das Gold, das unaufhörlich zwischen meinen Fingern glänzte. Es hat eine Zeit gegeben, Jonathan, wo das Gold, das ich in der einen Nacht verschwelgt und verspielt hatte — denn mein alter ‚Sched‘ war in dieser Beziehung von einer unbezwinglichen Herrschaft über meinen Kopf —, mir in der nächsten verzehnfacht wieder zufloß, weil es mir gefallen hatte, während einer halben Stunde den Bogen an meine Geige zu legen. Wie oft mag unser Vater während dieser Zeit in Wien gewesen sein und hat es nicht begriffen, warum sich die Leute an den Straßenecken um einen großen Anschlagzettel drängten, und hat es nicht gewußt, daß er demjenigen, dessen zwei Namensworte ihm so fremd entgegensahen, als einem unbändigen und widerspenstigen Sohne und als einem verruchten Sabbatverächter die Geige zertrümmert hat.

Du siehst, Jonathan, mitten in Saus und Braus meines Lebens habe ich das nicht vergessen. Es gibt überhaupt zweierlei Gehirne; bei dem einen verwischt sich jeder Eindruck wie ein Hauch auf einer Fensterscheibe im Winter, das andere kann nichts vergessen. Zu dem letzteren gehörte ich. Du verstehst mich schon . . . auch was unsere Mutter betrifft.

Ich habe dir schon gesagt, daß die halbe Welt, oder das, was man so nennt, meinen Namen gekannt hat.

Auf einer meiner Reisen komme ich eines Abends müde und matt in einem kleinen deutschen Städtchen draußen in Bayern an. In dem ganzen Städtchen hat es nur ein einziges Wirtshaus gegeben, wo man mir das beste Zimmer anwies.

In der Nacht kann ich nicht schlafen, denn die Luft war drückend heiß. Da stehe ich auf und nehme, wie es meine Gewohnheit war, die Geige zur Hand. Mir war den ganzen Tag eine Melodie durch den Kopf gegangen, deren Mittelglied mir durchaus nicht einfallen wollte, aber den Anfang und das Ende habe ich gewußt. Ich will dir's kurz sagen, Jonathan, es war eine Melodie aus der Synagoge, denn ich habe nichts vergessen gehabt. Ich stimme sie also auf der Geige an, verbräme sie mit allerlei Variationen und denke dabei in einem fort an jenes Mittelglied, das mir verloren gegangen ist. Da gerate ich in eine Aufregung, die mir den Schweiß auf die Stirn treibt. Ich zermartere mein Gehirn; das eine Mal ist es mir, als sei ich ihr auf der Spur, aber wie ich sie erhaschen will, sehe ich sie wie ein flatterndes Kleid, das mitten unter den Bäumen eines dichten Waldes verschwindet.

Das ist ein grauenhafter Zustand, Jonathan, für einen, der ein solches Blut hat wie ich. Endlich lege ich, ergrimmt über mich selbst, die Geige zur Seite. Vielleicht bewirkt es die Stille der Nacht, die um mich waltet, da ertönt plötzlich in dem benachbarten Zimmer von einer weiblichen Stimme dieselbe Melodie, Anfang, Mittelglied und Ende!

‚Um Gottes willen,‘ schrie ich, ‚wer ist das?‘ und reiße die Tür auf und stürze auf den matt beleuchteten Gang hinaus.

Da steht an die Wand gelehnt ein altes Weib in nachlässiger Nachtkleidung, von widerwärtigem Aussehen.

‚Wer hat das gesungen?‘ frage ich atemlos und fasse sie an der Hand, als könnte sie mir entfliehen.

‚Meine Tochter, gnädiger Herr,‘ sagte sie und zitterte dabei.

Daß ich es kurz mache, Jonathan. Ich wollte mit aller Gewalt die Sängerin sehen, jetzt auf der Stelle, denn mein Blut spürte schon wieder den alten Gesellen in sich. Aber die Alte verweigerte mir das auf das bestimmteste. ‚Sie wisse auch, was sich schicke,‘ sagte sie mit widerlicher Förmlichkeit, ‚aber morgen in aller Frühe, wenn ich nicht abreise, wolle sie mir ihre Tochter vorstellen.‘ Drauf habe ich mich gefügt, wie ich nicht anders konnte. Aber als ich auf mein Zimmer kam, habe ich wieder die Geige zur Hand genommen, und nun spielte ich, bis ich sie, zur Erschöpfung müde, mußte sinken lassen, beinahe den ganzen Rest der Nacht an der einen Melodie ... Anfang, Ende und Mittelglied, besonders das letztere. Ich wollte es vor dem Vergessen bewahren, Jonathan!

Am andern Morgen kommt die Alte mit ihrer Tochter wirklich auf mein Zimmer. Es war ein blutjunges, blasses Mädchen von kaum achtzehn Jahren, schmächtig gewachsen, von jenem Schlage, den man noch überall bei uns in den ‚Gassen‘ antrifft. Es gibt dem nichts Ähnliches auf der ganzen Erde. Wenn du in Algier oder in Tunis durch eine Straße gehst, so glaubst du dich in ein mährisches oder ungarisches Landstädtchen versetzt, und ein Gleiches begegnet dir, wenn du eines der versteckten Gäßchen der Londoner City aufsuchst oder nach Rom kommst in jenen Winkel, den die Wellen der Tiber bespülen. Die Alte erzählte mir in weitschweifiger Weise, während ihr junges Reh schüchtern neben ihr stand, daß sie aus dem Elsaß sei, wo ihr Mann bis an seinen, vor kurzem erfolgten Tod die Stelle eines ministre officiant bekleidet habe. Damit glaubte sie wahrscheinlich sich in meinen Augen auf einen höheren Sockel gestellt zu haben, denn wenn sie dafür Vorbeter oder Vorsänger gesagt hätte,

wie es in deutscher Sprache heißt, so hätte ich sie nach ihrer Meinung nicht verstanden. Darum also konnte mich das Mädchen auf das Mittelglied einer so qualvoll gesuchten Melodie bringen.

Weiter erzählte sie, Elodie, ihre Tochter, habe schon als Kind großes Talent für die Schauspielkunst gezeigt, und einer aus ihrem Heimatsorte, der lange Zeit in Paris gelebt, habe immer behauptet, die berühmte Rachel habe gerade so begonnen, wie ihre Elodie. Nach dem Tode ihres Mannes, des ministre officiant, der immer dagegen gewesen, habe sie dem Berufe des Kindes freie Laufbahn gelassen. Elodie sei gegenwärtig unter allerdings bescheidenen Bedingungen Mitglied einer Schauspielergesellschaft, die morgen abend in dem großen Saale des Wirtshauses ihre Vorstellungen beginnen würde.

Ich verstand die Alte ganz gut, denn der Verruchtheit meines Herzens, die sich an dem wüstesten Umgange mit allerlei Leuten noch breiter und voller gesogen hatte, war eine solche Sprache etwas Landläufiges. Dennoch vermochte ich nicht, ihr den Fußtritt zu versetzen, den sie verdiente. Neben ihr stand, wie ich dir gesagt, das schüchterne junge Reh ... und die Melodie der Nacht tönte durch meine Seele. Ich sagte ihr also nur, ich würde den Tag über noch hier bleiben und am Abende in das Theater kommen, um mich von dem Talente Elodies zu überzeugen. Dabei bot ich ihr ein nicht unbeträchtliches Geldgeschenk. Wie aber das Mädchen das sieht, reißt es der Alten das Geld aus der Hand, wirft es weit fort von sich und flieht dann mit allen Zeichen des Entsetzens zum Zimmer hinaus.

Am Abende gehe ich ins Theater und sehe da mein junges elsässisches Reh als erste Liebhaberin in einem Stücke, dessen Titel ich bereits vergessen habe. Um es dir aber gleich zu sagen: es war keine Spur einer natürlichen Begabung in der Tochter des ministre officiant. Ich will nicht davon reden, daß sie ihre Rolle gar nicht verstand; aber alles, was

sie sprach und tat, war bis in den innersten Kern hinein falsch und abermals falsch. Da war an keine Besserung zu denken. Und dennoch, Jonathan, trotz dieser Falschheit und Geschraubtheit, die ich mit nichts anderem vergleichen konnte, als mit einem gänzlich verstimmten Instrumente, war dieses Mädchen imstande, meinen alten ‚Sched‘, der ohnehin seit der gestrigen Nacht sein Spiel in mir trieb, bis zur Fieberhitze zu entflammen. War es die Melodie, zu der mir das Mädchen verholfen hatte? Oder etwas anderes? Ich weiß es nicht mehr.

Nach dem Theater ließ ich es mir nicht nehmen, die Alte mit ihrer Tochter zu bewirten. Ich ließ vom Besten auftragen, was nur zu haben war, und da sie beide aus einem Weinlande waren, auch guten Wein. Meinem jungen Reh war er bald zu Kopfe gestiegen. Da begann ich von ihrem vermeintlichen Talente zu reden und bewies ihr haarscharf, daß sie eigentlich, was sie ihren ‚Beruf‘ nenne, für einen großen Rechnungsfehler ansehen müsse.

Anfangs stutzte sie, dann aber brach sie in ein leidenschaftliches Weinen aus. Die Alte gebärdete sich wie wild und nannte mich ein über das andere Mal einen Lügner und Verleumder. Da wird plötzlich mein junges Reh ruhig und sagt:

‚Beschimpfe ihn nicht, Mutter! Er lügt und verleumdet nicht, denn er versteht es besser wie wir.‘

Mir gefällt die Umkehr des Mädchens ganz ausnehmend.

‚Was soll ich aber jetzt anfangen?‘ fragt sie mich traurig.

‚Komm mit mir, Elodie!‘ rufe ich mit allem Ungestüm meiner Sinne. ‚Komm mit mir, und wäre es auch nur, daß ich jemanden bei mir habe . . . der die alte Melodie auswendig weiß!‘

Es steht irgendwo etwas geschrieben von einem ‚Taumelkelch‘. Aus diesem Kelche hatten wir beide getrunken. Sie hat zitternd ihre Hand in die meine gelegt. Elodie wollte mit mir gehen.

Gut! Am folgenden Tage habe ich die Alte, nachdem ich sie mit hinlänglichem Reisegelde ausgestattet, in ihre elsässische Heimat zurückgeschickt. Beim Abschiede sagte sie, es sei gut, daß es so gekommen, sie wäre auf eine solche Lösung ihres Verhältnisses zu Elodie immer gefaßt gewesen. Ich verstand das nicht und legte auch kein Gewicht darauf, weil mir nichts daran lag, welche Meinung sie von mir und meinem jungen ‚Reh' hegte. Erst viel später erfuhr ich, daß sie die Mutter nur gespielt hatte!

Betrachte nun wohl, Jonathan, wie das alles zugegangen ist.

Kann etwas gedeihen, was der Sturmwind zusammengeführt hat? Und wenn du Distelkörner in die Erde gestreut hast, können da Zedern und Palmen hervorsprießen? Wenn etwas grünen und keimen soll, schickt Gott nicht den Sturm als seinen Boten, sondern den sanften, eindringlichen Frühlingsregen. Und der hat uns beiden gefehlt.

Anfänglich ging alles noch leidlich gut! Mein junges Reh war folgsam und treu und schien es dankbar anzuerkennen, daß ich es aus der Einöde auf den rechten Weg geleitet hatte. Sie zog mit mir überall hin, wo man meine Geige begehrte, und ich ließ es ihr an nichts fehlen. Auch hatte ich mich über sie in nichts zu beklagen. Sie ging still und gefaßt, ohne aufdringlich zu werden, neben mir einher. Für Naturen wie die meinige, die in ihrer wilden Rücksichtslosigkeit nicht gerne gehemmt werden, war sie wie im voraus geschaffen. Sie nahm ihre Pflicht gegen mich viel ernster, als ich eigentlich verlangte. Das ermüdete mich zuletzt, weil der alte Geselle in mir, mein ‚Sched', auf so etwas nicht vorbereitet war.

Nur eines erließ ich ihr nicht, und das begehrte ich von ihr mit herrischer Gewalt. Sie mußte zu jeder Stunde des Tages und der Nacht darauf gefaßt sein, daß sie sich zu mir hinsetzte, um mir die eine oder die andere Melodie aus der

Synagoge, wie sie mir gerade durch den Kopf fuhr, vorzusingen. Als Tochter des ministre officiant zu Winzenheim im Elsaß trug Elodie sie alle im Kopfe. Oft wenn ich in später Nacht aus wüster Gesellschaft nach Hause kam, das Gehirn voll Weindampf und die Hände geschändet vom rouge et noir — immer fand ich sie meiner wartend. Sie konnte es sich nicht abgewöhnen, wach zu bleiben, denn sie mußte ja bereit sein, mir auf die Spur des einen oder des anderen Sanges zu verhelfen, wenn ich gerade wollte. . . .

Dabei, das mußt du wohl beachten, habe ich ihr niemals gesagt, wer ich eigentlich sei; sie hat auch niemals danach gefragt. Sie mochte sich oft denken, das sei die Laune eines Künstlers, der sich aus diesen seltsam verschnörkelten Singweisen etwas Apartes gestalten wolle. Habe ich es doch selber nicht gewußt!

O, Jonathan, es gibt keine schönere Geschichte, als die vom König Saul, dem sein Page David den Trübsinn mit der Harfe wegbannen muß, und auf der Erde lebt keiner, der sie besser verstehe als ich! . . .

Eines aber hatte ich dabei übersehen, daß nämlich in der Stille und Schweigsamkeit solcher Naturen wie Elodie etwas Verräterisches liegt. Mit einem Male öffnen sich die Lippen, und da gewahrst du erst, welch ein Zündstoff von langer, langer Zeit her sich in ihnen angesammelt hat.

So komme ich einmal mitten in der Nacht nach Hause und verlange sogleich von ihr, sie solle mir die Melodie vorsingen, die ihr Vater, der gewesene ministre officiant zu Winzenheim, am Versöhnungstage bei dieser Gelegenheit anstimmte. Zum ersten Male jedoch, seit wir uns kennen, weigert sie sich dessen; sie habe Kopfweh.

‚Du mußt es aber singen!‘ rufe ich herrisch.

‚Und ich singe es doch nicht!‘ ruft sie dagegen mit blitzenden Augen. ‚Ich lasse mich nicht länger erniedrigen!‘

Gott im Himmel, das nannte sie Erniedrigung! War

das nicht etwas, wovon mein ohnehin heißer Kopf sich noch mehr entflammen mußte? Dennoch bleibe ich, weil ich doch hören muß, was so urplötzlich über mein schüchternes Reh gekommen ist, gelassen und ruhig.

‚Warum erniedrigt dich das?‘ frage ich.

‚Warum?‘ schrie sie aus keuchender Brust, ganz verwandelt. ‚Weil ich für etwas anderes geboren bin, als um dir, wenn du gerade die Laune in dir spürst, alten Singsang vorzuleiern.‘

‚Für was hältst du dich denn geboren?‘ fragte ich mehr erstaunt als erbost.

‚Du hast mich aus meiner Laufbahn herausgerissen!‘ ruft sie wieder, aber noch schriller, wie wenn man einem an eine schmerzhafte Wunde greift. ‚Ich wäre eine zweite Rachel geworden!‘

Da steigt mir endlich mein alter wilder Geselle wieder ins Gehirn.

‚Du eine zweite Rachel?‘ sage ich hohnlachend und mit der mir eigenen Frechheit ihr ins Gesicht. ‚Ein einziges, ja das kleinste Bruchstück von dem Singsang deines Vaters ist mehr wert als dein schauspielerischer Kram!‘ und was dergleichen schöne Reden noch mehr waren, die ich ihr nach und nach beibrachte; denn wenn wir so fortleben wollten mit- und nebeneinander, mußte ich ihr ein für allemal ihre vermeintliche ‚Laufbahn‘ unter kaltes Wasser stellen.

Endlich wurde sie allmählich ruhiger, das heißt, ich nahm an, daß sie meine Worte beherzigt habe. Aber ich selbst glaubte nicht daran, denn von dieser Stunde an habe ich nie versucht, mir etwas von ihr vorsingen zu lassen. Mit dem war es also auch vorüber. Sie hat mich darum gebracht.

Ich habe seitdem oft daran denken müssen, ob es nicht damals ein Fehler gewesen, daß ich mich nicht auf der Stelle von Elodie trennte. Man soll einen Menschen nicht wie eine Spieluhr ansehen, die ihr Stückchen aufspielt, je nachdem

man sie aufzieht. Aber der Fehler war einmal geschehen, und ich war nicht die Natur, die sich das gerne eingestand.

Allerdings, eines hätte ich damals, wenn eben nicht mein ‚Sched‘ sich dagegen gesträubt hätte, tun sollen: meinem heißen Blute Zügel anlegen, was jedem, der seine Mutter gekannt hat, als wie etwas Heiliges erschienen wäre. Nur ich war blind und verrucht genug, um es nicht zu gewahren.

Zwei Monate nachher gab Elodie einem Kinde das Leben. Wir nannten es nach ihrer Mutter, denn darauf bestand sie mit einer ihr sonst nicht gewöhnlichen Heftigkeit: Perlchen.

Höre mich nun zu Ende, Jonathan! Es kommt noch das Traurigste.

Wie das Kind da war und ich zum ersten Male in seine Augen gesehen und ich mir gesagt habe: das ist dein Kind! da habe ich gleichsam an einem Rucke in meinem Gehirn gefühlt, daß der, von dem ich dir schon so vieles erzählt habe, mein alter wilder Kamerad in mir für lange Zeit, wenn nicht für immer sein Spiel verloren habe. Er mußte es verloren haben, denn ich ließ ihm von nun an keine Spannweite Raum, um sich wieder in mir auszudehnen und zu strecken.

Vor einem solchen Kindesstimmchen schweigt jeder Sturm, und wenn es weint . . . wenn es jauchzend in seinem Bettchen zappelt, dann zieht sich alle Verruchtheit und Schlechtigkeit des Herzens in einen Winkel zurück, und man versteht erst dann, was das heißt: Aus dem Munde der Säuglinge und Unmündigen hast du die Welt gegründet! Was geht da in einem vor, Jonathan? Und erst wenn in dem Kopfe des Kindes der Funke menschlicher Vernunft zu glimmen, wenn es zu sprechen anfängt!

Merkwürdigerweise war Elodie seit der Geburt Perlchens stiller und in sich gekehrter als jemals zuvor. Das machte mir, wie ich damals gestimmt war, um es dir aufrichtig zu gestehen, eigentlich nur wenig Kummer, und ich habe ihr

darum auch keine Vorwürfe gemacht, wiewohl es mir vorkam, ich müsse diesen falschen Ton aus dem Jubel meiner Seele entfernen und dürfe es nicht leiden, daß sie mir mit ihrem blassen Gesichte meine Freude verfinstere.

‚Hat sie nicht ihr Kind?‘ sagte ich mir zuweilen selber vor. ‚Kann sie nicht den ganzen Tag in seine Augen sehen, während ich alle Kräfte daran setze, damit es ihr an nichts fehle? Lebt sie nicht wie eine Königin? Und habe ich mich nicht eben, weil sie die Mutter meines Kindes ist, zu bezähmen angefangen? Was will sie also?‘

Wie ich aber gewahr wurde, daß sich ihr Zustand nicht ändere und sie im Gegenteil immer stiller und gedrückter wurde, schoß mir einmal mit der alten unbändigen Kraft ein Gedanke durch den Kopf: Sie denkt noch immer an ihre sogenannte ‚Laufbahn‘, und das Kind ist ihr im Wege!

O, Jonathan, ich hatte niemals gewußt, was Furcht ist, aber von diesem Augenblicke an begann ich für etwas, was unbestimmt vor mir schwebte, zu fürchten und zu zittern. Kennst du einen derartigen Zustand? Er reibt die Seele auf und ist eine Krankheit, der keine andere gleichkommt.

So waren fast zwei Jahre vergangen. Da machte ich eines Tages eine ganz andere Entdeckung. Das Kind war mit einer für sein Alter fast unglaublichen Leidenschaft seiner Mutter zugetan, gegen mich aber zeigte es einen unbezwinglichen Widerwillen. Anfangs habe ich diese Idee, wie es sich von selbst versteht, als über alle Maßen lästerlich von mir gewiesen, aber er rührte sich wieder in mir, der tückische ‚Sched‘, und ohne daß ich dagegen ankämpfte, führte er mich wieder zu ihr zurück.

Du kennst vielleicht das Spiel, das man mit Kindern treibt. Man lehrt es auf die Frage: Wem gehört dein Herzchen? oder: Wem gehört dein linkes, wem gehört dein rechtes Füßchen? zu antworten: Das gehört dem Vater und das der Mutter, und wie solche Narrheiten schon lauten, die so alt

sind wie die Welt. Wenn ich das Kind um solche Dinge fragte, antwortete es regelmäßig mit einem Blicke auf mich, Jonathan, den ich niemals vergessen werde: ‚Alles, alles gehört der Mutter!‘ Und wenn ich dann zärtlich böse fragte: ‚Für mich hast du also gar nichts übrig, Perlchen?‘ so sagte es mit einer Entschiedenheit, die zu ernsthaft und bewußt war, als daß ich sie nicht für etwas Unnatürliches hätte halten sollen: ‚Nein, nein, ich will nur die Mutter!‘

Es war alles vergebens! Dem Kinde gegenüber war ich ein machtloser Schwächling, nie ist ein Wort der Strenge über meine Lippen gekommen. Wenn es mich so behandelte, so lachte ich dazu und hielt es anfangs für kindische Ungezogenheit.

Was willst du mit einem Kinde anfangen? Selbst der Trotz eines solch kleinen Wesens, sein Schmollen und Grollen entzückt dich ja und wirft auf dein Tagewerk einen rosigen Schein. Denn ob so ein Kind an dich oder an die Mutter seine Schmeicheleien und Liebkosungen verschwendet, ist das, im Grunde genommen, nicht einerlei? Es gehört ja doch beiden an, und wenn die Vernunft wächst in dem kindischen Gehirne, gleicht sich das nicht von selbst aus? Das sage ich jetzt — damals dachte ich ganz anders über diesen Gegenstand.

Perlchen war nur *mein* Kind, sein Herzchen, sein rechter und sein linker Fuß, sein Lachen und Weinen, alles, alles an ihm gehörte nur mir allein, und ein anderer hatte kein Recht darauf. Niemand sollte genießen, niemand sich an dem Kinde erfreuen, wenn es nicht gleichsam mir seine Erstlinge dargebracht hatte. Und weil es nicht so war, weil ich der allerletzte war, dem Perlchen wie einem zudringlichen Bettler sein Almosen hinwarf, und das mit Widerwillen . . . darum fühlte ich mich höchst unglücklich.

Ich sagte es einmal zu Elodie.

‚Warum ist das Kind nur so gegen mich? Steckt da nicht etwas Unnatürliches im Spiele? Du erziehst es schlecht.‘

‚Ich erziehe es noch gar nicht,‘ gab sie gelassen zur Antwort.

Ich brauste auf.

‚Dann mußt du ihm,‘ rief ich, ‚mit der Muttermilch das eingeflößt haben!‘

‚Was denn?‘ fragte sie wie verwundert.

‚Perlchens Widerwillen gegen mich!‘ rufe ich außer mir.

Da lächelte sie so fremdartig ... so über alle Beschreibung eigen ... und wendete sich von mir ab.

Grade damals erhielt ich die Einladung eines polnischen Grafen, auf sein Schloß in Polen zu kommen und daselbst einige Wochen zuzubringen. Er wollte dem benachbarten Adel des Landes neben anderen Unterhaltungen auch den berühmten Geigenspieler vorführen. Ich machte mich also mit Elodie und dem Kinde auf den Weg. Es war mitten im Winter. Überall grundlose Straßen, von Schnee und Eis starrende Bäume und von der Kälte zu Boden geschleuderte tote Vögel. Nur noch wenige Meilen vom Schlosse des Grafen erkrankt uns plötzlich das Kind, und wir mußten in einem kleinen Städtchen, Busk ist sein Name, Halt machen. Außer einigen Gendarmen und Beamten, die dort in des Kaisers Namen Recht sprechen, findest du in ganz Busk keinen, der nicht zu uns gehörte, und es sind lauter ‚fromme‘ Leute oder, wie man sagt, ‚Chassidim‘.

Bei einem von ihnen fand ich mit Elodie und dem Kinde eine notdürftige Unterkunft. Kaum waren wir so untergebracht, so fiel auch, als wenn sie nur auf ein ruhiges Bett gewartet hätte, eine Krankheit über das Kind, und mit so rasender Schnelligkeit, als hätte sie es wieder nicht abwarten können, bis sie fertig mit ihm war ... mit meinem armen kleinen Perlchen!

Ich ließ dem Kinde alle Hilfe angedeihen, die in dem Städtchen nur zu haben war — Tag und Nacht saßen wir, ich und Elodie, an seinem Bettchen, sie still in sich gekehrt

wie immer, ich mit dem beständigen Aufschrei im Herzen: Was tust du, wenn dir das Kind stirbt?

O Jonathan, was waren das für Tage und Nächte! Das Kind lag meist in bewußtloser Fieberhitze, aber selbst in diesem Zustande glimmte der Funke menschlicher Vernunft in ihm noch stark genug, um mir seinen Widerwillen zu bezeugen. Von Elodie ließ es sich alles gefallen, sie durfte es drehen und wenden und auf den Arm nehmen und ihm Arznei geben, wie sie wollte; wenn ich aber die Hand nach ihm ausstreckte, um seine heiße Stirne zu berühren, wurde es unruhig, schrie oder wendete sich scheu zur Seite.

In einer Nacht, es war der siebente Tag der Krankheit, sitze ich mit Elodie am Bette des Kindes. Es schläft. Manchmal kommt über seine Lippen ein Wort; es gilt immer der Mutter. Von mir ist niemals die Rede. Da höre ich nebenan in der Kammer ein lautes Gesumme von Stimmen, und wie ich aufhorche, höre ich, daß sie drin Psalmen beten. Dann kommt ein Mann in unsere Stube, der der Quartiergeber selbst war, und fragte mich, ob ich einverstanden damit sei, wenn dem Kinde ein anderer Name gegeben werde, denn das betrüge den Tod, weil er dann gleichsam ein anderes Kind und einen anderen Namen antreffe. Ich nickte bloß mit dem Kopfe, währenddem aber erwacht Perlchen und schlägt die Augen auf. Es begehrt um Wasser; aber wie Elodie aufsteht, es ihm zu reichen, bemerke ich, daß sich das Angesicht des Kindes völlig verändert hat.

Entsetzt reiße ich es aus dem Bettchen.

‚Perlchen,‘ schrie ich, ‚stirb mir nicht!‘

Aber selbst in diesem Augenblicke ist in dem sterbenden, zuckenden Körperchen eine Kraft vorhanden, die sich gegen mich richtet. Es ringt in meinen Armen und will von mir befreit sein.

‚Zur Mutter!‘ ruft es.

Elodie nimmt das Kind an sich — es war eine Leiche.

Es ist mir noch, als hörte ich eine Stimme neben mir sagen:

‚Jetzt ist die Laufbahn frei!‘

Das höre ich noch deutlich und klar; nur weiß ich nicht, war sie es oder ich, der so gesprochen.

Dann umhüllte mich selbst die Nacht des Todes.

Wie lange dieser Zustand angedauert hat, möchtest du wissen? Viele, viele Monate.

Die furchtbare Krankheit, die mein Kind hingerafft, hatte mich selbst ergriffen, aber da ich einen eisenharten Körper habe, war es ihr schwer, mir beizukommen. Sie hätte mir gerne angetan, was sie meinem Perlchen getan hat, aber dagegen wehrte sich mein alter ‚Sched‘, der bei allem gesund geblieben war. . . .

Als ich eines Morgens von meinem Bette aus durch das geöffnete Fenster blicke, sehe ich einen polnischen Bauernburschen vorübergehen, der auf seiner Mütze ein Holunderbüschchen trug. Der Frühling hatte den starren Winter längst begraben.

Ich war ein gebrochener stiller Mann geworden. Elodie war noch in derselben Nacht, in der unser Kind gestorben, spurlos verschwunden. Gott der Lebendige weiß, wo sie jetzt ihrer Laufbahn nachgeht!

Die ‚Frommen‘ hatten mich gepflegt und gewartet, die ‚Frommen‘ hatten das Kind auf ihrem ‚guten Ort‘ zur Erde bestattet. Ich habe sie auch nicht mehr verlassen und bin fortan bei ihnen geblieben.

Sollte ich in meine frühere Welt zurückkehren? Ein Ekel erfaßte mich, wenn ich daran dachte. Ich habe die Geige niemals mehr berührt.

Vierzehn Tage darauf, an einem sonnigen Sabbattage, habe ich mich, mühsam gestützt auf einen Stab, in die Synagoge geschleppt, und daselbst habe ich mit lauter und vernehmlicher Stimme vor der offenen Thorarolle die Segensformel

die man nach einer überstandenen Gefahr betet, gesagt: ‚Gelobt seist du, Gott, unser Gott, Herr der Welt, der uns sich verpflichtet hat durch seine Wohltaten — er hat mir wohlgetan!‘ Und die ganze Gemeinde antwortete mir darauf: ‚Der dir wohlgetan, der tue dir ferner alles Gute, Sela!‘

Ich bin also bei meinen ‚Chassidim‘ geblieben. Von ihnen wird einst das Licht ausstrahlen über die Finsternis, denn sie sind stark und gewaltig in ihrem Glauben und haben mich das Mittel gelehrt, wie man Gott selbst zu sich herabzwingen kann. Sie werden einst auch den Erlöser in ihrer Mitte führen.

Für heute genug. Es wartet auf mich meine ‚Himmelsleiter Jakobs‘.“

Er war aufgestanden.

Greisenhaft schlich er in seine Kammer.

15. Perlchen.

Es läßt sich nicht länger verschweigen.

Jonathans Wesen ist im Innersten seiner Wurzel erschüttert. Seitdem sich seines Bruders Lippen erschlossen haben, seitdem er einen Einblick in dieses zerschmetterte Leben gewonnen hat, fragt er sich oft erschreckt:

„Wie konnte es dir einfallen, ihn für krank zu halten? Ist Reue und Bußfertigkeit eine Krankheit des Gehirns? . . . Er hat die Hand gegen den Vater aufgehoben, ‚ein ungehorsamer und widerspenstiger Sohn‘, und vom dreizehnten Jahre angefangen bis zum heutigen Tage gleicht das Dasein dieses Bruders jener ersten Geige, die ihm der Vater am Sabbate zertrümmert hat. In Scherben liegt es umher, und jetzt versucht er, ob er es mit Hilfe seiner ‚Himmelsleiter Jakobs‘ wieder notdürftig für den kommenden Rest zusammenstücken kann. Er spricht immer von seinem wilden ‚Sched‘ und mißt ihm alle Schuld zu. Ist es nicht dasselbe Blut, das auch in meinen Adern rollt? Was unterscheidet ihn von seinem Bruder?“

War es nicht, als sollte er mit linder Hand über die Stirne des Landstreichers fahren, um jede Falte und jede Runzel, die das erbarmungslose Leben dort hineingeätzt, auszulöschen und ihm zu sagen: „Bruder, du bist entsühnt! ... Stehe ich nicht im Begriffe, dem Andenken des Vaters einen noch heftigeren Schlag ins ehrwürdige Antlitz zu versetzen?"

Um die Persönlichkeit des Landstreichers, wie wir ihn auch fortan nennen wollen, breitete sich in Jonathans Augen etwas Ehrfurchtheischendes aus. Er konnte ihn seitdem nicht anschauen, ohne eine gewisse Scheu vor ihm zu empfinden. Jetzt begriff er, warum sich sein Bruder an alles, was an den Vater gemahnte, so fest anklammerte, warum ihm der in Moder zerfallende Gebetmantel über alles ging! ... In den Moderstäubchen wehte der Geist des Vaters. Das war auch ein Herabzwingen, wie er es nannte ..., aber er war entsühnt. Aus dem widerspenstigen und ungehorsamen Sohne, der nicht gehorcht hatte der „Stimme seines Vaters", war ein neuer Mensch hervorgegangen, sein Erz hatte sich von den Schlacken gereinigt.

Es ist wie in der Nacht, bevor der Morgen graut!

Ein Stern ist im Niedergange und lischt aus, der andere strahlt in höherem Glanze auf.

Der Landstreicher erschien seit jener Nacht eigentümlich verwandelt. Sein Auge blickte freier und klarer, sein Gang war weniger gedrückt und scheu. Wenn er am frühen Morgen nach dem „guten Orte" ging, machte er einen Umweg durch die „Gasse", und es war schon vorgekommen, daß er hie und da mit einem oder dem anderen Kinde im Gespräche stehend gesehen wurde, das nichts Eiligeres zu tun hatte, als nach Hause zu rennen, um seinen Eltern die seltsame Begegnung zu berichten. Er hatte dabei die Gewohnheit, dem von ihm ausgefragten Kinde die Hand auf den Kopf zu legen. Es hatte dann den Anschein, als wollte er es segnen. Wenn er aber Frauen und Mädchen begegnete, so wich er ihnen

aus; er behastete seine Schritte, um sobald als möglich aus ihrer Nähe zu kommen. Die einen kicherten dann hinter ihm, wie es nur Mädchen können, welche die Welt als nur zu ihrer Bewunderung geschaffen betrachten, die älteren Frauen dagegen konnten sich eines gewissen Schauers nicht erwehren, wenn sie ihm nachblickten, den sie doch einst in der Unbändigkeit seines wilden Blutes gekannt hatten.

Weit, weit von Polen her, da wo es noch Wölfe gibt, war er nach Böhmen gekommen, um auf dem Grabe seiner Eltern „Jahrzeit“ zu halten. Was gehörte dazu für eine Frömmigkeit! Dazu fastete er am Montag und am Donnerstag, und an diesen Tagen erschien seine Gestalt gleichsam durchsichtig. Von jeher weiß es die Menschheit nicht, den sich seltsam aus dem Rahmen des alltäglichen Tuns Herausdrängenden gegenüber den Mittelweg zu finden. Sie hat entweder das Lächeln mitleidigen Spottes für sie oder den scheuen Aufblick bewundernder Demut.

Unvermutet kam er einige Tage nach jenem nächtlichen Gespräche während der Arbeitsstunde in die Fabrik. Wie im Traume schritt er durch die weiten Säle, wo die Räder schnurrten und fleißige Menschen ihrem Tagwerk oblagen, bis er endlich in einem Seitengemache mitten unter Büchern und Rechnungen seinen Bruder fand. Jonathan bezeugte ihm in fast ehrerbietiger Weise seine Freude, daß er es über sich gebracht, ihm diesen Besuch abzustatten; aber der Landstreicher schnitt ihm diese Äußerung sogleich mit der Frage ab:

„Wo ist dein Kind? Ich suche es schon seit guten zwei Stunden und kann es nicht finden.“

„Was willst du von ihm?“ fragte Jonathan erschrocken.

„Ich will sehen, ob es irgend eine Ähnlichkeit mit meinem Perlchen hat. Seit einigen Tagen geht mir das Kind nicht aus dem Kopfe. Vielleicht hat es etwas in den Augen oder in seinem Gange oder in seiner Bewegung, was mich an

Perlchen erinnert. Es könnte ja doch sein! Ich muß das Kind sehen, ich muß!"

Es lag eine Kraft und eine Entschiedenheit in diesem gebieterisch klingenden Wollen, gegen die selbst eine mehr gefestete Seele, wie die Jonathans, keinen Widerstand versucht hätte.

„Ich habe das Kind nicht zu Hause?" gab er stockend zur Antwort.

„Ein Kind nicht zu Hause?" rief der Landstreicher mit einiger Gereiztheit. „Ich muß es aber sehen!"

„Ich habe ihn mit Dorothea auf einige Zeit aus dem Hause gegeben," sagte Jonathan, der die schrecklichen Augen seines Bruders, ohne daß er aufblickte, auf sich gerichtet fühlte, leise.

Dennoch hatte ihn der Landstreicher verstanden.

„Wer ist Dorothea?" fragte er trocken.

Jetzt tat Jonathan, als ob er die Frage überhört hätte. Er hatte sich zur Seite gebückt; das Blut hämmerte gegen seine Schläfen.

Mittlerweile schien der Landstreicher in einer jener Anwandlungen von Vergessenheit, die seinem Zustande eigentümlich waren, die Antwort Jonathans nicht abwarten zu wollen. Er hatte sich wieder zum Fortgehen gewendet.

„Ich will um das Kind schicken," rief ihm Jonathan nach. „Du sollst es bald zu sehen bekommen."

„Was für ein Kind?" fuhr der Landstreicher auf. „Meinst du Perlchen?"

Er war an der Türe stehen geblieben und suchte, trotzdem sie vor seinen Blicken lag, die Klinke, dann kehrte er sich um.

„Vergiß darauf nicht, Jonathan!" sagte er nachdrücklich. „Das kann einem Menschen so leicht zukommen! Ich muß das Kind noch heute sehen! Ich muß Vergleiche anstellen, ob es mit Perlchen etwas Ähnliches hat. Vergiß also nicht darauf!"

Woher hatte der Landstreicher Kunde von dem kleinen Bernhard? Er hatte bis dahin noch nicht einmal nach ihm gefragt. Kannte er die Verhältnisse seines Bruders besser, als er zu verraten es für gut fand?

Eine Lösung dieser beunruhigenden Frage fand Jonathan erst am späten Abende.

Bella hatte einige Monate vor ihrem Tode von einem durchreisenden Photographen das Bildnis des Knaben anfertigen lassen; es hing unter Glas und Rahmen an der Wand, und der Landstreicher hatte es an sich genommen.

Am Abend vor dem Schlafengehen saß er davor mit auf den Tisch gestützten Armen, es aufmerksam beobachtend, indem er es bald näher an die Augen rückte, bald wieder in einiger Entfernung vor sich hinlegte, als wolle er es in allen seinen Einzelheiten prüfen.

„Das ganze Perlchen," hörte ihn Jonathan vor sich flüstern, „besonders was den Schnitt der Augen betrifft. Weiß ich aber, ob es schwarze oder blaue sind? Sogar das kleine Löckchen auf der Stirne hat es von ihm, das ich immer das Fragezeichen genannt habe. Und ich wette auch darauf, es lacht auch so, wie Perlchen gelacht hat, nämlich so, daß plötzlich auf der linken Wange ein Grübchen erscheint, das dort für gewöhnlich nicht zu sehen ist."

Plötzlich das Bildchen weit von sich fortschiebend, rief er mit der alten ungestümen Leidenschaftlichkeit:

„Ich will's und kann es nicht länger ansehen, du mußt mir das Kind zur Stelle schaffen, Jonathan! Ich muß wissen, ob die Augen deines Knaben blau sind oder schwarz. Ich muß wissen, ob, wenn er lacht, auch solch ein Grübchen zum Vorschein kommt, ich muß endlich wissen, ob nicht auch in seiner Stimme und Gebärde etwas liegt, was mich an Perlchen erinnert."

Wie er das sprach, war in dem Landstreicher allmählich der wüste Geselle wieder erwacht, den er seinen „Sched" nannte.

Er stand jetzt mitten in der Stube, hoch aufgerichtet, einem gewaltigen Gewitter vergleichbar, neben dessen Machtvollkommenheit kein anderer Wille bestehen darf.

Demütig sagte Jonathan:

„Ich verspreche es dir, Bruder, ich will um das Kind schicken. Du sollst es zu sehen bekommen."

Eine kurze Weile darauf schien der Landstreicher wieder alles vergessen zu haben, was ihn unmittelbar zuvor so mächtig bewegt hatte.

Er schlich gebückt und gebrochen, ohne das Bildchen Bernhards eines weiteren Blickes zu würdigen, wieder zu seiner „Himmelsleiter Jakobs".

Jonathan hatte sich die Art seines Bruders, daß sich nämlich dessen Gedankenleben gleichsam in Sprüngen bewegte, bereits so zu eigen gemacht, daß er mit Sicherheit darauf rechnete, der Landstreicher werde in den nächsten Tagen auf den Gegenstand seiner Sehnsucht nicht zurückkommen. In dieser Voraussetzung hatte er sich auch nicht getäuscht. Weder am folgenden Tage, noch auch später gedachte er des Knaben oder vielmehr seines Perlchens. Das Bildchen hing wieder unangerührt an der Wand; er war wieder in seine dumpfe Teilnahmslosigkeit zurückgefallen.

Aber so weit war es bereits mit Jonathan gekommen, daß er zwischen Fürchten und Bangen dem Augenblicke entgegensah, der dem Landstreicher wieder die Lippen öffnen konnte. Wie sollte er ihm entgegentreten, wenn der Bruder einmal in vollem Besitze seiner erschreckenden Willensgewalt verlangte das Kind zu sehen? Konnte er es ihm verweigern? Er suchte nach allerlei Vorwänden, sogar zur Lüge wollte er greifen! Alles schien ihm geboten und gestattet, wenn es ihm nur gelang, den nahenden Sturm zu beschwören. Mitten in seiner Seele war ein Riß entstanden, den nur die Feigheit ausfüllte.

Wem aber Furcht das Gemüt umfängt, der geht auf

abschüssigen Wegen. Er vernimmt stets Schreckensrufe hinter sich, daß er sich hüte vor den Abgründen rechts und links, und erst wenn er heil und gesund unten in der Ebene angelangt ist, überkommt ihn ein Gefühl wie von Scham, sich vor sich selbst nicht mutiger bewiesen zu haben.

Eines stand schon jetzt in ihm fest: wenn der Landstreicher ernsthaft wollte, so konnte er ihm nicht widerstehen. Dann mußte Bernhard zurückberufen werden.

Die Tage schwanden so in bleierner Schwüle hin. Es regte sich kein Lüftchen hoch oben in der Luft. Von keiner Seite ein erfrischender, belebender Hauch! Vor seinen Augen beständig die gefürchtete Gestalt des Bruders, der zu irgend einer beliebigen Stunde aus seinem Traumleben erwachen konnte, in sich aber die qualvolle Gewißheit, daß er dieser Stunde mit gelähmter Schwungkraft gegenüberstand.

So traf ihn eines Tages eine neuerliche Botschaft der blinden Veile, er möge, wenn er noch ein „Brösele" an sie denke, zu ihr kommen; sie hätte ihm diese Mühe gern erspart, aber ihre alten Füße hätten ihr mit einem Male, ohne zu fragen, den Dienst aufgekündigt. Sie werde ihn aber in keinem Falle lange über Gebühr aufhalten.

Zu jeder anderen Zeit hätte ihn der leise Vorwurf, der in der Botschaft Veiles lag, schmerzlich berührt; sie sagte ihm nichts weniger, als daß sich die alte Frau von ihm vernachlässigt fühle. Heute ging er verdrossen zu ihr.

„Was wird sie mir zu sagen haben," grollte es tief in ihm, „was ich nicht längst weiß und mit mir ausgemacht haben sollte?"

Diese Stimmung besserte sich auch nicht, als er beim Eintritte in das Stübchen der alten Frau ohne den sonst üblichen Gruß von ihr empfangen wurde. Als er an ihr Bett trat, rief sie ärgerlich:

„Hundertmal hätte ich indessen sterben können, und kein Mensch in der ‚Gasse', am allerwenigsten aber du, hätten

eine Ahnung gehabt, daß es eine Beile Oberländer weniger auf der Welt gibt."

„Bist du denn so allein?" fragte Jonathan erschrocken.

„Allein? Ob ich allein bin?" rief Beile, in dem bereits angeschlagenen Tone fortfahrend. „Ich soll mich vielleicht in großer Gesellschaft glauben, wenn die Bedienerin, die du zu meiner Wartung bestellt hast, lieber einer verlaufenen Henne nachjagt, als sich nach mir umsieht?"

Jonathan entschuldigte sein langes Ausbleiben mit den vielerlei Geschäften, die gerade jetzt auf ihm lasteten. Er habe niemanden, der ihm auch nur den kleinsten Teil davon abzunehmen die Lust hätte.

„Und dein Bruder?" fragte Beile.

„Mein Bruder," sagte Jonathan stockend, „ist noch nicht imstande mir zu helfen."

„Fastet er noch immer am Montag und Donnerstag?" fragte Beile rasch.

„Noch immer!" gab Jonathan zur Antwort.

„Und er tut den ganzen Tag nichts als beten und wieder beten?" rief die alte Frau nicht ohne Hohn. „Und hat dabei den Gebetmantel deines Vaters um?"

„Er ist fromm bis in die kleinste Ader hinein!" sagte Jonathan im Tone der innersten Überzeugung.

Beile Oberländer horchte hoch auf.

Er erkannte dies an dem Größerwerden ihrer glanzlosen Augen, daß es schien, als wolle der vertrocknete Lichtquell sich noch einmal öffnen.

„Und das nennst du fromm sein?" rief sie mit einer Bitterkeit, die ihr vielleicht selbst ungerecht vorkommen mochte, „das nennst du fromm sein, wenn einer an nichts anderes denkt als an sich, und auf nichts anderes sinnt, als wie er sich am schönsten zu dem lieben Gott stellt? Wenn er fromm sein will, warum war er es nicht als Kind? Warum hat er damals deinen Eltern das Herz abgegessen? Red mir

nichts von einer solchen Frommheit, Jonathan! Wenn er heute zu dir in die Fabrik kommt und setzt sich an ein Rad, um es zu drehen, damit du einen Arbeiter ersparst, so wäre mir das lieber als all sein Fasten und Beten, von dem kein Mensch etwas hat als er selbst."

„Du tust ihm unrecht, Veile," sagte Jonathan gereizt. „Wenn er die Eltern gekränkt hat, so hat er dies bitter gebüßt! Das Herz durchbohrt es einem, der ihn gehört hat, so wie ich. Das ist keine Heuchelei und Verstellung, Veile! Das ist wirkliche Frömmigkeit, und ich am wenigsten habe Grund, sie in Zweifel zu ziehen."

„Nimm du nur seine Partei, Jonathan!" rief die blinde Frau nun mit mächtig hervorbrechendem Grollen. „Verteidige ihn nur! Du wirst schon an dir selbst erfahren, wie weit dich seine Frömmigkeit bringt. Ich höre und sehe es dir ja schon an! Schlepp mich, ich geh' gerne, heißt es im Sprichwort, die Welt wird noch etwas Schönes erleben!"

„Was hätte ich tun sollen?" entgegnete Jonathan, anscheinend gelassen. „Hätte ich ihm die Schwelle zu überschreiten verwehren sollen? Er kommt nach langen Jahren nach Hause, ein kranker und gebrochener Mann, abgehetzt und müde! Hätte ich ihm sagen sollen: Das Haus des Vaters gehört dir nicht! Du bist uns fremd geworden! Sag selbst, Veile, was hätte ich tun sollen?"

„Weiß ich's," rief die blinde Frau mit erschreckender Trockenheit, „wenn du es nicht einmal weißt?"

Sie mochten beide fühlen, daß ihre Unterredung in diesem Tone, der so fernab klang von dem, wie er früher zwischen ihnen waltete, nicht fortgesetzt werden konnte. Die Saiten waren zu hoch gespannt und mußten reißen. Weil hierzu aber keiner von beiden gewillt war, schwiegen sie lieber.

Die blinde Frau war es, die zuerst das lastende Schweigen brach.

„Das muß anders werden, Jonathan, mein Sohn," fing

sie wieder an, wie aus tiefem Nachdenken erwachend, und es war der alte zärtliche Ton, den Jonathan so gut kannte. „Ich darf nicht zugeben, daß du zugrunde gehst. Das darf nicht vorkommen. Er vielleicht“ — sie machte dabei eine sehr deutliche Handbewegung, die niemanden im unklaren gelassen hätte, wen sie damit meine — „er vielleicht möchte es gerne sehen, wenn du so wirst wie er, und am liebsten wäre es ihm, wenn ihr euch beide in den alten Gebetmantel eures Vaters zusammenwickeln würdet. Und auf das, glaube mir, geht er los.“

Wie ein heller Sonnenstrahl fuhren diese Worte über Jonathans Gesicht.

In ihrer Sorge um Jonathan hatte sie nicht berechnet, daß das Bild von den zweien in einen Gebetmantel gewickelten Brüdern geradezu belustigend auf den vor ihr sitzenden Jonathan wirken mußte.

Er lachte laut auf.

„Gott sei gedankt und gepriesen,“ rief Veile Oberländer mit überströmender Wärme, „daß du nur wieder lachen kannst! Ich habe schier gemeint, der ‚Fromme‘ hat's dir abgewöhnt.“

Sie wurde nun eigentümlich gut aufgeräumt, was ihrem sonst so ernsthaften Antlitze außerordentlich schön stand. Jede Falte und Runzel leuchtete und strahlte. Das Einverständnis zwischen ihr und ihrem Lieblinge war wieder vollständig hergestellt, und das mochte sie so lustig, ja übermütig machen.

„Was krieg' ich von dir, Jonathan, mein Sohn, wenn ich dir eine gute Botschaft vermelde?“ rief sie dann und holte unter ihrem Kopfkissen ein zusammengelegtes Briefchen hervor, das sie ihm reichte. „Und — damit du es nur gleich weißt, Jonathan,“ fügte sie mit holdseliger Schämigkeit hinzu, „und nicht auf böse Gedanken gerätst, mein Liebhaber hat mir wieder geschrieben!“

„Ein Brief von Bernhard?“ rief Jonathan überlaut.

Es war gut, daß die blinde Frau ihn nicht auch sehen konnte.

„Wundert dich das," meinte Veile, noch immer schelmenhaft gestimmt, „wenn mir wenigstens einer treu bleibt? Es kommt das nicht alle Tage vor! Da, nimm den Brief und lies mir ihn vor. Es geht dir doch auch das Herz dabei auf."

Das Kind schrieb:

„Herzliebste Frau Veile!

Ich kann schon bis hundert zählen und mache keinen Fehler. Dorothea sagt, ich werde ein guter Rechenmeister werden und werde dem Vater bald helfen können. Ich kann auch schon Ziffern schreiben. Ich möchte aber nicht, daß Du es ihm sagst. Dorothea meint, ich muß das dem Vater selbst zeigen. Ich grüße Dich von ganzem Herzen und den Vater auch. Dorothea sagt jeden Tag zu mir: Heute wird er kommen und uns abholen, heute ganz gewiß! Aber er kommt nicht! Warum kommt der Vater noch nicht? Manchmal ist mir sehr bang. Ich und Dorothea gehen zusammen bis weit auf die Straße, wo man zu uns fährt und nach Hause kommt. Dann gehen wir wieder zurück. Der Vater ist heute auch nicht gekommen. Dorothea läßt Dich fragen, ob Dich einer führt. Sie sagt auch, es ist nicht recht, daß Du allein ausgehst.

Ich verbleibe mit Liebe Dein treuer

Bernhard."

Während Jonathan dieses las, war die alte Frau still und bewegungslos, wie dies allen Blinden eigentümlich ist, die darauf angewiesen sind, die vernommenen Eindrücke nur durch das Ohr beurteilen zu müssen, auf ihren Kissen gelegen.

Jetzt sah Jonathan, daß ihr heiße Tränen langsam über die gefurchten Wangen herabrannen.

„Kommt nichts mehr, Jonathan?" fragte sie leise.

„Es steht nichts mehr drin."

„Sei so gut und lies mir das noch einmal vor.“

Jonathan tat ihr ihren Willen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich möchte nur wissen,“ murmelte sie vor sich hin, „was sie damit meint, ich soll nicht allein ausgehen? Gehe ich denn überhaupt mehr aus, ich Riesin?“

Ein irres, flüchtiges Lächeln schwebte dabei wie verstohlen um ihre feinen Lippen.

Sie hatte die Augen geschlossen und lag dann wieder da, still und bewegungslos, eine geraume Weile.

„Jonathan!“ rief sie dann leise, ohne die Augen zu öffnen.

„Ich bin da!“ sagte dieser.

„Jonathan,“ rief sie dann mit schwacher Stimme, „möchtest du mir nicht einen Gefallen tun? Bleib in deinem Stuhl nur ein Viertelstündchen ruhig sitzen. Es hat mich auf einmal eine Schwäche überfallen und eine Lust zum Schlafen; ich weiß gar nicht, woher das kommt. Vielleicht hat das der Brief getan! Er ist mir zu Kopf gestiegen wie Wein, und den bin ich nicht mehr gewohnt. Nur ein Viertelstündchen, Jonathan! Dann sollst du sehen, daß ich wieder frisch und munter sein kann wie ein sechzehnjährig Mädel!“

Jonathan versprach ihr, auch länger auszuharren, wenn es ihr nur gut bekomme; er werde sich still verhalten wie ein Mäuschen.

Sie lächelte noch einmal und rückte dann ihren Kopf gegen die Wand.

Es war in dem kleinen Stübchen so stille geworden, daß selbst die verirrte Wespe, die mit ihren Flügeldecken an eine Fensterscheibe stieß, sich darob wundern mochte.

Schlief Veile Oberländer wirklich? Es war eine gute Viertelstunde vergangen, und Jonathan saß noch immer da, ihren Schlummer bewachend und beinahe mit Ängstlichkeit auf seinen eigenen Atem achtend, damit er die Greisin nicht störe.

Mit einem Male war sie wieder wach und wendete ihr Antlitz gegen Jonathan; es zeigte jene feine Röte, wie sie nur der gesunde Schlaf verleiht.

„Habe ich lange geschlafen, Jonathan?“ fragte sie.

Jonathan versicherte, sie habe zum mindesten eine volle halbe Stunde geschlafen, was sie aber hartnäckig, wie die meisten alten Leute, in diesem Falle nicht zugeben wollte.

„Du meinst das wirklich?“ rief sie mit der Entrüstung einer unschuldig Gekränkten. „Dann hast du dich von meinem Aussehen foppen lassen. Weil ich so still und ruhig dagelegen bin, und es hat sich kein Federl an mir gerührt, hast du geglaubt, ich schlafe. Ich habe aber nicht geschlafen, denn mein Denken ist wach geblieben. Und zum Beweise dafür will ich dir sagen, was für ein guter Gedanke mir eingefallen ist, indessen du der Meinung warst, ich liege im tiefen Schlafe.“

„Ich habe mich geirrt, Beile!“ sagte Jonathan lachend.

„Lach nur, mein Sohn, lach nur!“ rief die blinde Frau. „Du weißt nicht, wie wohl mir das bekommt. Noch besser als der gesundeste Schlaf! Und jetzt höre, auf was ich verfallen bin ... wenn du willst, im Schlafe.“

Sie hatte sich kräftig aufgerichtet, alle Schwäche schien von ihr gewichen.

Ihre Stimme klang klar und rein, wie in ihren besten Tagen.

„Da schreibt mir dein Bernhard — oder vielmehr das liebe Mädchen, denn ich bin nicht so von Sinnen, daß ich nicht weiß, das Kind kann noch keine Feder anrühren, aber ich tue so, als wenn ich es glaubte — da schreibt mir also dein Bernhard und fragt mich, warum ich denn allein ausgehe? Warum fragt mich denn das Kind nicht lieber, warum ich alte blinde Frau allein schlafe? Höre an, was einem alles zukommen kann. Ich bin in finsterer Nacht wach geworden, und weil ich mich durstig fühle, will ich Wasser trinken. Wer aber nicht kommt, wie ich auch rufe und

schreie, das ist die Bedienerin, die du für mich zahlst, Jonathan. Da merke ich aus einem kalten Luftzuge, der durch die Stube streicht, daß die Tür offen steht und ein Dieb oder Räuber kann hereingekommen sein und ich sehe es nicht. Sie ist nämlich hinausgeschlichen, heimlich und verstohlen, denn du mußt wissen, sie hat einen, der ein Maurer ist, und der führt sie ins Wirtshaus zum Tanze. Weil ich mich nun so allein gesehen habe, Jonathan, so ganz allein, und niemand war da, der mir den Trunk Wasser gereicht und die Tür geschlossen hätte, damit mir die Kälte nicht schade ... ich schäme mich nicht, es dir zu sagen, Jonathan, mein Sohn, ich hab' mich gefürchtet wie ein Kind, das man im Dunkeln zurückgelassen hat. Und ich habe auch geweint wie ein Kind. Ich bin eine alte nutzlose Frau, Jonathan, und dazu blind!"

„Das muß sich ändern, Beile!" rief Jonathan in großer Bewegung. „Du wirst von nun an bei mir wohnen!"

„Damit mich dein Heiliger, den du jetzt bei dir im Hause hast, fromm macht auf meine alten Tage?" unterbrach sie ihn mit herzlichem Lächeln. „Auf die Letzt könnte er sich noch rühmen, aus Beile Oberländer eine verdrehte und übertriebene Person gemacht zu haben, was sie doch, Gott der Lebendige sei dafür gelobt und gepriesen, all ihr Leben nicht gewesen ist! Nein, mein Jonathan! Bei dir wohnen! Hat man jemals eine solche Narretei gehört? Eine alte Frau sich einwirtschaften, wo, ich hoffe, einmal eine ganz andere walten soll! Nein, nein, Jonathan, mein Sohn, dazu bringst du mich einmal nicht, und wenn du mich mit sechs Pferden wie eine Kaiserin abholen ließest. Ich bleibe schon in meinem Stübchen, wo mich jede Fliege kennt und mir guten Morgen wünscht. Ich kenne fast jede an ihrem besonderen Summen. Weißt du, daß mich sogar die Bretter meines Fußbodens zu kennen scheinen? Da, wo sie ausgetreten sind oder ein Loch sich auftut, da rufen sie mir zu:

Veile, gib acht, du kannst fallen! Damit darfst du mir also nicht kommen, Jonathan, mein Sohn! Nur vor einem fürchte ich mich, und da kannst du mir helfen! Nur nicht allein schlafen möchte ich, nur nicht allein!"

„Was willst du also, das geschehen soll?" rief Jonathan. „Du findest mich zu allem bereit, Veile."

„In Wahrheit?" fragte die blinde Frau mit eigentümlicher Betonung zurück. „So tu mir den Gefallen, Jonathan, mein Sohn, und setz dich dort an den Tisch. Du findest dort ein ‚Tinterl', Papier und eine geschnittene Feder — sie kommen noch von meinem guten Mann, deinem ehemaligen Lehrer, her — und schreib mir einen Brief an das liebe Mädchen."

„Veile!" schrie Jonathan auf.

Sie aber, ohne sich daran zu kehren, fuhr fort:

„Und sag ihr in meinem Namen, im Namen der alten Veile Oberländer, sie möchte zu mir kommen und bei mir bleiben und mich bedienen."

„Ich kann nicht, Veile!" stöhnte Jonathan.

„Du kannst nicht?" fragte sie dagegen. „Was soll das heißen? Hast du mir nicht vor wenigen Augenblicken erst versprochen, du willst mir helfen? Jetzt weigerst du dich? Gut, ich will niemals mehr auf das Wort eines Mannes bauen, niemals, niemals!"

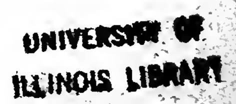
Sie hatte die letzten Worte im Tone eines schmollenden Kindes gesprochen.

Sie hatte allerdings gut so zu reden, denn sie vermochte die Todesblässe nicht gewahr zu werden, die Jonathans Antlitz bedeckte. Sie sah aber auch den Blitz nicht, der mit einem Male siegesfreudig darüber hinzuckte, daß es gleichsam in Flammenröte getaucht schien.

Sie hörte, wie er sagte:

„Gut, ich will schreiben!"

Die blinde Frau wiegte nachdenklich ihren Kopf.



„Du mußt mir aber noch einen Gefallen tun, Jonathan, mein Sohn,“ sagte sie.

„Sprich nur.“

„Wie heißt man einen, dem ein großer Herr, der nicht selbst schreiben will, in die Feder diktiert, und es sieht dann aus, als ob er's selber geschrieben hätte? Ich kann auf das Wort mich nicht besinnen.“

„Das ist ein Sekretär.“

„Gut, Jonathan, du sollst mein Sekretär sein, denn ich will selbst an sie schreiben.“

Jonathan hatte sich an den Tisch gesetzt.

Er horchte hoch auf.

„Bist du bereit?“

„Ja.“

„So schreibe:

Mein liebes Mädchen!

Es hat mich ganz insbesonders erfreut und erquickt, daß Du mich in Bernhards Briefe gefragt hast, ob ich noch allein ausgehe, aber lieber wäre es mir gewesen, wenn Du mir das persönlich sagen möchtest. Ich will Dir also hierauf, wie Du es verdienst, eine Antwort geben. Ich gehe gar nicht mehr aus und bin allein, ganz allein! Und in der Nacht, wenn alles schläft, wache ich oft auf, und da kommen allerlei schreckhafte Gedanken auf mich zu, daß ich mich schier fürchte, und manchmal läßt eine die Türe meiner Stube aus Leichtsinn offen, und es kommt ein kalter Luftzug auf meinen Leib. Wenn Du also glaubst, daß man sich mit einer alten Frau vertragen kann, die gar nicht diejenige ist, als was sie die Leute gewöhnlich ausgeben, so komme zu mir, mein liebes Mädchen. Du sollst es bei mir nicht schlecht haben, mein liebes Mädchen, denn ich falle niemandem gern zur Last. Du kannst bei mir wohnen, es ist noch genug Platz da für Dich, und Bernhard kann den ganzen Tag bei Dir bleiben. Nur in der Nacht möcht' ich nicht gern allein sein. Bei Tag

kannst Du Dich am Kinde erfreuen, so viel Du willst. Wirst Du zu der alten blinden Frau kommen, weil sie Dich darum bittet, mein liebes Mädchen? Dann bin und verbleibe ich in baldiger Erwartung Deine aufrichtige

Veile Oberländer."

Jonathan hatte die Unterschrift noch nicht beigesetzt, als die alte Frau mit einer Art gebieterischer Ungeduld fragte:

„Bist du fertig?"

„Ja."

„Dann tu mir noch den letzten Gefallen, Jonathan, mein Sohn, und schreibe darunter:

‚Nachschrift: Das hat mein Sekretär geschrieben.

Die Obige.'"

Jonathan schrieb auch dieses Diktat.

Dann trat zwischen den beiden ein Minuten anhaltendes Stillschweigen ein.

Warum die Wespe an der Fensterscheibe gar so beharrlich summte und ihre Flügeldecken rieb? Es klang fast wie ein Lied.

Endlich rief die blinde Frau:

„Weißt du, was ich jetzt tun möchte, wenn ich du wäre? Ich möchte sogleich ein Wägelchen und einen Kutscher aufnehmen, dem möchte ich den Brief übergeben und zu ihm sagen: Da hast du den Brief und dort und dort wohnt das liebe Mädchen mit dem Kinde. Die bringst du beide zurück. Das kann morgen oder übermorgen sein. Ich kann's gar nicht erwarten, Jonathan, mein Sohn!"

16. Dem Glücke entgegen.

Den Brief Veiles in der Hand, hatte Jonathan langsamen und gemessenen Schrittes das Stübchen der alten Frau verlassen. Er war an seinem Hause vorübergekommen, ohne es zu wissen, er hatte den „Ringplatz" betreten, bis ihn die Hammerschläge vor der Schmiede Jaroslaw Pateks belehrten,

wohin er eigentlich wollte. Der Schmied rief ihn beim Namen an.

„Wohin geht dein Weg?" fragte er ihn, in seiner Arbeit innehaltend.

„Zu dir, Jaroslaw," sagte Jonathan.

„Was willst du von mir?"

„Ich habe da einen Brief an Dorothea, sie soll mit dem Kinde wiederkommen," sagte Jonathan mit verlegenem Wesen. „Ich brauche einen, der sie abholt."

„Schicke mich," meinte der Schmied in seiner schlichten Weise.

Jonathan schaute zu der stämmigen Reckengestalt Jaroslaws auf. Er war bis an die Stirne rot geworden.

„Wie du meinen geheimen Gedanken erraten hast, Jaroslaw," sagte er, „gerade als wenn du mir in der Seele gelesen hättest. Ich kenne keinen, den ich lieber schicken möchte ... denn es soll kein Fremder sein."

Der Schmied reichte ihm über den Amboß hinüber die rußgeschwärzte Hand, die Jonathan herzlich drückte.

„Das ist also abgemacht, Bruder!" sagte Jaroslaw. „Morgen in aller Frühe mache ich mich mit dem allerbesten Wägelchen, das aufzutreiben ist, auf, und am späten Abende oder höchstens übermorgen bringe ich dir deine Dorothea mitsamt dem Kinde zurück."

Seine Dorothea!

Von einer plötzlichen Wallung erfaßt, mußte sich Jonathan vom Schmiede abwenden.

„Habe ich ihr sonst noch etwas von dir auszurichten?" fragte der Schmied.

Jonathan zögerte mit der Antwort.

„Nichts!" sagte er darauf. „Gib ihr nur den Brief, Jaroslaw. Wenn sie ihn gelesen hat, wird sie dir sagen, ob sie kommen will oder nicht."

„Du willst doch aber, daß sie kommt?" rief der Schmied etwas verwundert.

Jonathan verließ ohne Gegenrede den Ort, wo er stand und ging.

Der Schmied schaute ihm eine geraume Weile kopfschüttelnd nach. Aber indem er seinen wuchtigen Hammer zur Fortsetzung der unterbrochenen Arbeit wieder aufnahm, schwirrte ihm ein Gedanke durch das struppige Haupt, und dieser Gedanke lautete:

„Warum sagt er mir nicht, was in ihm vorgeht? Sehe ich es ihm denn nicht an, daß ihm das Herz an dem Mädchen hängt? Aber sie sind schon einmal so; es ist einer wie der andere. Selbst er macht davon keine Ausnahme! Sie haben kein Vertrauen zu uns; es steht immer wie eine Mauer zwischen uns und ihnen! Warum muß das so sein? Tschechen gegen Deutsche und Deutsche gegen Tschechen, und wenn Leute aus Jonathans Volk zwischen sie kommen, werden sie von beiden erdrückt! Aber am heiligen Weinachtsfeste, da singen sie allerorten und in allen Kirchen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! ... Mit den heiligen Worten ist es aber wie mit dem Sack Erbsen, den der Teufel einmal über die Erde ausgestreut hat. Die Menschen sollten sie wieder zusammenklauben und dann wird ewiger Friede auf Erden sein, hat der Teufel gesagt. Warum? Das weiß ich so wenig wie der Herr Jonathan. Wenn ihm das Herz an dem Mädchen so hängt, warum sagt er nicht zu ihr: Werde mein Weib!? Dazu haben sie ihm ja in Wien das Gesetz gegeben! Es steht ihm ja nichts im Wege! Aber hüben wie drüben haben sie die Erbsen noch nicht zusammengeklaubt. Das ist's!"

Ein kräftiger Hieb des Hammers auf den Amboß bekräftigte zuletzt die etwas abfällige Meinung des guten Schmiedes über Weltordnung und Menschen. Niemand hat sie gehört, als Hammer und Amboß. Aber was der böhmische Schmied in seiner Einsamkeit dachte, wird das nicht einmal allen gehören? Wer wird es wissen, daß in dem Manne

mit blutroten Schrammen an der Schläfe schon lange vorher derselbe Gedanke gehämmert hat? . . .

Von der Schmiede hinweg lenkte Jonathan seine Schritte nicht nach seinem Hause; er ging geradewegs wieder nach Veiles Stübchen.

„Dein Brief ist bestellt, Veile," sagte er atemlos, als käme er soeben von einem hastigen Gange zurück. „Morgen in aller Frühe fährt Jaroslaw Patek, der Schmied, mit einem Wägelchen ab. Übermorgen kann sie hier sein mit dem Kinde. Ich komme nur, um dir das zu sagen, Veile."

„Es ist gut so, Jonathan," meinte die blinde Frau, die von dem abermaligen Besuche gar nicht überrascht schien.

„Glaub mir, es ist gut so. Du hast es nicht besser ausrichten können."

„Du bist also zufrieden, Veile?" fragte Jonathan.

„Ganz zufrieden, mein Kind," sagte Veile. „Jetzt, wo ich nicht mehr allein schlafen werde, bin ich überzeugt, ich werde wenigstens einhundertundzwanzig Jahre alt, wie meine Urbabe (Urgroßmutter) Milke, die in ihrem hundertundzehnten Jahre einmal gesagt hat: Kinder, jung sein ist alles. Geht's tanzen!"

Dann setzte er sich wieder an den Tisch, an welchem er vor kaum einer halben Stunde in Veiles Namen den Brief an Dorothea geschrieben hatte.

Hat er ihn wirklich geschrieben? Hat er ihn wirklich dem Schmiede Jaroslaw Patek zur Bestellung an das Mädchen übergeben?

Er hatte das Gefühl, als brauste ein breiter und tiefer Strom, den er in der Dunkelheit nicht ganz überschauen konnte, an seinem Ohre vorüber.

In dieses Nachtdunkel leuchten nur zwei geheimnisvoll verschleierte Augen hinein. . . . Sie sprechen ihm von dem tiefen Wehe eines Menschen, der ihm so nahe verwandt ist, der mit ihm unter demselben Herzen dem jungen Leben ent-

gegengeatmet hat. Es ist alles eitel und nichtig! Der Strom wird nicht schmäler, und sein Rauschen und Brausen verstummt nicht.

Er seufzte tief auf.

„Vor einer halben Stunde hast du gelacht, Jonathan," rief Veile aus ihrem Bette vorwurfsvoll, „und jetzt tust du das gerade Gegenteil! Eine kuriose Welt das!"

„Gute Nacht, Veile!" sagte Jonathan plötzlich und ging.

Es war Abend geworden.

Erst jetzt erinnerte er sich, daß es Freitag abends sei und der Sabbat bereits seinen Einzug in die stille „Gasse" gehalten habe.

Ein Gedanke durchzuckte ihn, bevor er über die Schwelle seines Hauses tritt. Noch ist es Zeit! Jaroslaw Patek, der Schmied, fährt erst morgen in der Frühe mit dem Wägelchen ab, um Dorothea und das Kind abzuholen. Soll er nicht noch in dieser Stunde zu ihm eilen und ihm den Brief abfordern? . . .

Die Versuchung geht vorüber. Mit einem Lächeln auf den Lippen tritt er in sein Haus ein. Jaroslaw Patek, der Schmied, wird morgen mit dem Wägelchen davonfahren. Die Bitte der blinden Frau wird erfüllt werden. Morgen oder höchstens übermorgen wird Veile Oberländer nicht mehr „allein" schlafen.

Auf dem Hausflur muß Jonathan mit angehaltenem Atem ein Weile lauschen. Aus der großen Stube drang ein eigentümlich wildes Singen. Es ist der Landstreicher, sein Bruder, der den Sabbatgesang angestimmt hat:

„Frieden euch, Engel des Herrn, euch, Engel des Höchsten!"

Jonathan hat diese Melodie noch niemals vernommen, sie klingt so fremdartig, hie und da ertönt zwischendurch eine Art lachender Aufschrei, der die Seele schmerzlich berührt. Als Jonathan eintrat und seinem Bruder den üblichen Gruß entbot, schien dieser ihn nicht zu bemerken. Er schritt mit

großen Schritten in der Stube auf und nieder, seinen Kopf bald nach rechts, bald nach links verbeugend, dann wieder die Augen zur Stubendecke aufschlagend, als sähe er wirklich die Engel auf und ab schweben, denen sein Friedenslied galt. War das derselbe Mensch, mußte Jonathan fragen, der einmal mit seiner Geige die halbe Welt bezwungen und einer abgerissenen Singweise zuliebe sich an eine Schauspielerin gekettet hatte?

Dieses unregelmäßige Aufjauchzen und Aufschreien, das ward ihm jetzt klar, war etwas Gemachtes oder Angelerntes, es lag ursprünglich nicht im Wesen des Landstreichers. Es war in ihn hineingekommen, wie ein falscher Tropfen in eine edle Flüssigkeit.

Nach beendetem Nachtmahle, an welchem die Brüder, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, teilgenommen hatten, lehnte sich der Landstreicher mit geschlossenen Augen, als ob er ruhebedürftig wäre, in den Stuhl zurück. Gegen seine Gewohnheit murmelte er das lange Tischgebet leise vor sich hin; nur am Schluß, als er an die Worte gelangt war: „Ich bin einst jung gewesen und bin auch alt geworden, aber noch niemals sah ich einen Gerechten verlassen," schrie er laut auf und sagte dann ohne alle Vermittlung, indem er die buschigen Augenbrauen runzelte:

„Jonathan, in dir geht etwas vor! Ich sehe dir's an!"

Wieder fühlte er sich unter dem Banne dieser Augen.

„Was habe ich getan?" rief Jonathan erschrocken.

„In dir geht etwas vor!" wiederholte der Landstreicher mit erhöhter Stimme. „Du wirst es mir nicht ausreden. Du denkst Tag und Nacht daran. Du willst, daß ich wieder fortgehe. Ich soll meinen Stecken wieder ergreifen und nach Polen zurückwandern. Das willst du, und das sehe ich dir auf tausend Schritte an!"

„Du tust mir unrecht, Bruder!" sagte Jonathan still, ohne den Blick aufzuheben.

„Unrecht! Was heißt unrecht?" schrie der Landstreicher und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Hast du nicht versprochen, mir das Kind zur Stelle zu schaffen? Wo ist es? Wo ist Perlchen? Ich will sehen, ob es ihm ähnlich ist."

„Das Kind wird kommen," sagte Jonathan, „es wird bald kommen!"

„Wo ist es?" rief der Landstreicher gebieterisch. „Jedes Haar auf dem Haupte dieses Kindes ist gezählt, und du bist verantwortlich dafür! Weißt du, was mit dem Kinde in diesem Augenblicke vorgeht? Ob sie es nicht anhalten, frühmorgens, wenn es aufsteht, und abends, wenn es sich niederlegt, ein „Vaterunser" oder den „englischen Gruß" zu beten? Wo ist das Kind? Ich will es sehen und will es statt meines Perlchens haben. Ich will mich überzeugen, ob nur ein einziges Haar auf seinem Köpfchen gekrümmt ist, denn das Kind ist der Enkel unseres Vaters!"

„Das Kind ist in guter Hut!" rief mit einem Mal Jonathan wunderbar entschlossen. „Sorg dich nicht, Bruder, es ist bei Dorothea!"

„Wer ist Dorothea?" fragte der Landstreicher, wie er schon einmal gefragt hatte.

Offenbar hatte ihn die kräftige Sprache seines Bruders ernüchtert; seine krankhafte Aufgeregtheit war, wie Jonathan es schon öfters wahrgenommen hatte, einer plötzlichen Ermüdung gewichen.

„Wer Dorothea ist?" sagte Jonathan langsam. „Dorothea . . . ist die zweite Mutter meines Kindes!"

Aber der Landstreicher schien auf die eben erhaltene Auskunft kein Gewicht mehr legen zu wollen; äußerlich war er davon befriedigt. Denn sein inneres Leben war wieder dem Banne jenes geheimnisvollen Zaubers verfallen, den er irgendwo bei den „Frommen" in Polen gefunden hatte.

Mit diesem Zauber hatte es seine eigene Bewandtnis;

er trat nach jeder Kraftanstrengung mit doppelter Gewalt hervor, und so war es auch diesmal. Die Stirn in die hohle Hand gestützt, über den Augen jenen feuchten Glanz, der sie wie jedem äußeren Schauen abgewendet erscheinen ließ, sprach er im Tone der Verzückung:

„Aus dem Osten kommt das Licht, von dort bricht es an; es wandert vom Morgen bis zum Abende. Wehe denen, die sich vermessen seinem Laufe entgegenstemmen wollen, die da glauben, weil es noch klein ist und unbedeutend, sei es ein Lichtstümpfchen. Wie feurige Ruten wird es auf sie niederregnen, und sie werden wie dürres Stroh verzehrt werden. Denn die Welt ist krank am Kopf und siech am Herzen, und in der gleißend schönen Frucht bohrt der Wurm der Fäulnis! Wer kann jetzt sagen, daß er sein Kind in guter Hut hält? Stehen sie nicht allerorten in den Straßen und Ecken, um ihnen aufzulauern? Der eine zieht ihn zu seinen Büchern, der andere zu seinen Lüsten hin, und die dritte wirft sich ihm mit verbuhlten Augen um den Hals. Aber alle sagen sie: Ich bin die Freiheit! Komm mit uns, schmeicheln sie, und sei uns gut! Wir sind dir auch gewogen, und von Haß ist nichts mehr in mir geblieben! Lies mit uns, regiere mit uns, freue dich mit uns! Aber du hast noch nicht Zeit gehabt, einmal die Wimper aufzuschlagen, so ist das Kind verloren und verdorben ... ein stummes Grab gähnt vor dir! Warum hast du es nicht gehütet, warum hast du nicht jedes Haar auf seinem Haupte gezählt? Am Tage des Weltgerichts wird es dich anklagen! Da wird es hintreten, und aus dem Munde der Kinder werden schreckliche Worte hervorgehen. ‚Wo ist mein Liebling, meine Augenweide, wo ist mein Volk?‘ wird der Weltrichter fragen. ‚Es ist nicht da!‘ wird eine Antwort erschallen. ‚Es hat sich verloren und aufgegeben, denn es hat seine Kinder nicht gehütet! Es ist tot!‘“

Er hielt eine Weile inne.

War sein Reden bis dahin ein mit sich selbst geführtes Selbstgespräch, bei dem er vielleicht keinen Zeugen vermutet hatte, so erhob er sich jetzt zu einer unmittelbaren Ansprache an den ihm gegenübersitzenden Bruder.

Er hatte seine Stellung verändert; er saß aufrecht, und sein Angesicht war ganz frei.

Seine Stimme klang voll und durchdringend, als er wieder begann:

„Aber nicht so sprechen die ‚Frommen‘ und Gerechten im Osten, denn von dort wird das Licht ausgehen, und nicht eher endet sein Lauf, als bis es nach Westen gelangt ist. ‚Wir haben dein Erbteil gehütet, Herr,‘ werden sie sagen, ‚und als alle aus deinem Weinberge entflohen waren, um in den benachbarten Gärten ihrer Lust nachzugehen, haben wir, wir allein treu und wachsam ausgehalten. Nicht wir, o Herr, haben unsere Kinder, deine Augenweide, in die Freiheit geführt; nicht wir haben dein Erbe verschlemmt und vergeudet; nicht wir sind zu ihnen hinabgestiegen, die mit ihren Weibern lauerten, um dann von sich rühmen zu können: Siehe, wir haben euch vermindert, denn das Kind gehört nicht mehr seinem Vater an, es gehört uns. Nicht wir haben uns von dem Gifthauche ihrer Bücher betören lassen, in denen dein heiliges Wort angespien wird! Wir haben gebetet indessen und gläubig auf die Ankunft deines Boten geharrt. Deine Getreuen sind wir, gib uns unseren Lohn! Wir, deine Frommen und Gerechten, beugen vor dir das Knie, wir bücken uns vor dir und bekennen unseren Glauben; wir sind noch dein Volk und du bist unser Herr! Dein Erbe und dein Liebling, deine Augenweide und der Erstling deiner Liebe! An dem Tage ist Gott der Einzige und sein Name der Einzige!“

Er war aufgestanden und dicht vor Jonathan hingetreten. Es ging von ihm wie eine versengende Lohe aus.

„Jonathan,“ rief er, „antworte mir, wenn du kannst!“

„Was willst du von mir?“

„Hast du dein Kind in guter Hut?“ fragte der Landstreicher, die Blicke mit einer Art auf ihn gerichtet, als hätte er die Gewalt, die widerwilligsten Gedanken an sich zu ziehen und zu unterwerfen.

Aber Jonathan hielt diesen Blick aus.

„Ja,“ sagte er, „das Kind ist in guter Hut!“

Es ist beschlossen! Morgen in der Frühe wird Jaroslaw Patek, der Schmied, mit dem Wägelchen aufbrechen. Er wird den Brief Veiles mit sich nehmen. Dorothea wird ihn lesen und verstehen. Wenn nicht, so haben wieder einmal die alten schlimmen Gewalten, zwei „böse Augen“, gesiegt.

17. Auf grünem Feldrain.

Der Sonntagmorgen war gekommen. Der Landstreicher hatte sich seiner Gewohnheit gemäß frühzeitig erhoben und war eben im Begriffe, das Haus zu verlassen. Er trug um Kopf und linken Arm die ledernen Gebetriemen geschlungen.

Unten in dem Hausflur traf er mit Jonathan zusammen. Er sah ihn mit erstaunten Augen an.

„Wohin willst du so frühe?“ fragte er.

„Ich gehe meinem Kinde entgegen,“ sagte Jonathan.

„Deinem Kinde?“ rief der Landstreicher mit schlecht verhehltem Verdrusse. „Ein Vater soll seinem Kinde niemals entgegengehen, das ist gegen die Zucht. Das Kind muß kommen und der Vater es sitzend erwarten,“ fügte er mit unsagbarer Härte hinzu.

In seinem mächtigen Gehirne hatte er wieder den Faden gefunden, der ihn in die Wirrnis seines gestrigen Selbstgesprächs zurückführte.

„Ich freue mich aber auf das Kind,“ meinte Jonathan.

„Freuen? Wer freut sich noch auf dieser Welt?“ sagte der Landstreicher, die Brauen dichter zusammenziehend.

„Ich!" sagte Jonathan.

Der Landstreicher berührte mit der Hand den ledernen Knopf der Gebetriemen, der gerade über der Mitte seiner Stirn saß und führte sie dann andächtig zum Munde.

Wollte er sich damit gleichsam feien gegen die Gewalt des von ihm ausgesprochenen Gelüstes? . . .

„Du wirst auch einmal ganz anders reden!" sagte er.

Sie waren auf die Gasse getreten. Der Landstreicher blieb zögernd stehen.

„Ich sollt' dich heute nicht verlassen, Jonathan," rief er, und seine Stimme klang mit einem Male weich.

Er hatte die Hand auf Jonathans Schulter gelegt, was er noch niemals getan hatte.

„Ich gehe, auf dem Grabe meiner Eltern ‚Kadisch' sagen. Komm mit, Jonathan. Wir könnten da zusammen unser Herz ausschütten. Du hast es vielleicht auch nötig. Komm mit, Jonathan!"

Sein ganzes Wesen erbebte unter dem einschmeichelnden Klange dieser Worte. Es war wie eine Mahnung an sein Gewissen; es überlief ihn eiskalt. Es sah den Ringplatz hinauf, über welchen die Straße in die deutsche Gegend führt. . . .

„Ich gehe meinem Kinde entgegen," sagte Jonathan rasch und entschlossen.

Die Hand des Landstreichers glitt von seiner Schulter.

Sie trennten sich. Der eine ging rechts, der andere links. Zu den Toten lenkte der eine seine Schritte, während der andere dem frischen Leben entgegenging.

Die Sonne war prächtig aufgegangen. Vorbei an der noch geschlossenen Schmiede, der gestern der Meister gefehlt hat, wandelt er die Straße hinab, bis da, wo die letzten Häuser stehen und die Felder beginnen. Er will seinem Kinde entgegengehen; wie weit? Das weiß er noch selber nicht.

Die Morgenluft weht erquickend; der letzte beengende Dunst verfliegt; er fühlt sich so frei und wohlgemut! Er will

fortschreiten, solange ihn seine Füße tragen, bis er das Wägelchen findet, das ihm den Knaben und Dorothea bringt.

Es wogt ein tausendfältiges Sinnen in seinem Gemüte; kein Gedanke hat den rechten Platz, wo er sich ausbreiten und ausruhen könnte. Dabei ist sein Wahrnehmungsvermögen in einem ungewöhnlichen Grade klar und bestimmt. Er sieht und hört nur das Ganze, er lauscht auch dem Einzelnen, das ihm entgegentrittt. Auf den Feldern liegt bereits der sommerliche Duft. Die Zeit der Einheimsung wird bald beginnen. Er sieht nicht nur die reifende, im leisen Morgenwinde wallende Flur; er weiß und beurteilt auch das einzelne Feld, welchen Ertrag es geben wird, wer sein Eigentümer ist, und ob es gut oder nachlässig bestellt wurde.

Hie und da fliegt ein Vogel aus dem Gebüsche auf; er kennt zwar nicht seinen Namen, aber er verfolgt ihn mit seinen Augen, wie er weiter fliegt und sich auf einen andern Baum niederläßt.

Er ist über die heimliche Gemarkung längst hinausgekommen; ein fremdes Gebiet beginnt sich auszubreiten. Aber wie der Vogel auf dem Baume sich darum nicht kümmert, wem der Zweig gehört, auf dem er sitzt, so schweiften auch seine Gedanken acht- und schrankenlos bald zu dem, bald zu jenem.

Vor ihm lag die Straße, die in das „Deutsche" zieht. Er schreitet immer weiter; alle Müdigkeit hat sich gelöst, alles Bangen ist von ihm gewichen. Er sagt es sich nicht, aber in seiner Seele tagt die Überzeugung: er ist aus dem Bereiche der „bösen Augen".

Mittlerweile ist die Sonne schon hoch heraufgekommen; es sind bereits einige Stunden, daß er sich von der Heimat entfernt hat. Noch immer ist die Straße, die er dahinschreitet, menschenleer, die Sonntagsruhe waltet noch immer. Er wandert mit ungeschwächter Kraft rüstig vorwärts. Zur Rechten sieht er aus der Niederung, die dort beginnt, den spitzen Turm einer Kirche ragen; es ist das letzte tschechische

Dorf, das noch am Wege liegt. Dort an der Grenze zwischen deutschem und slawischem Wesen will er eine Weile rasten. Jetzt kommen ihm die ersten Menschen entgegen.

Es ist ein uralter Bauer, der mühsam, auf einen Stock gelehnt, dahinschleicht, während neben ihm die Bäuerin trippelt, ein gleichfalls betagtes Weiblein, dem aber die Last der Jahre den Gefallen an sich selbst nicht benommen hat. Sie trägt ein Blumensträußchen vorn am Brustlatze, und die rotglühenden Nelken stehen ihr gut. Sie lenken soeben von einem Seitenwege in die Straße ein und wollen wahrscheinlich nach der Kirche, woher die reine Luft die Klänge der Glocke trägt.

An der Straße steht eine verwitterte Steinsäule, und daran hängt unter Glas und Rahmen ein Bild der Mutter Gottes, die Krone auf dem Haupte und im Arme den gleichfalls gekrönten Heilandsknaben, wie er die Welt segnet. Davor bleiben die beiden alten Leute eine Weile stehen, und indem sie sich zu öfteren Malen bekreuzigen, geht über ihre Lippen wohl ein stilles Gebet.

Als er des Weges weiter ging, mußte er mehrmals zurückschauen. Er sah die Steinsäule zwar, aber von den alten Leuten war nichts mehr zu sehen. Sie waren in den Talgrund hinabgestiegen, und das wallende Getreide entzog sie seinen Blicken.

Es kann die Zeit kommen, wo er und Dorothea gemeinschaftlich an einer solchen Säule vorüberkommen werden, die ein ähnliches Bild an sich trägt, denn die Kirche, der Dorothea angehört, sucht und findet ja ihre Kraft besonders darin, daß sie ihre Erinnerungszeichen überall hinsetzt, ihre Kreuze, ihre Kapellen und Stationsbilder. Wenn Dorothea dann von seiner Seite fortgeht, wenn sie zu dem Bilde oder dem Kreuze hintritt, um ihm einige Minuten stiller Andacht zu widmen; wenn dann Worte über ihre Lippen gleiten, die er nicht mitempfindet, an denen er nicht teilnimmt . . . steht er

dann nicht allein, verlassen und ausgeschlossen? Hat dann ihre Gemeinsamkeit nicht aufgehört, wenn auch nur für eine kurz gemessene Zeit?

Die zwei uralten Leute, der Bauer und die Bäuerin, sind zusammen vor dem Bilde gestanden: Ein Hauch berührte ihre Lippen, sie bewegten sie gleichsam nach demselben Takte. . . . Ruht nicht darum auf allem ehelichen Leben ein so unnennbares Wesen, weil es aus der vollen und rückhaltlosen Einigung zweier Menschen hervorgegangen ist? Worin bestand denn sein und Bellas Unglück?

Er schaute noch einmal nach der Standsäule am Wege zurück. Er sah sie nicht mehr; wie ein grauer Flor hatte es sich um seine Augen gelegt. Er hatte vergessen, daß er sich auf einer ziemlich scharfen Biegung der Straße fortbewegt hatte. Allmählich kam wieder Klarheit in sein Sinnen. Er sah die Straße wieder in gerader Richtung vor sich liegen, und er mußte lächeln. Eine Erinnerung, die schon Jahre alt war, hatte sich ihm, ohne scheinbaren Zusammenhang mit dem früher Gedachten, in den Weg gestellt; er mußte ihr standhalten. Wer hatte am Freitag abend in seinem Hause die silbernen Leuchter auf den Tisch gestellt? Wer hatte das weiße Linnentuch darüber gebreitet? Wer hatte endlich seinen kleinen Bernhard an den Klang des „Schofars“ gewöhnt? . . .

Als hätte er sich stundenlang einer trägen Ruhe hingegeben und hätte versäumte Zeit nachzuholen, schritt er jetzt mit behastetem Schritte vorwärts. Er hatte die ersten Gehöfte des Dorfes erreicht. Eine andere Bildsäule steht vor dem Eingange desselben, wie zur Wacht hingestellt. Diesmal ist es der Heiligste unter den Heiligen des Landes. Um das Haupt und die steinernen Arme des im Priestergewande gemeißelten Johannes von Nepomuk hängen verwelkte Blumengewinde, denn es ist jüngst sein „Namenstag“ gewesen. Hätte Dorothea, wenn sie zufällig im Dorfe anwesend gewesen wäre, ihre Spende dem Heiligen vorenthalten? Er lächelt wieder.

Ihm ist's, als müßte er den heiligen Johannes von Nepomuk mit dem andächtig schief geneigten Kopfe, auf welchem fünf goldene Sterne leuchten, wie einen alten Bekannten seines blondhaarigen Mädchens grüßen.

Nein, nein, sie hätte gewiß die allerschönsten Blumen zu seinem Schmucke ausgesucht! Das sah ihr so ähnlich ... aber auch, daß sie am nächsten Freitage das weißeste Linnen des Hauses über den Tisch breiten wird.

Was kann Jonathan dafür, daß das uralte Rätsel der Menschheit noch nicht gelöst ist? ...

Er lenkte jetzt seinen Schritt in das Dorf; der Sonntag war erst jetzt im vollen Erwachen. Nicht mehr einzeln, sondern in hellen Haufen kamen ihm von allen Seiten die Kirchengänger entgegen. Lustige Knaben in frisch gewaschenen Hemden tummelten sich mitten durch und wurden nur hie und da durch das strenge Wort eines Vaters zur Ordnung verwiesen. Dazwischen Gekicher der jungen Mädchen, denen hie und da ein Bauernjunge im Vorbeigehen wahrscheinlich etwas Lustiges zugerufen hatte.

Was ihm jedoch auffiel, war, daß nur die Weiber neben dem unumgänglichen Blumensträußchen ein Gebetbuch in Händen trugen. Die Männer schritten ohne diese Bürde einher. Sind die Frauen überhaupt frömmer als die Männer?

Von der im Talgrunde liegenden Kirche kamen jetzt die mahnenden Klänge stärker durch die Luft; Mädchen und Frauen behasteten ihre Schritte, während die Männer ihre gleichmäßige Gangart beizubehalten bemüht waren. Hie und da noch ein Nachzügler; ein trippelndes Mütterchen oder eine junge Mutter, die sich noch unter dem Tore von einem an ihre Rockschöße angeklammerten Jungen losreißen muß. Dann ward es mit einem Male überall stille.

„Gestern wir und heute sie!“ dachte Jonathan laut, als er zum Dorfe hinausgekommen war. „Ist das nicht so wie ich und Dorothea?“

In demselben Augenblicke, wie er zum Dorfe hinauskam, sah er auf der Landstraße, die jetzt in schnurgerader Richtung vor ihm lag, einen fernen schwarzen Punkt, der immer größer und größer wurde, bis er sich zu einem Gefährte gestaltete.

Jetzt erkannte er bereits den Mann, der vorn auf dem Kutschbocke saß; es war Jaroslaw Patek, der Schmied. Nun nur noch eine kleine Weile lauschender Erwartung. Das Gefährte kommt immer näher; lustiges Peitschenknallen, und eine Kinderstimme ruft:

„Vater, Vater!“

Und der Wagen hielt mitten auf der Straße.

„Da bringe ich sie dir wieder, Bruder!“ rief der Schmied, indem er mit dem Peitschenstiele nach rückwärts deutete. „Und auch dein Söhnchen habe ich dir mitgebracht.“

Und Bernhard, der neben ihm saß, rief übermütig:

„Nicht wahr, Vater, ich habe gut geknallt? Das war ich, der so schön geknallt hat.“

Jonathan war bei den Pferden stehen geblieben, er schaute bald zu dem Schmied, bald zu seinem Knaben hinan, der, von Sonne und Luft gebräunt, in strotzender Gesundheit zu ihm niederblickte. Von Dorothea war nichts zu sehen. Die saß, verdeckt von dem schützenden Ledertuche, im Innern des Wägelchens und rührte sich nicht.

„Jaroslaw,“ sagte er, seine mächtige Empfindung hinter einer gleichgültigen Miene verbergend, indem er das eine der Rosse leise mit der Hand tätschelte, „warum kommst du erst heute? Ich habe dich schon gestern am Abend erwartet.“

„Red du mit so einer Frommen!“ lächelte der Schmied, und sein sonst so melancholisches Antlitz heiterte sich dabei seltsam freudig auf. „Sie hat an eurem Sabbat nicht fahren wollen und hat sich dagegen gesträubt wie ein Vögelchen, das nicht auf den Leim gehen will.“

Da wurde die Lederdecke plötzlich zurückgeschlagen; in

einem Satze war das Mädchen aus dem Wagen gesprungen und stand nun flink und behende auf dem Erdboden.

„Du Lügner!“ drohte sie, über und über von Röte übergossen, zu dem Schmiede hinauf. „Ich bin nicht gefahren, weil ich das Kind nicht der kühlen Nachtluft aussetzen wollte.“

Jaroslaw Patek lachte hell auf.

„Die hat Ausreden,“ rief er munter, „um den lieben Herrgott um seine Reputation zu bringen. Du mußt es ihr nur nicht glauben.“

„Geschah es wirklich wegen des Sabbats?“ fragte Jonathan leise, ohne die Augen aufzuschlagen.

Und sie, ebenso leise, entgegnete:

„Muß er denn das sagen?“

Dem Schmiede mochte dieses stille Zwiegespräch nicht ganz unbedenklich erscheinen; in scherzhaftem Zorne, wobei sein ehrliches Gesicht vor Freudigkeit leuchtete, rief er:

„Was, du nennst mich einen Lügner, Dorothea? Dafür muß Strafe sein, denn das kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Soll ich mir das sagen lassen, von so einem grünen Blut? Ich weiß aber, was ich tue! Sie darf mir gar nicht in den Wagen hinein. Da führt ein schöner Weg durch die Felder rings um das Dorf, bis man wieder auf die Straße kommt. Den muß sie zu Fuß gehen, und ich und der Junge da fahren indes lustig davon. Ein anderes Mal heiß mich nicht einen Lügner!“

Er schnalzte mit der Peitsche — und das Wägelchen rollte lustig in das Dorf hinein.

Sie waren allein.

Es war Dorothea, die zuerst in den ihr vom Schmiede angewiesenen Feldweg einlenkte; sie lief mehr als sie ging. Jonathan folgte ihr nur langsam. Zu beiden Seiten des Weges stand das reifende Getreide schon so hoch, daß es die Gestalt des Mädchens, wie es so flüchtig dahineilte, zuweilen ganz verdeckte.

„Dorothea!“ rief er hinter ihr.

Sie blieb, ihm abgewendet, stehen.

„Warum eilst du so, Dorothea?“ sagte er, nachdem er sie erreicht hatte. „Glaubst du, der Schmied wird auf uns nicht warten?“

Sie wendete sich zögernd ihm zu. Ihr Antlitz trug einen ängstlich lauschenden Ausdruck an sich, den er früher niemals an ihr bemerkt hatte. Schwere Tränentropfen standen in ihren Augen.

„Was ist dir, Dorothea?“ fragte er erschrocken. „Fürchtest du dich?“

„Ja,“ sagte sie, sich mühsam zusammenraffend, „ich fürchte mich vor dem Schmied. Was hat er da auf der offenen Straße hinauszuschreien, was nur zwischen mir und dir vorgeht? Und dann das Kind? Was wird das Kind sagen, wenn es erfährt, daß etwas Fremdes steht zwischen mir und ihm? Was geht das den Schmied an, was ich tun oder nicht tun will?“

Es war wirklicher Zorn, was aus dem Mädchen so sprach; das Weiße ihrer Zähne schimmerte dabei so sichtbar, und ihre Hände waren geballt, daß der Schmied von gutem Glücke sagen konnte, nicht gegenwärtig sein zu müssen.

„Dorothea,“ rief Jonathan ganz verwirrt, denn diese leidenschaftliche Art des Sprechens lag nicht im Charakter Dorotheas, „was willst du von Jaroslaw Patek? Du weißt, er ist ein guter Mensch, und er hat es auch nicht ernst gemeint.“

„Darum bin ich ja böse auf ihn,“ sagte das Mädchen finster. „Kein Mensch hat das Recht, mit solchen Dingen Spaß zu treiben. Was soll das unschuldige Kind denken, wenn es hört, daß ich an ‚euerem‘ Sabbate nicht fahren wollte? Bisher war es gewohnt, was sein ist als mein und was mein ist als sein anzusehen. Ich habe keinen Unterschied in ihm aufkommen lassen, und so habe ich es auch fortsetzen wollen. Jetzt hört es mit einem Male aus dem

Munde des Schmiedes, daß es etwas in der Welt gibt, was ihm allein gehört. Muß es da nicht von selbst auf den Gedanken kommen, daß es wieder andere Dinge gibt, die nicht ihm gehören? Seit das Kind bei mir ist, hat es niemals gehört, daß sein Sabbat nicht auch mein Sabbat und mein Sonntag nicht auch sein Sonntag ist. Wozu sagt das der Schmied? Das Kind sitzt neben ihm, es hört ihn und wird mir in Zukunft nicht mehr glauben."

„Du bist zu streng, Dorothea," lächelte Jonathan, „und du siehst die Sache viel zu ernst an."

Sie schüttelte mit einer Art wilder Entschlossenheit den Kopf, und Jonathan erkannte daran, daß der Zorn noch immer nicht von ihr gewichen war. Welch ein holdseliger Reiz um das Mädchen lag!

„Du hättest recht, Dorothea," sagte er, ihr in die feuchtglänzenden blauen Augen sehend, „wenn das Kind immer in deiner Hut bleiben könnte. Wenn es keinen anderen Laut hören würde, als der aus deinem Munde kommt, und keine Hand seinen Kopf berühren dürfte, als eben die deine! Kannst du aber der Luft verwehren, daß sie nicht zu dem Kinde kommt? Kannst du den Menschen verbieten, wenn das Kind älter wird, daß man es lehrt, wie es Dinge gibt, die nur sein sind und nicht dein?"

„Ja, ich kann," sagte das Mädchen mit leuchtenden Augen, „ich kann."

Ihr ganzes Wesen schien bei diesen Worten wie um eine Kopfeslänge dem Boden der gemeinen Wirklichkeit entrückt.

Jonathan sah sie erstaunt an. Solch eine Wandlung hatte er noch nie erlebt; vor seinen Augen blühte ein sichtbares Wunder auf, die volle Entfaltung einer Seelenknospe, die Lösung eines Geheimnisses, das ihn bisher im Dunkeln gelassen hatte.

„Wie willst du das anfangen, Dorothea?" fragte er wieder mit einem Lächeln.

Die holdeste Schamröte war dem Mädchen wieder in die Wangen gestiegen. Möchte es darum sein, daß sie Rede und Antwort geben sollte auf etwas, was ihr selbst ungeklärt im Gemüte lag? Ihre Stimme war zu einem leisen Flüstern geworden, als sie, halb zur Seite gewendet, die Hände ineinandergelegt, in reizender Verlegenheit sagte:

„Man muß dem Kinde nur tagtäglich vorsagen: Der Sabbat ist ganz dasselbe, was der Sonntag ist, und der Sonntag hat keinen Vorzug vor dem Sabbat. Ein Kind glaubt alles, das Gute wie das Schlechte. Es kommt nur darauf an, wer es ihm sagt."

„Dorothea," rief Jonathan, und er umfaßte sie dabei mit beiden Armen, „wo hast du das gelernt?"

„Ich denke nach!" sagte sie einfach und entwand sich ihm züchtig.

„Dorothea," sagte er noch einmal, „wo und von wem hast du das gelernt?"

„Gelernt?" gab sie zur Antwort. „Gelernt habe ich es nicht, aber ich habe es bei dir in deinem Hause gesehen, Jonathan."

Es war das erstemal, daß sie ihn so und nicht anders nannte. Dies sowohl, als die einfach schlichte Aufklärung, die sie ihm gegeben, brachte ihn in die äußerste Verwirrung.

„Dorothea," sagte er stockend und fast traurigen Tones, „ich muß dir deinen Irrtum benehmen. Bei mir hast du so etwas weder gesehen, noch gehört. Gerade im Gegenteile. Du möchtest ganz anders reden, wenn du die Gedanken hättest belauschen können, die ich vor kaum einer halben Stunde gehabt habe."

„Jonathan!" sagte das Mädchen, und das einzige Wort richtete ihn belebend wieder auf.

Er schaute wieder in ihre Augen und fand, daß es nichts Treueres auf dieser Erde gab.

„Warum bist du so traurig?" fragte sie ihn nach einer Weile.

„Du sagst, du habest in meinem Hause das gesehen? Du willst dein goldenes Wort von mir gelernt haben, Dorothea? Bist du da nicht im Irrtum?“ rief er.

„Es ist so,“ nickte sie mit dem Kopfe, „du und kein anderer bist mein Lehrmeister gewesen. Erinnerst du dich noch, wie du mich, die auf dem Bänkchen vor des Schmiedes Werkstätte weinend saß, mit dir genommen und in dein Haus gebracht hast? Hast du mich damals gefragt: Mädchen, wirst du auch über unseren Sabbat nicht lachen? Oder wird dir das und jenes, was du von uns siehst, nicht fremd erscheinen? Nein, du hast so etwas nicht gefragt, weil es gar nicht in deiner Natur liegt. Du hast nur einfach zu mir gesagt: Bleibe und wein dich aus. Und nachdem ich mich ausgeweint hatte, bin ich bei dir geblieben und habe all das, was ich von dir gesehen habe, auf dein Kind übertragen. Bist du da nicht mein Lehrmeister gewesen?“

„Und doch bist du im Irrtum, Dorothea!“ sagte er mit neu hervorbrechender Traurigkeit. „Armes Kind, ich bin gar nicht, wie du mich dir vorstellst. Ich stehe tief unter dir und reiche zu dir nicht hinauf. Ich bin ein von Zweifeln gequälter Mensch! Ich sehe das Glück vor mir, es steht vor meinen Augen, und ich kann es mit der Hand ergreifen. Warum bin ich nicht so wie du?“

Sie sah ihm mit ihren treuen Augen voll, und als wollte sie bis an den Kern seiner Seele dringen, ins Angesicht.

„Warum redest du nur so, Jonathan?“ sagte sie. „Ich verstehe dich nicht. Wenn ich dich so reden höre, so ist es mir, als ob ich Bernhard hören möchte, wenn er aus dem Schlafe spricht. Manchmal ist das, was er sagt, ganz zusammenhängend und hat einen Sinn. Dann aber, wenn ich meine, er ist wach, und ich will zu ihm sehen, kommt etwas dazwischen, was mir zeigt, daß er bloß träumt. Warum träumst du, Jonathan?“

„Vielleicht ist es so, wie du sagst, Dorothea!“ sprach er leise vor sich hin.

„Ein Mensch muß nicht mit offenen Augen träumen!" sagte das Mädchen mit ihrer ruhigen Festigkeit, und auch nicht der fernste Anklang eines Vorwurfes lag in diesen wenigen Worten. „Das erschreckt einen," fügte sie noch hinzu.

„Laß uns gehen, Dorothea," rief Jonathan mit einem Male überlaut, „der Schmied wird auf uns warten."

Jetzt schritt er ihr voran; sie folgte ihm nur zögernd. Aber der Weg zwischen den Getreidefeldern ward oft so enge, daß ihnen die bereits der Reife entgegenwallenden Ähren ins Gesicht schlugen.

Es kam ihnen niemand entgegen, dem sie auszuweichen hatten.

Die Luft war so still; oben am Himmel schwamm die Sonne im reinsten Gold. Sie hörten nur das Pochen ihres eigenen Herzens — und zuweilen das Summen eines Käfers, den sie aufgestört hatten. Von der Dorfkirche im Talgrunde erschollen jetzt drei rasch hintereinander folgende Schläge.

Jonathan wendete sich um; da sah er, wie Dorothea sich bekreuzte und dann mitten im Getreidefelde auf ihre Knie gesunken war. . . .

„Was war das, Dorothea?" sagte er.

„Sie haben zum Sanktus geläutet," gab sie zur Antwort.

„Ist das ein Gebet?"

„Ja."

„Kannst du es auswendig?"

„Ich kann es."

„So sag's, Dorothea, wenn du es darfst."

„Ich soll das nicht sagen dürfen?" rief sie verwundert.

„Es muß etwas Besonderes sein," sagte Jonathan, „weil du dabei auf die Knie gefallen bist."

„In unserer Kirche muß man sehr oft knien," antwortete sie, „besonders beim Sanktus."

„Wie lautet das?"

„Heilig, heilig, heilig ist der Herrgott Zebaoth, —" be=

gann Dorothea, indem sie unwillkürlich sich der Gegend zu=
wendete, woher die Glockenklänge gekommen waren.

Sie hatte die wenigen Worte in jenem Tonfalle, den
man den psalmodierenden nennt, gesprochen.

„Merkwürdig," unterbrach sie Jonathan, „sagt man das
auch bei euch?"

„Das ist unser Sanktus," sagte Dorothea mit großem
Ernste.

Dann setzten sie ihren Weg weiter fort, still und schweig=
sam, und je nachdem der Feldrain sich erweiterte oder ver=
engte, gingen sie bald neben=, bald hintereinander. Oft war
das Mädchen so dicht an ihn geschmiegt, ihr Atem wehte ihn
an, und all die Lieblichkeit ihres Wesens war ihm niemals,
selbst nicht unter der Linde des Wirtshausgartens, so un=
mittelbar nahegetreten. Und doch war es beiden, als schritte
der Engel mit dem flammenden Schwerte mitten zwischen
ihnen und hielt sie auseinander, daß sie, wie durch meilen=
weite Entfernungen getrennt, nebeneinander gehen.

So hatten sie den großen Kreis, den der Feldrain
rings um das Dorf zieht, beinahe zurückgelegt. Die weiße
Straße ward sichtbar, und dort wartete Jaroslaw Patek, der
Schmied, um sie der Heimat entgegenzuführen.

Wieder blieb Jonathan stehen.

„Dorothea," rief er ihr zu, die indessen um einige
Schritte zurückgeblieben war, weil sie Zeit gefunden hatte,
einige verspätete Korn= und Mohnblumen zu einem Strauße
zu binden, „Dorothea," rief er, „komm zu mir, ich habe mit
dir ja noch gar nichts gesprochen."

„Gleich, gleich," rief sie aus dem Getreide zurück, „ich
brauche nur noch zwei Blumen, eine rote und eine blaue,
dann bin ich fertig.

Sie kam dann, hochgerötet von dem in der steigenden
Sonnenhitze doppelt beschwerlichen Bücken, auf der Stirne
perlende Schweißtropfen.

„Für wen sind denn die Blumen?" fragte Jonathan neugierig.

„Die bringe ich der alten Frau Beile mit," sagte Dorothea, indem sie das Sträußchen in liebevoller Selbstbewunderung vor sich hinhielt.

„Sie ist ja blind, Dorothea!" rief er.

„Was tut das zur Sache?" meinte sie. „Wenn ich der alten blinden Frau erzähle: Da in diesem Strauße, den ich dir in die Hand gebe, sind rote und blaue Blumen, Kornblumen und Mohnblüten, und ich habe sie für dich auf dem Felde gepflückt, da wird sie sich erinnern, wie so ein Feld einmal ausgesehen hat. Und das wird ihr wohltun. Wie ist's so schrecklich, daß ein Mensch sagen muß: Einmal, vor so und so viel Jahen, habe ich einen grünen Acker gesehen oder ein Kornfeld, worin blaue und rote Blumen gestanden sind. Kannst du dir das vorstellen, Jonathan?"

„Ich weiß es nicht," sagte er halb zerstreut und schaute vor sich hin.

Er hatte ja nicht von den Blumen sprechen wollen, die Dorothea für die alte Beile gepflückt hatte. Er hatte sie zu sich gerufen, weil sich ganz andere Fragen auf seine Lippen gedrängt hatten. Nun aber floß der Strom ihres Redens so golden und klar, daß er ihr mit einer Art wonnigen Behagens fort und fort gelauscht hätte.

„Ich sage dir, es muß was Schreckliches sein, wenn man sich mit aller Gewalt darauf erinnern soll, wie es einmal vor so und so vielen Jahren draußen auf einem Felde ausgesehen hat," fuhr Dorothea fort, während die feine Röte ihres Gesichts allmählich wieder hervortrat. „Darum sollte man die Menschen schon frühzeitig daran gewöhnen, sich eine Sache ganz gut und genau anzusehen. Man kann ja nicht wissen, was einem geschieht."

Sie schwieg eine Weile; ihr Antlitz hatte einen eigentümlich sinnenden Ausdruck angenommen. Dabei hielt sie das

Sträußchen wieder vor sich hin, als gälten ihm allein seine Gedanken.

„Weißt du, Jonathan,“ begann sie wieder, und ihr Ton hatte etwas Geheimnisbergendes, „ich habe lange Zeit, ohne daß du es vielleicht bemerkt hast, mit unserem Bernhard manches stille Leid gehabt. Das Kind war merkwürdig eingenommen gegen alles Grüne, ja gegen alles Wachsende überhaupt. Wenn ich ihm eine Blume in die Hand gegeben habe, um damit zu spielen, hat er sie leichtsinnig weggeworfen; ich mochte so lange im Garten sein, als ich wollte, das Kind hat sich nie herbeigelassen, ein paar armselige Blümchen mit nach Hause zu bringen, um sie seiner Mutter zu übergeben. Aber gepflückt hat er sie und umhergestreut, als wollte er damit sagen: Sie sind zu gar nichts nütze. Das hat mich von dem Kinde lange Zeit bitter gekränkt, ohne daß ich ein Mittel dagegen gewußt habe. Aber mit Geduld habe ich ihn endlich doch dazu gebracht, eine Blume und überhaupt ein grünes Feld anders anzusehen, als sein eigensinniges Köpfchen gewollt hat. Jetzt ist das, gottlob! mit ihm ganz anders geworden. Jetzt hält er sich nirgendswo lieber auf, als draußen im Freien; und wenn er jetzt hier wäre, hättest du gesehen, wie gerade er die schönsten Blumen für Veiles Sträußchen gefunden hätte, viel schönere als ich, denn seine Augen sind jetzt offen. Warum das früher so ganz anders gewesen ist? Ich habe oft darüber nachgedacht und habe es nicht herausgefunden, bis es mir auf einmal eingefallen ist. Das war in jener Nacht, als die Männer mit den geschwärzten Gesichtern in unser Haus eindrangen. Wie soll das Kind Freude an einer Blume oder an einem grünen Felde finden, habe ich mir damals gesagt, wenn es in seiner eigenen Wohnstätte nicht sicher ist? In der Stille der Nacht, heimlich wie die Diebe und gewalttätig wie die Räuber sind sie gekommen und haben ihn erschreckt. Als ich meinem Vater davon erzählt habe — denn du mußt wissen, er hat

Bernhard auch sehr gerne —, so hat er gemeint: ‚Was willst du, Mädchen? Es hat einmal noch ärgere Zeiten gegeben, das ist jetzt wie Tag gegen Nacht. Nicht einen Fleck grünen Bodens haben sie besitzen dürfen; bloß die Stelle, wo sie ihre Toten begraben konnten, war ihr eigen. Sonst nichts.‘ Jetzt habe ich gewußt ... warum sich unser Bernhard so langsam und widerwillig an Blumen gewöhnen ließ.“

„Du hast mit deinem Vater gesprochen, Dorothea?“ fuhr Jonathan auf. „Um das habe ich dich ja fragen wollen!“

„Ja,“ sagte sie, ihn verwundert ansehend.

„Und was hat er dir gesagt?“ fragte Jonathan nach einer Weile stockend.

„Das habe ich dir soeben erzählt,“ meinte Dorothea.

„Von dem ist nicht die Rede, Dorothea!“ sagte Jonathan in einer Verwirrung, die den Augen des Mädchens nicht entgehen konnte.

„Ich verstehe dich nicht,“ erwiderte sie mit einem lieblichen Kopfschütteln.

„Hast du ihm gesagt, Dorothea ...“ sprach er leise, indem er ganz nahe an sie herangetreten war, „hast du ihm auch gesagt, daß du Bernhards Mutter werden willst?“

„Gleich am ersten Tage, als ich nach Hause gekommen war,“ sagte sie offen und klar.

Jonathans Frage schien sie nicht im mindesten überrascht oder verwirrt zu haben.

„Und er?“ fragte Jonathan.

Sie lächelte gar fein.

„Jetzt verstehe ich dich!“ sagte sie leise.

„Was hast du mit ihm gesprochen, Dorothea, und er mit dir?“

Es waren hastige, hervorquellende Worte, die Zeugnis gaben, wie stürmisch bewegt sein Gemüt war.

„Mußt du das alles wissen, du Gewalttätiger?“ meinet Dorothea. „Du bist doch kein Priester, dem ich zu beichten habe?“

„Sag's nur, Dorothea!" drängte Jonathan.

Sie besann sich einen Augenblick. Sie schien im Kampfe mit sich zu sein, ob sie der Bitte Jonathans willfahren solle oder nicht. Ihre Augen hatten den ruhig sicheren Glanz verloren; es leuchtete darin etwas Irres. Um ihre Mundwinkel hatte sich ein Zug gelagert, als wenn sie dem Weinen nahe wäre.

„Muß ich dir das sagen?" wiederholte sie unentschlossen.

Und da er nur mit dem Kopfe die Antwort nickte, schien mit einem Male ihr altes Wesen wieder in sein Recht getreten zu sein. Sie sah wieder mit ihren großen treuen Augen zu ihm hinan, und es war kein Falsch, keine Verstellung, auch nicht die flüchtigste Spur von Ziererei darin zu lesen. Der weinerliche Zug um die Mundwinkel war verschwunden.

Sie atmete tief auf, bevor sie redete.

„Nun gut, Jonathan," sagte sie, „da du es willst, so muß ich es dir wohl sagen. Du wirst aber sehen, es hätte damit noch Zeit gehabt, denn es ist nicht viel zu berichten. Der Vater, das mußt du wissen, ist ein Mann von kurzem Wort; es muß das von seinem Webstuhl kommen. Wenn er davor sitzt und webt, so muß er stille sein, denn sonst gerät seine Arbeit in Verwirrung. Wie ich ihm nun meine Sache erzählt habe, hat er einfach und ohne es sich lange zu überlegen, gesagt: ‚Soll ich dir einen Rat geben, Mädchen, oder erwartest du von mir einen Befehl?' ‚Weder das eine, noch das andere,' habe ich ihm geantwortet, ‚denn so lange ich lebe, bin ich stets mit mir selbst fertig geworden.' Erst sieht er mir, wie das so seine Gewohnheit ist, eine Weile ins Angesicht, dann sagt er: ‚Du hast recht, Mädchen, und bist auch alt genug, um dir selbst zu raten. Du mußt es wissen, ist es dein Glück oder nicht. Ich könnte dir zwar als dein Vater befehlen, denn das Recht steht mir zu, aber weil ich dich kenne, mache ich keinen Gebrauch davon.' Dann

setzte er sich wieder an seinen Webstuhl und webte weiter. Aber am Abende, als ich meinen Bernhard, der müde zum Umsinken war, zur Ruhe gebracht habe, und Bernhard hat gerade sein Nachtgebet beendigt und war bei den letzten Worten eingeschlafen, kommt er wieder und sagt: ‚Dorothea, du solltest die Sache nicht ganz allein auf dich nehmen. Deine Schultern werden sich zu schwach dafür erweisen. Dafür ist ja eben ein anderer bestimmt, und dessen Amt ist es, daß er dem Hilflosen seinen Rat gibt.‘ ‚Bin ich denn hilflos?‘ frage ich darauf. ‚Halte dich nicht für zu stark, Mädchen,‘ sagt der Vater, ‚und suche ihn auf.‘ ‚Wen meinst du, Vater?‘ frage ich wieder. Er sagt: ‚Geh zum Geistlichen in die Kirche, Dorothea, denn es ist ja doch eigentlich seine Sache.‘“

Jonathan fiel der sonderbar scharfe Ton auf, den Dorothea in diese letzten Worte legte.

„Das hat dir dein Vater gesagt?“ unterbrach er sie. „Und du?“

„Muß ich dir das auch sagen?“ meinte sie traurig.

Ihre Augen waren wie bittend auf ihn gerichtet.

„Das ist ja die Hauptsache, Dorothea!“ sagte Jonathan leise.

„Es ist wahr,“ rief sie, sich ermannend, „du mußt ja alles wissen. Aber ich weiß nicht, ob du recht daran tust. Oft ist es besser, daß man etwas für sich behält . . . und nicht alles sagt!“

„Dorothea,“ rief er heftig, „behalte es nicht für dich! Es könnte uns beide einmal reuen! Und es hängt davon so viel ab . . . Glück und Unglück!“

„Red nicht so, Jonathan!“ rief sie ängstlich. „Was ich dir zu sagen habe, ist ja nicht so wichtig. Wenn du es nach allen Seiten umkehrst und umwendest, so findest du darin nichts, was der Mühe wert wäre. Ich bin ein einfältiges Mädchen.“

Ein Schatten flog über Jonathans Angesicht.

„Sei nicht böse, Jonathan!“ bat sie. „Ich kann es nicht sehen, wenn du so dreinschaust. Ich will dir ja nichts verhehlen.“

Es verging aber doch noch einige Zeit, bis sie das aussprechen konnte, was ihr auf der Tiefe der Seele lag und sich ihr so schwer losrang.

„Was mir der Vater gesagt hat,“ begann sie halb zögernd, halb entschlossen, „das habe ich mir wohl gemerkt. Der Vater meint es ja so gut mit mir! Es ist mir die ganze Nacht durch den Sinn gegangen. Ich soll zum Geistlichen gehen, hat er mir gesagt, denn das wäre seine Sache. Erst hat es mir vor lauter Gedanken das Gehirn zerwühlt, als wären Ameisen darüber gekommen. Ist es nicht der Vater, der dir das geraten hat, und bist du nicht sein Kind? Und ich habe mir bittere Vorwürfe gemacht, daß ich ihn wie eine Vornehme behandelt habe. Warum soll ich nicht zu dem Geistlichen gehen? frage ich mich zum hundertsten Male. Gehen sie nicht alle zu ihm, weil es seines Amtes ist, ihnen ihre Last und ihre Bedrängnis abzunehmen? Willst du allein eine Ausnahme machen? Sie werden ja mit Fingern auf dich deuten, wenn du es nicht tust! Sie werden dich nicht in die Kirche lassen! Sie werden dich wie eine Kranke betrachten, der man aus dem Wege gehen muß!“

Das Mädchen mochte in diesem Augenblicke das Schwerste ihres Lebens ausgesprochen haben. Jeder einzelne Satz hatte sich ihr stoßweise entrungen; es war, als hätte sie mit jedem einen Kampf zu bestehen gehabt.

Von nun an sprach sie leichter und freier. Alles Zaghafte war von ihr gewichen. Es war wieder die alte Dorothea.

„Bist du böse?“ fragte sie mit dem vollen Anblicke ihrer treuen Augen.

Jonathan entgegnete nichts.

„Das war eine traurige Nacht, Jonathan!“ begann sie wieder. „Aber wie es Morgen ward, und draußen auf dem Hofe kräht der Hahn, und ich sehe, wie mein Bernhard in seinem Bettchen allmählich munter wird und die Arme ausstreckt, da ist mir mit einem Male der Nebel der ganzen Nacht von den Augen gefallen. Warum soll meine Sache, für die ich doch allein verantwortlich bin, seine Sache sein? habe ich mich gefragt. Warum soll das seine Sache sein? Und wenn ich nun nicht will? ... Hat er das Kind aufgezogen so wie ich? Hat er seinen Schlaf bewacht, wenn es krank war, oder hat es zum ersten Male sprechen gehört? Nein, nein! hat es in mir gerufen. Was weiß der, was ein Kind ist? War er's nicht, so war's der andere, der mit der glatten Zunge, der uns die schwarzen Männer ins Haus geschickt hat. O, Jonathan, was hat ihm das arme Kind getan, womit hat es ihn beleidigt? Wie mir das klar geworden war, da war ich auch schon fertig in mir. Seine Sache kann ja gar nicht die deine sein, habe ich mir gesagt. Und du gehst nicht hin zu ihm, Dorothea! Und Bernhard ist deine Sache, und sie geht ihn nichts an. Das alles habe ich mir gesagt, und wie Bernhard das erste Wort zu mir gesprochen hatte, war alles gut ... alles, alles!

Warum pressest du die Lippen so zusammen, Jonathan?“ unterbrach sie sich mit einem Male. „Es sieht fast aus, als ob du böse auf mich wärest. Ist denn nicht alles gut?“

Er versuchte zu lächeln, aber der Schatten der Traurigkeit, die sich wieder über ihn gelagert hatte, verscheuchte es.

„Alles ist gut, Dorothea,“ sagte er, „was von dir kommt. Hat dir dein Vater sonst nichts mehr gesagt? Er muß mit dir noch etwas geredet haben.“

„Nichts!“ meinte sie ausweichend.

„Erinnere dich, Dorothea!“

„Wie bist du doch!“ rief sie, ihr tiefes Erröten vor ihm verbergend. „Kann denn gar nichts in mir zurückbleiben?“

Er faßte sie an der Hand und zog sie an sich.

„Was hat er dir noch gesagt?“ fragte er, über sie gebeugt.

„Wie du mir geschrieben hast, ich soll zu der alten blinden Frau kommen, hat er aufs neue mit mir geredet. ‚Dorothea,‘ hat er gesagt, ‚ich sehe, deine Sache geht jetzt ihrem Ende zu. Du hast von mir keinen Rat annehmen wollen und bist zu dem Geistlichen nicht gegangen. Jetzt wirst du es ganz allein durchzuarbeiten haben, und niemand wird dabei sein, der dir hilft. Zweierlei Wege sind es, die vor dir offen liegen. Entweder du mußt es über dich bringen, seine Religion anzunehmen, oder er muß sich zu deiner bekennen. Einen dritten Weg gibt es nicht‘ . . .“

Unwillkürlich hatte sie das Wort „nicht“ so scharf betont, daß Jonathan, der sie, wie in stiller Verzückung, noch immer an der Hand hielt, nur dieses eine gehört zu haben schien.

„Nicht?“ schrie er überlaut.

Dann mochte ihm wieder die Besinnung gekommen sein.

„Dein Vater hat also gemeint, es gibt nur zweierlei Wege?“ sagte er mit dem Tone verhaltener Leidenschaftlichkeit.

„Ja.“

Plötzlich ließ er ihre Hand los; er hatte sich niedergebeugt und mit hastiger Bewegung von den Halmen des Feldes, die ihm zunächst standen, eine Handvoll Ähren abgerissen, die er dann wie prüfend wog.

„Sie sind noch nicht reif,“ bemerkte das Mädchen.

Da warf er die Ähren weit fort ins Feld; er riß Dorothea in stürmischer Umarmung an sich. Sein flammendes Gesicht an das ihre gedrückt, rief er:

„Dorothea, ich kann nicht von dir lassen, ich kann nicht! Ich werde den einen Weg gehen, ich . . .“

Dorothea stieß einen Schreckensschrei aus, wie er ihn noch niemals vernommen hatte.

Sie hatte sich aus seiner Umstrickung losgerissen und stand bleich und mit allen Anzeichen tiefster Verstörtheit vor ihm.

„Was ist dir?“ rief er. ‚Warum bist du so erschrocken, Dorothea? Hörst du denn nicht, daß ich alles tun will, um dich zu behalten!“

Sie stand einige Schritte von ihm entfernt.

„Das willst du tun, Jonathan?“ rief sie mit trocken heiserem Tone. „Warum willst du es tun?“

„Bist du dessen nicht wert, Dorothea?“ fragte er, dessen Augen und Antlitz leidenschaftlich flammten, zurück.

„O, mein Gott!“ sagte sie und griff dabei nach der Stelle ihres Herzens, als ob sie dort einen Schmerz empfände.

Dann kam sie langsam, ohne die Augen aufzuschlagen, auf ihn zugeschritten und legte ihre Hände auf seine Schulter.

„Tu das nicht, Jonathan,“ sagte sie innig, „tu das nicht meinetwegen.“

„Was willst du? ...“ rief er, unter dieser Berührung zusammenzuckend.

Sie aber war kraftlos an ihm hinabgeglitten, so daß sie fast den Erdboden berührte, und in dieser Stellung rief sie mit von Schluchzen erstickter Stimme:

„Tu das nicht, Jonathan! Wer bin ich, daß du um meinetwegen deine Seele schänden solltest? Ich könnte es ja nicht ertragen, daß du das meinetwillen getan hast! Denn ein Schänden deiner Seele wäre es, weil ich dich kenne und weil du das nicht ertragen könntest. Denk doch nicht dran! Du mußt so einen Gedanken weit fort von dir schleudern. Er darf dir nie mehr kommen. Du darfst es nicht tun, schon weil das Kind da ist. Um Bernhards willen tue es nicht, Jonathan! Das Kind darf keinen Lügner zum Vater haben.“

„Ich verstehe dich nicht, Dorothea!“ rief er verwirrt. „Willst du denn nicht mein Weib werden, Dorothea?“

„Tu es nicht, Jonathan!“ wiederholte sie unter strömenden Tränen. „Wozu bin ich denn da? Warum sagst du nicht zu mir: Dorothea, der Weg, den ich nicht gehen darf, geh du ihn! ... Ich bin ja bereit, ihn zu gehen.“

„Dorothea!“ schrie Jonathan, und er wollte das Mädchen an sich reißen.

Sie entwand sich ihm aber scheu und trat einige Schritte von ihm zurück.

In demselben Augenblicke fing die Glocke im Talgrunde wieder zu läuten an. Mit vorgebogenem Leibe horchte sie nach den Klängen hin, welche die Luft in aller Reinheit zu ihr trug; dabei ging ein leises Zittern durch ihren ganzen Körper.

Auf ihrem Antlitze lag keine Freude, wohl aber der Ausdruck einer gewissen Ängstlichkeit.

Als die Glocke geendigt hatte, rief sie:

„Komm, komm, der Schmied wartet auf uns, und das Kind wird sich fürchten, wenn es so lange allein bleibt.“

Ohne nach rückwärts zu schauen, schritt sie hastig voraus. Jonathan folgte ihr in einiger Entfernung. Nach dem gewaltsamen Aufschrei seines Glückes war er jetzt wie betäubt. Sie aber schritt immer hastiger und schneller vor ihm einher. Einige Male rief er wohl ihren Namen, sie aber kehrte sich nicht daran.

So hatten sie den Feldrain, der sich im großen Halbkreise um das Dorf zieht, zurückgelegt, ohne ein einziges Mal anzuhalten. Jetzt lag die Straße vor ihnen, und dort, wo die Bildsäule des heiligen Johannes von Nepomuk steht, harrt der Wagen mit den zwei Pferden.

Da blieb sie stehen; ihre Kräfte waren erschöpft. Nach einer Weile kam auch Jonathan.

„Dorothea,“ sagte er, und es klang wie ein Vorwurf, „es sieht ja fast aus, als ob du vor mir fliehest? Was ist über dich gekommen?“

Sie vermochte aber vor Erschöpfung nicht zu reden.

„Komm, komm,“ rief sie endlich mühsam, „der Schmied wartet, und das Kind ist mit ihm allein. Wie leicht kann es nicht Schaden nehmen! Und dann die alte blinde Frau! Sie wartet auch, und sie kann nicht schlafen, hat sie mir geschrieben, ohne mich. Komm, komm, Jonathan!“

18. Das Kind lernt.

Stumm und in sich gekehrt, als wäre aus der Welt alles verschwunden, was sie sich noch mitzuteilen hatten, saßen sie in dem engen Wagen nebeneinander. Es wollte kein Wort zwischen ihnen aufkommen. Nur der Knabe wurde, je näher es der Heimat zuging, desto lustiger. Jaroslaw Patek, der Schmied, mußte ihm bald die Peitsche, bald die Zügel in die Hand geben, und aus den übermütigen Zurufen an die Pferde mußte man erkennen, er sei der stolzen Meinung, die Tiere wüßten keinen besseren Führer als ihn. Dann glitt ein flüchtiges Lächeln über die bleichen und erschöpften Züge des Mädchens; man sah es ihr an, sie freute sich über die wachsende Kraft des Knaben und über die Heiterkeit seines Gemüts.

Als sie an dem ersten Hause angelangt waren, da wo der Mautschranken steht, sagte Dorothea, auf den Schmied deutend:

„Laß ihn jetzt halten, Jonathan. Ich will von hier aus sogleich zu der blinden Frau gehen. Es ist besser so, und das Kind braucht es nicht zu wissen."

„Wozu das?" meinte Jonathan. „Sie sollen wissen, die ganze Welt soll es wissen, daß ich dich wieder zurückgebracht habe."

Darauf sah sie ihn mit ihren treuen Augen bittend an.

„Red nicht so laut," flüsterte sie, den Finger, wie Schweigen gebietend, an die Lippen gelegt. „Der da draußen könnte dich hören."

„Er kann es hören!" rief Jonathan überlaut, und es war gut, daß das Rasseln des Wagens auf dem holperigen Pflaster ihn übertönte.

Der Schmied schaute sich nicht um.

Sie aber sah sehr erschrocken aus und duckte sich scheu

in die Ecke des Wagens zurück. Nach einer Weile sagte sie wieder leise:

„Laß mich jetzt, Jonathan! Es ist besser so, glaube es mir.“

„Warum bist du nur so ängstlich?“ fragte er sie.

Ihre Unruhe wuchs aber zusehends. Das Sträußchen, das sie auf dem Felde für die blinde Frau gesammelt hatte, zitterte krampfhaft in ihren Händen.

„Laß mich, Jonathan!“ rief sie, während sich ihr Tränen der Angst zu den Augen herausdrängten. „Die Luft ist mir so enge . . . laß mich . . . ich glaube, ich muß ersticken, wenn ich länger bleibe. . . .“

Da sagte Jonathan dem Schmiede, er möge einen Augenblick halten.

Dorothea sprang flink und behende heraus. Weder der Schmied, noch der Knabe schenkten dem ganzen Vorgange die geringste Aufmerksamkeit.

„Dorothea,“ rief ihr Jonathan noch einmal zu, „warum willst du gehen?“

Sie legte den Finger wieder an die Lippen, daß er schweigen solle.

„Es ist besser so,“ flüsterte sie halb abgewendet von ihm. „Zu Fuß bin ich von hier fortgegangen, zu Fuß will ich wieder zurückgekehrt sein. Dem Kinde sage, Dorothea muß jetzt bei der alten Frau wohnen, weil die so blind ist . . . und mache, daß es sich nicht kränkt. Wenn du willst, kann Bernhard sich während des ganzen Tages bei mir aufhalten.“

Ehe Jonathan ein Wort der Entgegnung finden konnte, war sie in ein Seitengäßchen eingebogen, durch welches man auf einem kürzeren Wege als über den Ringplatz zu dem Häuschen der alten Frau gelangen konnte.

In dem nämlichen Augenblicke war es Jonathan, als hörte er neben sich eine unsichtbare Stimme sagen: Wie eine Königin hättest du sie in dein Haus einführen sollen!

Warum hast du sie von dir gehen lassen? Warum hast du sie nicht zurückgehalten? Gerade jetzt hättest du mit ihr unter die „bösen“ Augen deines Bruders treten können. War zwischen dir und Dorothea nicht alles fertig? Was bedurfte es denn noch ferner?

Und nun geht sie zu der alten Blinden, um ihr als Dienstbote die schlaflose Nacht zu unterhalten!

Er war voll Zorn gegen sich selbst und Dorothea, denn weil seine eigene Seele noch unter den Nachwirkungen einer mächtigen Leidenschaft zitterte, war ihr das Verständnis für das Tun einer anderen verflüchtigt worden. Er begriff offenbar Dorotheas Scheiden nicht. In dieser Stimmung betrat er mit seinem Kinde das Haus, seinem Bruder entgegen.

Kaum daß der Landstreicher den Kopf von dem großen Folianten aufhob, der vor ihm auf dem Tische lag, als ihm Jonathan, gereizt, wie er noch immer war, seinen Knaben mit den Worten vorstellte:

„Da ist das Kind, Bruder! Sieh ihn an, ob du eine Ähnlichkeit findest.“

Jetzt erst richtete der Landstreicher die müden, unter den Lidern halbverborgenen Augen auf das Kind.

Durch die fremdartige Erscheinung erschreckt, die so fernab von dem bisher Gesehenen sich ihm darstellte, stand das Kind wie in den Boden eingewurzelt da und starrte den wilden Mann mit dem lang herabwallenden Barte, der das bleiche Gesicht umrahmte, an.

Die Prüfung schien nicht zugunsten des Landstreichers ausgefallen zu sein.

„Komm näher, Knabe!“ sagte dieser, nicht unfreundlich, aber gleichgültig.

Das Kind aber hatte nicht den Mut, dieser Weisung zu folgen.

„Gib ihm die Hand, Bernhard,“ rief Jonathan, „es ist dein Onkel Adolf.

Da richtete sich der Landstreicher wieder in seiner ganzen, über das Gewöhnliche weit hinausragenden Höhe auf.

„Was redest du ihm diesen Namen vor?“ brauste er heftig auf. „Verflucht ist dieser Name! Ich heiße Aaron, und ich habe keinen anderen Namen und will auch keinen anderen Namen haben.“

Dadurch steigerte sich der Schreck des Kindes bis zum Entsetzen. Es flüchtete sich, als wenn es dort Schutz suchen wollte, in den Schoß seines Vaters und verbarg sein Angesicht, um die wilde Gestalt nicht gewahr zu werden.

„Geh sogleich zu ihm,“ gebot nun Jonathan mit Strenge, „er ist dein Onkel.“

Das brach in dem Kinde, das diesen Ton vielleicht zum ersten Male in seinem kurzen Dasein in aller Entschiedenheit eines unabweisbaren Befehles vernahm, den Widerstand. Es ging von seinem Vater, die zaghaften Blicke auf die schreckhafte Gestalt geheftet, zu dem Landstreicher und blieb vor ihm stehen.

In dem Landstreicher schien sich aber in diesem Augenblicke eine jener Wandlungen zu vollziehen, die Jonathan bereits so gut kannte. Sie kamen und gingen, unvermittelt, ohne Übergang, wie die meisten Naturprozesse.

Er hatte sich wieder gesetzt und den Knaben an sich gezogen. Das war nun nicht in barscher und täppischer Weise, sondern so zart geschehen, wie man es ihm kaum zugetraut hätte. Es sah aus, als ob er eine zerbrechliche Puppe zwischen den Händen hielte, die keine unsanfte Berührung gestattete. Erst hob er dem Kinde, das sich willenlos in alles fügte, was er mit ihm vornahm, den Kopf in die Höhe und schaute ihm lange in die Augen, dann fuhr er ihm mit der Hand leise über Stirne, Wangen und Kinn; zuletzt legte er ihm den Finger auf die Lippen und nahm dabei eine horchende Stellung ein, als ob sie ein zartbesaitetes Instrument wären, dessen Tonklang er erproben wollte.

„Perlchen!“ seufzte er tief auf und drückte dann einen Kuß auf den Mund des Kindes.

Er zog es noch fester und inniger an sich und schien sich an seinem Anblicke nicht sättigen zu können. Er betastete seine Wangen und Lippen aufs neue, und wieder waren es die Augen, die für ihn unergründliche Geheimnisse zu bergen schienen.

Dadurch einigermaßen ermutigt — denn ein Kind legt seine Furcht bald ab, sobald es gewahr wird, daß ein Blick freundlich auf ihm weilt — wagte Bernhard zu sagen:

„Onkel, ich heiße nicht Perlchen!“

Er lächelte fein. Die volle Schönheit seines Antlitzes ward erst jetzt sichtbar. Wie er so da saß, das Kind vor sich haltend und es anlächelnd, mochte sich alles von ihm losgelöst haben, was seit langen Jahren sich um den Kern seines Wesens angesammelt hatte; er war wieder rein und blank hervorgegangen.

Er legte beide Hände kreuzweise auf das Haupt des Kindes, als wolle er es segnen, und in dieser einfachen Handlung lag eine unendliche Zärtlichkeit.

„Wenn er das Kind liebgewinnen würde,“ dachte Jonathan, „wie gut wäre es für ihn und — für uns!“

Mit einem Male rief der Landstreicher, indem er den Knaben unsanft von sich stieß, rauh und trocken:

„Geh mir aus dem Gesicht, du! Du bist ja nicht Perlchen! Du hast mich gefoppt!“

„Was hast du, Bruder?“ rief Jonathan erschrocken. „Was hat dir das arme Kind getan?“

„Er ist barhäuptig!“ schrie der Landstreicher, am ganzen Leibe zitternd. „Ich habe geglaubt, es ist Perlchen! Er hat mich betrogen. Ich habe ihn gesegnet, und er ist barhäuptig.“

Das Kind hatte sich laut weinend zu seinem Vater geflüchtet.

Die Aufregung des Landstreichers ward aber gerade dadurch noch mehr gesteigert.

„Sich von mir segnen zu lassen,“ schrie er mit verstärkter Gewalt, „von mir, auf den der große Rabbi von Sadagora, der alle Tage Wunder verrichtet, seine Hand gelegt hat! Und ist dabei barhäuptig und verleitet mich zu einer so großen Sünde! Geh mir aus dem Gesichte, daß ich dich niemals mehr erblicke.“

Jonathans Seele geriet in Aufruhr.

„Laß dir sagen, Bruder,“ rief er ihm mit rücksichtsloser Härte zu, „und wenn es deine Wunderrabbis auch hundertmal beschwören, es ist keine Sünde, auch ein barhäuptiges Kind zu segnen.“

Wieder ereignete sich, was Jonathan schon zu öfteren Malen zu beobachten in der Lage war. Wenn man den krankhaften Ausbrüchen des Landstreichers mit Kraft und Entschiedenheit begegnete, so trat mit verblüffender Raschheit eine Wandlung ins Gegenteil ein. Dies war auch jetzt der Fall.

Die Augen scheu auf den hochaufgerichteten Jonathan gerichtet, an den sich das Kind fest angeschmiegt hielt, war er plötzlich ein ganz anderer geworden. Es war wieder der kraftlose Mann, der an Leib und Seele gebrochene Landstreicher, der aus dem fernen Polen gekommen war, um „Jahrzeit“ auf dem Grabe seiner Eltern zu halten.

„Die Rabbis lügen nicht,“ sagte er leise vor sich hin. „Was möchte aus mir werden, wenn sie Lügner wären!“

Über Jonathan war wieder das tiefste Erbarmen mit dem Zustande des Bruders gekommen; er bereute innerlich, ihm wehgetan zu haben. Darum gab er dem Knaben allerlei schmeichelhafte Worte, um ihn zu bewegen, wieder „zum Onkel zu gehen, der es doch so gut mit ihm meine“.

Aber das Kind schrie in seiner noch nicht beschwichtigten Furcht:

„Ich will zu Dorothea! Wo ist Dorothea?“

Eine Weile lang besann sich Jonathan, dann sagte er hastig:

„Geh zu ihr, sie ist jetzt bei der alten Veile.“

Kaum war das Kind zur Tür hinaus, so rief der Landstreicher in einem Tone, der die unbezwingliche Sehnsucht ausdrückte, das Haupt auf die Blätter des vor ihm aufgeschlagenen Folianten legend:

„Perlchen, wo ist mein Perlchen!“

Inzwischen hatte sich Dorothea in der Stube der blinden Frau bereits häuslich eingerichtet. Die Greisin lag gerade in einem leichten Schlummer, als sie still und geräuschlos eintrat. Sie wachte nicht auf, und Dorothea setzte sich an ihr Bett. Nach dem auf der Landstraße zwischen ihr und Jonathan Vorgefallenen tat es ihr wohl, in dem dämmerigen Gemache zu sitzen und zuzusehen, wie eine alte Frau schlief.

So konnte sie ungehindert einem schrankenlosen Sinnen sich hingeben. Sie war von Jonathan mit einer Zusage fortgegangen, die sich erst jetzt in der Einsamkeit groß und lebendig vor ihr aufrichtete. Es ist so ganz anders gekommen, als sie es sich gedacht. . . . Sie möchte weinen und kann es nicht; sie möchte sich aussprechen, bis sie von allem sich befreit hat, was wie ein Druck auf ihrem feinsten Empfinden lastet, und hat niemanden vor sich, als die alte schlafende Frau. Sie seufzte tief, und davon wurde Veile Oberländer wach.

„Wer ist da?“ fragte die blinde Frau mit lauter Stimme.

„Ich!“ sagte Dorothea leise.

„Wer ist ich?“ rief Veile übellaunig. „Gott allein kann sagen: Ich! Ein Mensch hat seinen Namen zu sagen.“

„Dorothea ist da, Großmutter,“ sagte das Mädchen nochmals leise.

„Du mußt höher reden, mein Kind,“ rief Veile, „wenn ich dich verstehen soll.“

Dorothea wiederholte, indem sie sich zu ihr herabbeugte, ihren Namen.

„Bernhards ... Mädchen?“ fragte die alte Frau mit einer Art Schrecken.

Das dauerte jedoch nur einen flüchtigen Augenblick, kaum länger, als sie Zeit gehabt hatte, diese Worte zu sprechen.

Gleich darauf erhellte sich ihr Angesicht.

„Gib mir deine Hand, Dorothea!“ rief sie.

„Da hast du sie, Großmutter,“ sagte das Mädchen.

Sie hielt sie eine Weile, ohne ein Wort hervorzubringen, zwischen ihren knochigen Fingern; nur ihre Lippen bewegten sich. Ihre lichtlosen Augen hatten sich ungewöhnlich groß erweitert.

„Du bist also wirklich die Dorothea?“ sagte sie dann, tief Atem schöpfend. „Und bist zurückgekommen, um eine alte blinde Frau, die nicht mehr schlafen kann, zu bedienen? Du bist wirklich die Dorothea?“

„Ja, Großmutter,“ sagte Dorothea.

„Gott der Lebendige hat doch noch immer seine Wunder!“ sagte Veile Oberländer, ihr greises Haupt wie in unsagbarer Verwunderung schüttelnd.

Sie hielt die Hand Dorotheas, als ob sie sie nicht mehr lassen wollte, fest umklammert in der ihren.

„Dorothea, mein liebes Mädchen!“ sagte sie nach einer Pause ruhigen Stilliegens. ... „Du bist doch wirklich die, die ich meine, du bist doch Bernhards Dorothea, und ich fopp' mich nicht?“

„Ja, Großmutter,“ beteuerte Dorothea mit ihrem so ehrlich klingenden Tone.

„Merkwürdig,“ murmelte die blinde Frau, „was alles in der gegenwärtigen Zeit sich zutragen kann! Wer hätte das gedacht?“

„Was, Großmutter?“ fragte Dorothea.

„Was hast du davon, Dorothea, mein liebes Mädchen?“ sagte die blinde Frau mit bedeutsamem Achselzucken.

Und unmittelbar darauf, als wollte sie den Eindruck

dieser Worte aus dem Gemüte des Mädchens verwischen, sagte sie:

„Ich möchte nur eines gerne von dir wissen, Dorothea. Warum heißest du mich Großmutter? Ich habe ja niemals Kinder gehabt, folglich habe ich auch keine Enkel.“

„Weil mir kein anderer Name eingefallen ist,“ meinte Dorothea. „Bei uns nennt man jede alte Frau so.“

„Nur bei euch?“ rief Veile Oberländer mit der uns bekannten Schärfe. „Warum nur bei euch? Ich will auch so heißen, denn im Grunde genommen, wenn ich auch niemals das Glück gehabt habe, selbst ein einziges Kind mein zu nennen ... was deinen kleinen Bernhard betrifft, so ist es mir nicht anders, als wäre ich wirklich seine Großmutter. Du mußt nämlich wissen, wie meine Urbabe, das ist so viel, wie wenn du Urgroßmutter sagen möchtest, gestorben ist, hat sie nicht weniger als acht verheiratete und lebende Söhne und drei Töchter gehabt, und die zusammen haben wieder nicht weniger als vierundvierzig Kinder und zweiundzwanzig Enkel gehabt. Wenn sie alle am Sabbat zu der Urbabe gekommen sind, um sich von ihr benschen (segnen) zu lassen, so hat's in ihrer großen Stube ausgesehen, daß eine Stecknadel sich um einen Platz hätte bekümmern müssen. Kannst du mir sagen, wieviel Enkel und Urenkel auf eines ihrer Kinder gekommen sind?“

„Gerade sechs!“ meinte Dorothea nach kurzem Nachdenken.

Veile Oberländer schlug ganz verwundert die Hände zusammen.

„Gott Lebendiger,“ rief sie, „was bist du doch für ein Mädchen, Dorothea! Rechnen kannst du auch? Ehe man eins zählt, hast du herausgebracht, worüber ich mir den ganzen Tag den Kopf zerbrochen hätte. Wie hast du das nur angestellt?“

Dann lag sie einige Minuten still und regungslos da;

die Sonne fiel durch die kleinen Fenster der Stube und ließ auf ihrem Angesichte holde Lichter spielen.

„Dorothea, mein liebes Mädchen!“ rief sie wieder.

„Was willst du, Großmutter?“

„Wenn ich mich als deine Großmutter ansehen soll,“ sagte sie leise, „was bist dann du zu Bernhard?“

Dorothea gab aber keine Antwort.

„Komm her, ich will dir's ins Ohr sagen,“ flüsterte sie. „Doch nein,“ fügte sie sogleich hinzu mit ihrem holdesten Lächeln, „ich behalt' es doch lieber für mich, ich könnt' so ein junges Blut eitel machen. Einmal werde ich dir es aber schon sagen. Es kommt für alles seine Zeit.“

„Großmutter,“ rief Dorothea mit einem Male so laut, als hätte sie es mit einer Tauben zu tun; es war aber nur, um ihre übergroße Bewegung den lichtlosen Augen der alten Frau zu entziehen, „da habe ich dir etwas Schönes mitgebracht.“

Sie drückte ihr das Blumensträußchen in die Hand.

„Was ist das?“ fragte Veile Oberländer.

„Merkst du das nicht, Großmutter,“ meinte das Mädchen. „Blumen sind es!“

„Blumen?“ rief Veile. „Wie bist du auf die verfallen? Ich weiß ja gar nicht mehr, was eine Blume ist! Doch weil sie von dir kommen, will ich sie bei mir behalten. Du mußt nämlich wissen: nicht erst seitdem ich blind bin, weiß ich nicht mehr, was eine Blume ist, sondern seitdem mein Mann von mir gegangen. Er war so lange, lange krank gelegen, und das ist von den vielen Schülern gekommen, die ihm eine schwache Brust gemacht haben. Es ist aber merkwürdig, was solche Sterbende für Gelüste haben. Einmal sagt er zu mir: ‚Veile, mein Herz, ich möchte etwas Gutes riechen.‘ ‚Willst du das Gewürzbüchslein?‘ frage ich ihn. ‚Ich möchte eine frische Blume haben.‘ ‚Woher soll ich aber gleich auf der Stelle eine frische Blume nehmen? Bin ich ein Gärtner?‘

Weil aber sein Wunsch so inständig gelautet hat, und ich ihm doch nichts habe abschlagen dürfen, habe ich mich auf den Weg gemacht. Auf eines habe ich aber vergessen gehabt: es war bereits Winter. Wie ich nun, da mir das einfällt, durch die ‚Gasse‘ gehe und zu allen Fenstern sehe, ob ich da nicht einen Blumentopf sehe, es war aber in der ganzen ‚Gasse‘ nichts zu erblicken, begegnet mir Madlena, des Schusters Weib, die mir am Sabbat immer das Feuer angezündet hat, denn du weißt, das ist für uns ein Tag, an welchem man kein Licht anzünden darf. ‚Was suchst du?‘ fragte sie mich. ‚Ich suche eine frische Blume für meinen Mann,‘ sagte ich; ‚er möchte etwas Gutes riechen.‘ ‚So komm mit mir nach Hause,‘ meinte sie, ‚meine Tochter hat ein Nelkenstöcklein, das ist ihr so ans Herz gewachsen, als ob es ein Liebhaber wäre. Weil du es aber bist, für dich wird sie eine herunterschneiden.‘ Ich bin also mit ihr gegangen und habe richtig meine frische Blume bekommen. Und siehst du, Dorothea, mein Mädchen, mit der Blume an den Lippen ist mein Mann gestorben; sie hat ihm wohlgetan bis zu seinem letzten Atemzuge. Seit der Zeit habe ich keine Blume mehr in der Hand gehabt. Wozu auch, frage ich dich? Ich kann sie ja ohnehin nicht sehen."

Sie hatte kaum geendigt, als die Türe hastig aufgerissen ward und Bernhard hereingestürzt kam.

„Dorothea!" rief der Knabe mit dem ganzen Jammer eines Kinderherzens.

Weiter vermochte er kein Wort hervorzubringen.

Krampfhaft hatten sich seine Arme um das Mädchen geschlungen.

„Wer ist das?" fragte die blinde Frau aufhorchend. „Ist das nicht dein Bernhard?"

„Mein Bernhard?" rief dagegen Dorothea mit zärtlich zänkischem Tone. „Nein, Großmutter, das ist ein verzärtelter Knabe, der sich nicht schämt, weinend und schreiend über die

Gasse zu laufen! Er kann nicht fünf Minuten ohne mich leben. Schickt sich das für einen Knaben, der schon über sechs Jahre alt ist?“

Veile Oberländer murmelte etwas vor sich hin, was für Dorothea unverständlich klang. Wahrscheinlich war sie aber der Meinung, daß das Kind unter allen Umständen recht habe, denn alte Leute nehmen seltsamerweise immer Partei für die Kinder.

„Warum weinst du und schreist du?“ fragte Dorothea, sich zu dem Knaben niederbeugend. Ihr Ton klang ungewöhnlich streng und verweisend: „Kommt man so zu Veile Oberländer?“

Erst nach vielen Fragen gelang es Dorothea, in die verworrenen, von verzweifeltem Schluchzen unterbrochenen Reden des Knaben einen Zusammenhang zu bringen. So viel war klar: zu Hause in der großen Stube saß ein Mann mit einem langen Barte, der ihm bis auf die Brust herabfloß, vor einem großen Buche; der war sein Onkel und hatte ihn anfangs geküßt und gestreichelt und ihm den Namen Perlchen gegeben. Dann aber sei er böse geworden und habe ihn von sich gestoßen, weil er . . . weil er barhäuptig vor ihm gestanden, und da sei er zu Dorothea gelaufen.

„Das ist so ein Stück von dem ‚Frommen‘,“ sprach die blinde Frau halblaut vor sich. „Was liegt ihm daran, ob sich so ein Kind seinethalben fast die Augen ausweint.“

„Sag das nicht, Großmutter!“ rief das Mädchen in großer Aufregung. „Das Kind muß etwas begangen haben, was wahrscheinlich eine Strafe verdient. Würde er es sonst von sich gestoßen haben?“

„Was bist du doch für ein Narrele, Dorothea!“ meinte dagegen die alte Frau. „Hörst du denn nicht, warum man den Knaben so behandelt hat? Weil er barhäuptig vor ihm gestanden ist!“

Dorothea schüttelte ungläubig den Kopf; dann beugte sie sich zu dem Knaben herab.

„Bernhard,“ sagte sie, und ihr sonst so liebliches Antlitz war von einem erschreckenden Ernste beschattet, „sieh mir in die Augen, Bernhard! Sprichst du die Wahrheit?“

Das Kind schaute mit einem innigen Blicke zu ihr auf; es weinte nicht mehr.

„Ja, Dorothea!“ sagte es.

„Dann verstehe ich nicht, was vorgegangen ist. Dann ist ja dem Kinde ein großes Unrecht geschehen!“

Und um dieses Unrecht gleichsam zu sühnen, beugte sie sich nochmals zu dem Knaben herab und küßte ihm zärtlich die Stirne und den Mund.

„Großmutter,“ rief sie dann der alten Frau zu, „er hat ihn von sich gestoßen, weil er barhäuptig war? Ist denn das eine Sünde?“

„Was fragst du mich, Dorothea?“ meinte Veile Oberländer in übel verhaltener Laune. „Da mußt du den ‚Frommen‘ fragen, der neulich aus Polen gekommen ist. Der kann dir darauf eine viel bessere Antwort geben, als ich vermag.“

„Es muß aber eine Sünde sein, Großmutter!“ rief Dorothea heftig. „Wäre er sonst mit einem Kinde so hart umgegangen?“

Auf dem Antlitz der alten Frau malte sich sichtlich ein Kampf widerstreitender Gefühle. Sie wollte reden, schien aber das rechte Wort nicht finden zu können.

„Was willst du von mir, Dorothea?“ sagte sie endlich mit einiger Anstrengung. „Es ist eine Sünde, und es ist auch wieder keine, je nachdem man es nimmt. Keineswegs hat er das Recht gehabt, sich an dem Kinde zu vergreifen. Ist das nicht eine noch größere Sünde? Aber daran denkt dieser ‚Fromme‘ nicht.“

Dorothea schien aber von dieser etwas zweideutigen Auskunft nur wenig befriedigt. Ihre Lippen zuckten, und ihr ganzes Wesen sprach von einer namenlosen Angst.

„Großmutter,“ rief sie, „ich fürchte sehr, das Unrecht ist

ganz auf meiner Seite. Warum habe ich den Knaben nicht gelehrt, daß er nicht barhäuptig gehen darf? Warum habe ich das nicht gewußt?"

Veile Oberländer horchte wieder hoch auf.

„Sei ruhig, Dorothea, mein liebes Mädchen," sagte sie nach einer Weile, „du hast keine Sünde begangen!"

Von diesem Augenblicke an blieb Dorothea still und in sich gekehrt. Das Kind hatte sich wieder vollständig beruhigt, und trotzdem sie für sein Tun und Treiben nur geringe Aufmerksamkeit zu haben schien, war doch die Nähe der geliebten Pflegerin allein genügend, um allen Harm und alle Drangsal aus seiner kurz vorher so stürmisch bewegten Seele zu verbannen.

Als es dem Abende zuging, sagte sie mit einem Male zu dem Knaben:

„Bernhard, du wirst jetzt allein nach Hause gehen. Du wirst aber nicht mehr weinen, denn es schickt sich nicht mehr für dich, und ich kann es nicht leiden. Du weißt auch, was du vor dem Schlafengehen zu tun hast. Du kannst ja das Nachtgebet ganz auswendig wie ein großer Mensch. . . . Und wenn der Onkel dich wieder fragt: Warum warst du barhäuptig, Bernhard? so sage ihm nur: Dorothea hat das nicht gewußt, und er wird vielleicht nicht mehr so böse auf dich sein. Jetzt geh!"

Sie küßte ihn nochmals.

Das Kind schlich aber traurig von dannen.

19. Fragen und Antworten.

Enge und klein ist allerdings der Schauplatz der auf diesen Blättern verzeichneten Geschichte. Menschen sowohl wie Dinge reifen dort mit langsamer Bedächtigkeit irgend einer Lösung, mag diese in ihnen selbst liegen oder von außen an sie herantreten, entgegen. Sie gleichen darin dem

Kornfelde, das gerade um diese Zeit in ihrer allernächsten Nähe seine goldenen Wogen wälzt; ihm haben sie es abgelernt, wie man warten, sich gedulden, vor dem Winde sich beugen, von dem Regen sich befeuchten lassen muß, bis die Rispe stillvergnügt sagen kann: Jetzt bin ich fertig!

Die goldene Frucht da draußen wird bald eingeheimst werden; dann kommt der scharfe Pflug und legt das Feld um, denn seine Aufgabe ist Keimen und Wachsen. Das alles geht seinen gesetzmäßigen, von jeher ihm vorgeschriebenen Gang. Warum ist dasselbe nicht dem Menschen gegeben? Sie sagen, sein schönstes Teil sei die Willensfreiheit. Er vermag zu wachsen und zu gedeihen, wenn er es will, aber er kann auch das Wachsende zerstören bis auf die letzte Spur. Das ist sein uraltes Recht.

„Großmutter,“ sagte Dorothea am anderen Morgen, nachdem sie eine geraume Zeit still und in sich gekehrt neben dem Bette der alten Frau gesessen, „ich möchte dich um etwas fragen, wenn du gut aufgelegt bist.“

Veile Oberländer war aber in der Tat heute sehr gut aufgeräumt; sie hatte gleich in der Frühe beim Erwachen zu Dorothea gesagt, einen solchen „Schlumm“ habe sie schon seit Menschengedenken nicht gemacht; sie sei sich wieder wie ein Säugling vorgekommen, an dessen Wiege die Amme sitze.

„Frag mich nur, mein liebes Mädchen,“ rief sie lustig. „Mit Fragen kommt man durch die ganze Welt. Aber frag mich nur nicht um etwas, worauf ich keine Antwort weiß.“

„Eine Großmutter muß alles wissen!“ meinte Dorothea.

„Zum Beispiel? Laß mich hören!“

„Mein kleiner Bernhard soll nicht barhäuptig gehen. Steht das irgendwo in . . . einem Religionsbuche geschrieben?“

„Warum soll es nicht geschrieben sein?“ rief die blinde Frau im Tone der Verwunderung. „Alles ist aufgeschrieben und steht in den Büchern. Und das steht gewiß auch drin.“

Nach einer Weile fragte Dorothea wieder:

„Gibt es auch Dinge, die in keinem Buche stehen?“

„Du fragst mich zu viel, Dorothea,“ meinte Veile mit einer gewissen Trockenheit. „Wie stellst du dir denn vor, daß ich das wissen soll? Ich weiß ja noch gar nicht, auf was du hinauswillst, Dorothea!“

Als Dorothea schwieg, rief Veile ungeduldig:

„Ist das alles, was du mir zu sagen hast?“

„Ja!“ flüsterte Dorothea.

„Es kann aber nicht alles sein, Dorothea!“ rief Veile. „In dir steckt noch etwas. Warum hältst du es zurück?“

„Ich meine,“ sagte Dorothea, „es muß etwas geben, was in allen Büchern zusammengenommen nicht steht. Wie kann so ein Buch wissen, was zwei Menschen lange Zeit hernach voneinander denken und was sie tun wollen? Kann es ihre geheimsten Gedanken erraten? Wie kann so ein Buch im voraus etwas verbieten?“

„Du stellst deine Worte so kurios, Dorothea, mein Mädchen,“ sagte die alte Frau nach einigem Überlegen, „daß mir der Kopf ordentlich davon schmerzt. Wie soll ich erraten können, was du mir als ein Rätsel aufgibst? Ich meine nur, wenn die zwei Menschen, von denen du mir da erzählst, etwas miteinander haben, was in einem solchen Buche nicht steht — es muß aber ein heiliges sein — so sollen sie es eben nicht tun! . . . Und dann, Dorothea, mein liebes Mädchen, man kann es ja auch vergessen haben!“

„Vergessen?“ rief das Mädchen mit bebender Stimme. „Kann man etwas vergessen, was für zwei Menschen so wichtig ist? Besinne dich doch, Großmutter, es muß eine ganz andere Ursache haben. Ich glaube aber, es ist so: die das Buch gemacht haben und die anderen vielen Bücher, haben sich gedacht: Wenn einmal zwei Menschen kommen wie die, welche ich meine . . . und sie wissen nicht, was sie tun sollen, so sind sich diese zwei Menschen selbst ein Buch, und das ist ebenso heilig! Wozu sollen wir ihnen also etwas

vorschreiben? Wissen die beiden nicht selbst am besten, was sie tun und was sie unterlassen sollen?"

„Fast magst du recht haben, Dorothea, mein Mädchen," meinte die blinde Frau, gegen ihre sonstige Natur bedächtig und kühl. „Aber du mußt etwas anderes bedenken. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Meinst du, deine zwei Menschen sind die ersten, die nicht wissen, was sie tun sollen? Es hat kein Mensch, sage ich dir, das Recht, sich selbst ein Buch zu sein. Ich kann dir nicht helfen, Dorothea, es kommt mir das ebenso vor, als ob jeder einen Gott für sich allein hätte und als brauchte sich einer um den andern nicht umzusehen. Möchtest du aber auf einer solchen Welt leben? Ich nicht!"

„Großmutter," entgegnete Dorothea, „die Welt ist so groß und so weit! Wie viele, die man niemals zählen kann, haben darauf Platz! Die zwei Menschen verlieren sich unter ihnen wie zwei Wassertropfen im Flusse! Was geht das diese vielen, was geht das die Welt an? Was schaden sie ihnen damit?"

„Es geht sie aber an," rief die Blinde, ihren Kopf energisch aufwerfend, „es geht sie ganz gewaltig an, Dorothea! Wenn es sich nur um die zwei handelte: die können jeder für sich tun, was ihnen einfällt und aus ihrem eigenen Buche lesen, wie du sagst, und es braucht sich keiner darum ein schweres Herz zu machen. Aber aus den zweien werden dann viele. . . . Übrigens, was zerbrechen wir uns den Kopf über solche Dinge?"

Dorothea seufzte tief auf.

„Was hast du, Dorothea?" rief die Blinde, die mit ihrem feinen Ohre es vernommen hatte. „Ist dir schon leid darum, daß du zu mir gekommen bist? Warum hast du dich von einer alten Frau verlocken lassen?"

Dorothea beugte sich über das Antlitz der alten Frau. „Großmutter," flüsterte sie ihr zu, „ich fürchte mich doch

nicht vor dir, wenn du auch solche Reden führst. . . . Ich bin gerne zu dir gekommen und werde bei dir bleiben, so lange du willst. . . ."

„So lange als ich will?" wiederholte Veile. „Und wenn es dir gar zu lange dauert, Dorothea? Weißt du, was das heißt?"

„Ich bleibe bei dir, Großmutter," sagte Dorothea, „du kannst dich darauf verlassen."

„Ist das dein Ernst, Dorothea, mein Mädchen?" rief die blinde Frau mit leuchtender Miene. „Wart nur ab, du wirst sehen, es wird dir Segen bringen. Das Beste, was vielleicht ein Mensch dem andern antun kann, ist, wenn er ihn nicht allein läßt. Und ich bin so allein gewesen!"

Solche und ähnliche Gespräche fanden von nun an häufig, zumeist aber in stiller Nacht zwischen den beiden statt.

So oft die Blinde schlaflos in ihrem Bette lag und sich unruhig bewegte, schien es Dorothea mitten in ihrem eigenen gesunden Schlummer zu wissen. Dann kam sie geräuschlos an das Lager der Greisin und wich nicht eher von ihr, bis Veile mit bitterbösen Worten erklärte, „so eine Dorothea habe es noch niemals auf der Welt gegeben". Aber das zürnende Wort hatte keinen ernsten Hintergrund, und auf Dorothea übte es keine Wirkung. Ehe die blinde Frau es wahrnahm, befand sie sich mitten in einem Gewebe von Fragen und Antworten, die Dorothea ebenso geschickt zu stellen, als hervorzulocken verstand.

Es betraf zumeist ganz abseits liegende Gegenstände, die geeignet schienen, die Aufmerksamkeit der schlummerlosen Frau auf sich zu ziehen, kleine Vorgänge in der „Gasse", wie sie der Tag brachte und der Tag wieder verwischte.

Aber in dem seltsam gearteten Mädchen pochte die Gedankenarbeit zu gewaltig, als daß es dabei geblieben wäre. Unversehens wußte sie dem Gespräche eine Wendung zu geben, die der alten Frau erst zum Bewußtsein kam, wenn sie sich

von allen Seiten umgarnt sah. Es muß gesagt werden: durch alle Fragen des Mädchens klang immer und immer wieder der Ton jenes ersten Gespräches; sie wollte wissen, ob dies, ob jenes eine „Sünde“ sei, und darin war sie unermüdet.

Einmal rief die blinde Frau unwillig:

„Soll ich dir sagen, was eine Sünde ist? Eine Sünde ist, daß ich mich schon eine ganze geschlagene Stunde von dir habe anreden lassen, und du stehst da mit bloßen Füßen und kannst den Tod davon haben, Gott behüte und beschütze uns! Was möchte dein Herr sagen, wenn er dich so sehen könnte? ‚Veile,‘ möchte er sagen, ‚du benimmst dich wie eine herzlose Mörderin, du läßt sie auf dem kalten Boden stehen mit nackten Füßen, indessen du dich in deinem warmen Bette gemächlich ausstreckst. Habe ich dir sie darum abgetreten,‘ könnte er mich weiter fragen, ‚daß du sie ärger wie einen Dienstboten behandelst?‘“

In der Stille der Nacht sproßte zwischen den beiden ein Geheimnis auf, das ihnen gemeinschaftlich gehörte. . . .

„Großmutter,“ rief Dorothea, indem sie die Hand der blinden Frau ergriff, „weißt du, daß d u jetzt in diesem Augenblicke eine Sünde begangen hast?“

Es klang ein Ton von überquellender Lustigkeit aus diesen Worten, eine Art schelmischer Jubel, wie ihn Veile Oberländer noch nicht vernommen hatte.

„Wieso? Wieso?“ fragte sie erschreckt.

„Du hast etwas gesagt,“ lachte das Mädchen hell auf, „was nicht wahr ist, und jetzt hast du dich verraten.“

„Ich bin also eine Lügnerin?“ rief die Blinde.

Dorothea lachte aber wieder.

„Ich habe bisher geglaubt, d u hast mich zu dir eingeladen, jetzt mit einem Male heißt es, Jonathan, mein Herr, hat mich dir abgetreten. Ist das wahr?“

Die blinde Frau entgegnete nichts; sie war wirklich erschrocken.

„Wie kommt das eine zum andern?“ sagte sie endlich. „Meine Zunge hat sich versprochen, ich kann dir darauf schwören, wenn du willst. Ich habe dich eingeladen, Dorothea, dein Herr hat's nur geschrieben. Habe ich damit eine Lüge gesagt?“

Dann neigte sie den Kopf zur Seite, als wollte sie sich den Augen des Mädchens entziehen.

„Geh schlafen, Dorothea!“ rief sie verdrießlich. „Du verstörst mir die ganze Nacht. Wie soll mein schwacher Kopf das ertragen? Da kommen mir dann solche Reden über die Lippen, die ich nicht verantworten kann. Geh schlafen! Und wenn du dir und mir einen Gefallen tun willst, so verschlaf, was du gehört hast. Es ist nicht gut, daß der Mensch sich alles auf ein Schreibtäfelchen schreibt, damit es ihm nicht verloren geht. Manches muß er vergessen.“

Darin aber hatte sich die blinde Frau trotz ihres sonst so hellen Verstandes gründlich getäuscht. Ein junges Gehirn „verschläft“ nichts: seine Geister haben stets wache Augen. Veile Oberländer sprach wie eine Greisin. Weil ihre Kräfte im Niedergange waren und die Nebel der Vergeßlichkeit sich bereits leise über sie zu senken anfingen, glaubte sie dem jungen Mädchen diesen Rat erteilen zu müssen. *Sie* allerdings schien am anderen Tage die ganze Unterredung wirklich verschlafen zu haben. Es war aber seltsam, daß sie von nun an Jonathans Namen gar nicht nannte; es fiel ihr auch nicht auf, daß er nicht zum Besuche kam.

Selbst wenn das Kind zugegen war, kam sein Name nie über ihre Lippen; sie schien mit ängstlicher Absichtlichkeit sich davor zu hüten.

Eines Tages aber kam die blinde Frau unaufgefordert auf den Gesprächsgegenstand, der mit Dorotheas Gedankenleben in so innigem Zusammenhange stand.

Es war wieder Sonntag; die Glocken läuteten. Es

waren gerade acht Tage um, seitdem das Mädchen zu Veile Oberländer gekommen.

„Hörst du nichts, Dorothea?“ fragte Veile aufhorchend in ihrem Bette.

„Das ist die Glocke, Großmutter.“

„Ich bin ja nicht taub!“ rief Veile. „Für mich aber ist die Glocke nicht da. Warum machst du nicht, daß du in die Kirche kommst?“

„Ich komme immer noch zur rechten Zeit,“ erwiderte Dorothea fast gleichgültig.

„Zur rechten Zeit!“ eiferte die blinde Frau. „Was heißt das, die rechte Zeit? Weißt du denn immer, wo man gerade hält?“

„Du meinst, Großmutter, bei welchem Gebete in der heiligen Messe?“

„Meinetwegen, ja!“ sagte die Blinde mit übel verhehlter Verdrießlichkeit.

„Man braucht bloß den Priester zu sehen, Großmutter,“ sagte Dorothea.

„Das kann nicht sein, Dorothea,“ rief die Blinde erregt, „das kann nicht sein!“

„Nur den Priester braucht man zu sehen,“ meinte Dorothea im Tone der Belehrung. „Meinst du denn, es können alle lesen . . .?“

„Das ist merkwürdig wie nur etwas auf der Welt!“ meinte Veile. „Wie kann man beten, wenn man kein Buch vor sich hat, einen Siddur, oder was man sonst ein Gebetbuch neunt? Verstehst du so was? Selbst jetzt, wo meine Augen blind sind, kommt es mir manchmal vor, als sei all mein Beten, mein Singen und Sagen nur halb. Es fehlt mir das Buch.“

Dorothea antwortete nicht sogleich.

„Großmutter,“ sagte sie nach einer Weile, die Hand sinnend an das Kinn gestützt, „wenn du mir versprichst, nicht böse zu werden, möchte ich dir etwas anvertrauen.“

Die blinde Frau wurde unruhig.

„Red!“ sagte sie kurz.

„Gibt es nicht auch bei euch Leute, die in dem Gebetbuch nicht lesen können?“ fragte Dorothea.

„So viel als du nur willst, Dorothea! Die verachtet man aber, die nennt man Unwissende. Denn es ist eine große Schande und Schmach für sie. Eltern sparen sich den Bissen vom Munde ab, damit ihr Kind ordentlich und fein unterrichtet wird; denn eine Mutter möchte sich noch im Grabe umdrehen, wenn sie wüßte, daß man ihr Kind zu den Verachteten und Unwissenden wirft, auf die niemand sich umsieht. Und so ist es auch recht. Warum soll man die Sprache nicht lesen können, in welcher einmal Gott selbst zu uns gesprochen hat?“

„Es ist also eine Sünde, wenn man in dem Gebetbuche nicht lesen kann?“ fragte Dorothea.

„Habe ich das gesagt?“ rief die Blinde, die heute überhaupt einen schlimmen Tag hatte, sich im Bette aufrichtend. „Wer hat denn gesagt, daß es eine Sünde ist? Aber eine Schande ist es, die einem das ganze Leben nachgeht, und es gibt kein Wasser, um sie abzuwaschen.“

„Also verachtet und verworfen! Sag es noch einmal, Großmutter. Verachtet und verworfen!“ sagte Dorothea dumpf.

„Ja,“ sagte Veile, „es ist so. Ich kann davon nichts zurücknehmen, doch ich will dir das deutlicher erklären, weil du ... mich vielleicht doch nicht verstehst. Weißt du, was ein ‚Kadisch‘ ist? Du wirst schon davon gehört haben, du bist ja schon so lange unter uns!“

„Ich weiß das, Großmutter. Es ist das Gebet für die Toten. Als die Frau begraben ward, hat es mein Herr auf dem Friedhofe gebetet, und man hat ihm dabei mit einem stumpfen Messer in den Rock geschnitten.“

„Es ist so,“ nickte die blinde Frau, „es ist so! Du hast überhaupt einen merkwürdigen Kopf, Dorothea, und be-

hältst alles, als wärest du damit geboren.... Nun denke dir einmal... Da ist einer, den man in seiner Jugend niemals gelehrt, in einem Gebetbuche zu lesen; es ist ihm so fremd, wie etwas, was er nie zu Gesichte bekommen hat. Da stirbt ihm sein Vater, seine Mutter, sein Weib oder sein Kind! Und er ist nicht einmal imstande, dem Teuersten, was er hat, die letzte Pflicht zu erweisen. Er muß dabei stehen und muß zuhören und nachsagen, was ein anderer, ein ganz Fremder, für ihn sagt. Er muß sich einen Stellvertreter nehmen und auch bezahlen, Dorothea, für das, was von seinen eigenen Lippen und aus seinem eigenen Munde kommen soll. Hätte es denn sonst für den toten Vater oder für die tote Mutter irgend eine Bedeutung? Mit einem Male ertönt eine fremde Stimme, die klingt dir so gleichgültig, als wenn der Mann sagen wollte: Ich weiß ja noch gar nicht, was ich dafür bekomme? ... Oben aber lauscht der tote Vater oder die tote Mutter, sie hören eine Stimme, aber es ist nicht die ihres Kindes ... sie möchten sie ja aus Tausenden von Stimmen wieder herauserkennen. Nein, ihr Kind steht beiseite, es kann ja nicht lesen! Jetzt ist es freilich zu spät! Jetzt geht es ihnen freilich ans Herz, und sie haben ein großes Weh davon, wie es sich gar nicht beschreiben läßt. Sie schämen sich ihrer Schande und sind traurig ... sehr traurig! ..."

Eine minutenlange Stille trat ein.

Die lichtlosen Augen der alten Frau starrten vor sich hin, als sähe sie in der Tat alles, was sie soeben erzählt, in greifbaren Gestalten an sich vorüberschweben ...

„Großmutter, Großmutter," rief das Mädchen atemlos, denn die Schauer des Gehörten bewegten ihr die Brust, „ich danke dir! Ich danke dir aus voller Seele, daß du mir das gesagt hast.... Jetzt erst weiß ich recht, was ich zu tun habe. Bisher habe ich nur herumgetappt wie in einem Nebel."

„Was ist dir, Dorothea, mein Mädchen?" rief Veile Oberländer unruhig.

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea, sich zu der blinden Frau niederbeugend, daß ihr heißer Atem sie berührte, während ihre Stimme sich zu einem leisen Flüstern herabgestimmt hatte, „seine Mutter soll sich ihrer Schande nicht schämen! Bernhard wird lesen können, darauf verlasse dich, und wird keinen Stellvertreter brauchen. Er wird lesen können, Großmutter! Mein Bernhard wird kein Verachteter und Verworfener sein!"

Die Blinde fand aber kein Wort der Entgegnung. Verstand sie die Aufregung des Mädchens nicht?

Auch nicht das leiseste Muskelspiel verriet, was in ihr vorging.

Es war wieder die alte unbeugsame Veile, die alte „Benemmerin", vor der sich einst Bella gefürchtet hatte.

Trotz des Sonntags ging Dorothea auch diesmal nicht zur Kirche.

20. Das weiße Vögelchen.

Wer es Dorothea gesagt hätte:

Allerdings bist du mit deinem bedrängten Einzelleben ein kaum nennenswertes Bruchteilchen in der Gesamtziffer der Menschheit, ein Stäubchen auf der Wagschale des staatlichen Daseins, das sich Vaterland benennt! Aber Bruchteil zu Bruchteil geworfen, Stäubchen zu Stäubchen geballt, erhöht es sich zu einer so schwerdrückenden Last, daß man mit ihr, wie sie in ihrer landläufigen Weise vermeinen, ganz ernsthaft „rechnen" muß.

Weißt du nicht, daß sich deinetwegen tage- und wochenlang die Gesetzgeber deines Landes in dem hohen Beratungssaale abgemüht haben, um ein Mittel zu ersinnen, das dir helfen soll? Sie haben ihre Stirnen in krause Falten gelegt, und eine Weile schien es, als ob daraus einer jener

großen und befreienden Gedanken hervorgehen sollte, wie er die Menschheit in einer gleichsam geweihten Stunde überkommt. Du weißt das nicht?

Währenddem sie drin berieten in dem hohen Saale mit den vielen Bänken, die sich längs der Wände rotgepolstert in aufsteigenden Stufen erheben, saßen draußen auf dem steinernen Gesimse eines Fensters zwei Vögel, ein schwarzer und ein weißer. Es waren aber zwei Geister, die, um besser horchen zu können, ihre sonstigen Hüllen von sich abgeworfen hatten. Der schwarze Vogel aber sagte zu dem weißen:

„Du wirst dich überzeugen, der Sieg ist mein! Ich erkenne drin in dem Saale manchen Gesellen, der trägt meine Federn und folgt meinem Geheiß.“

Der weiße Vogel entgegnete:

„Der Sieg wird mir gehören. Warten nicht Tausende darauf?“

Aber als es Abend wurde — drin im Saale hatten sie bereits die Lichter angezündet, und es herrschte in der abgematteten Versammlung jene schwüle Stimmung, wie sie einem Gewitter vorangeht; die Augen glühten, und manche Brust arbeitete mühsam unter dem Drucke der furchtbaren Aufregung — da sagte der schwarze Vogel zu dem weißen:

„Der Sieg gehört weder dir, noch mir! Sie haben die ‚konfessionslose Notehe‘ erfunden! Das ist ein griesgrämig hingeworfenes Almosen, davon wirst du nicht fett, du weißer Vogel, und ich verliere dabei nichts.“

Und der schwarze Vogel flog von dannen. . . .

Vielleicht, wenn jemand das alles dem Mädchen berichtet hätte, es hätte darauf in aller Ehrlichkeit seiner Natur geantwortet:

„Haben sie das Gesetz wirklich für mich gemacht? Wer hat ihnen das Recht gegeben, an mich zu denken? Wenn ich nun nicht will? Sie haben mich nicht gefragt, und ich habe mich mit keinem Sterbenswörtchen verraten. Und sie glauben zu wissen, daß mir geholfen wird?“

... Es war aber niemand da, der dem Mädchen von der Unterredung des schwarzen und des weißen Vogels erzählt hätte. Es schwirrten Stimmen in ihr, die ganz anders lauteten; denn die Lösung, die sie suchte, richtete sich nach einem anderen Ziele.

Indessen hatte die blinde Frau den Ausgangspunkt des Gesprächs, das sie heute mit Dorothea gehabt, im Laufe des Tages nicht vergessen. Als es zu Mittag läutete, rief sie erschrocken:

„Dorothea, jetzt ist deine Kirche aus, und du kannst heute nicht mehr dahin gehen!"

„Mach dir keine Sorgen, Großmutter," sagte das Mädchen.

„Sie werden dich aber darüber zur Rede stellen," meinte Veile Oberländer warnend.

„Wer kann mich zur Rede stellen, Großmutter?" fragte Dorothea.

„Wer? Weiß ich's, wer alles dazu das Recht hat?"

„Großmutter," sagte das Mädchen nach einigem Besinnen, „man kann ja auch außen vor der Kirche bleiben, und es ist so, als wenn man drinnen gewesen wäre."

„Das verstehe ich nicht," meinte die Blinde trocken.

„Ich will dir sagen, wie ich das meine," sagte Dorothea. „Da, wo ich zu Hause bin — aber man hat noch an zwei Stunden zu gehen, bis man dahin kommt — steht eine große, große Kirche, die ist so groß, daß, wenn all die Tausende und Tausende von Wallfahrern im Frühlinge kommen, kaum der zehnte Teil von ihnen in ihr Platz findet. Die anderen bleiben draußen stehen und hören zu, wie die Orgelklänge und die gesungenen Lieder zu ihnen herauskommen, und knien nieder, sobald drinnen in der Kirche das Glöckchen ertönt. Sie wissen ganz genau, welche heilige Handlung dort vorgeht. Großmutter, ist das nicht ebenso, als ob sie alle mitten in der Kirche wären?"

„Dorothea,“ sagte die Blinde zögernd, „ich weiß nicht, ob das ein und dasselbe ist. Über diesen Punkt hat jeder seine eigene Meinung. Wenn man aber dich hört, so glaubt man, du hast recht.“

„Ich habe recht, Großmutter!“ rief das Mädchen, und seine Stimme klang so ernst und überzeugungstief, als sollte sie vor Gericht einen Schwur ablegen. „Ich habe recht und dann —“

„Was?“

„Bin ich nicht, währenddem die anderen in der Kirche gewesen, bei dir geblieben?“

„Gott soll dich dafür segnen, mein liebes Mädchen,“ rief die Blinde mit überströmender Lebhaftigkeit, „und für alles, was du mir antust.... Ich möcht' nur nicht, daß sie mit Fingern auf dich weisen und sagen: Wegen ... Veile Oberländer geht sie nicht in die Kirche! Es könnte dir das einmal schaden.“

„Mach dir keine Sorgen, Großmutter,“ rief Dorothea, „du kannst meinetwegen ganz ruhig schlafen. Wer kümmert sich um mich? Ich habe es nur mit mir selbst zu tun.“

„Dorothea, mein liebes Mädchen,“ erwiderte die alte Frau mit einer Art geheimnisvoller Zurückhaltung, „es ist etwas sehr Schweres, was du da unternommen hast. Es wird dich zu Boden drücken; denk daran, daß ich dir das vorausgesagt habe. Ein Mensch darf nicht allein stehen. Das will Gott nicht und hat es niemals gewollt. Es tut mir leid um dich, mein liebes Mädchen, und ich habe großen Kummer. Ich sollt' dir das alles ausreden, daß auch nicht ein kleines Bröselchen in dir zurückbleibt. Aber ich rede nicht, weil ich weiß, du hast einen Kopf ... der muß erst mit sich selbst fertig werden, ehe etwas anderes hineingeht.“

Es gibt Tage im Leben, da ist das Gemüt gleichsam wettererprobt gegen jeden traurigen Gedanken; ein gewisser

Lerchenton durchzieht und durchklingt alles. So war es an dem heutigen Sonntag. . . .

Selbst die letzten Worte der alten Frau vermochten nicht die gehobene Stimmung des Mädchens herabzudrücken. Die Blinde mußte ein über das andere Mal den Kopf schütteln, wenn Dorothea, statt auf ihre Fragen zu hören, mit irgend einer spaßigen Bemerkung antwortete, die damit in gar keinem Zusammenhange stand.

„Weißt du, Großmutter," lachte sie einmal hell auf, „was du dir heute antun könntest?"

„Was denn?"

„Du könntest dir deine Feiertagshaube anziehen; ich meine die mit den roten Bändern, sie steht dir besonders gut zu deinem feinen Gesichte. Soll ich sie dir aus dem Kasten holen?"

„Dorothea," rief die blinde Frau, einen erschreckten Laut ausstoßend, „bist du sinnedig oder willst du dir einen Spaß mit mir machen?"

„Warum einen Spaß?" lachte Dorothea auf. „Heute ist *mein* Sonntag, und da möchte ich, daß alles sonntäglich aussieht."

„Dorothea, sei nicht übermütig!" warnte Veile Oberländer mit aufgehobenem Finger.

Aber das Mädchen ließ sich nicht warnen.

Als das Kind spät am Nachmittage kam, fiel sie ihm mit einem Jubelschrei um den Hals, als hätte sie es monatelang nicht zu Gesichte gehabt.

Dann erst bemerkte sie, daß der Knabe ein schweres Buch unter dem Arme trug, der seiner Last kaum gewachsen schien.

„Dorothea," sagte der Knabe mit leuchtenden Augen, „sieh her, was mir der Onkel geschenkt hat, weil ich zum ersten Male so gut gelernt habe."

Er zog ein hölzernes Büchschen aus der Tasche, ohne dabei das schwere Buch zu vergessen, das er sorgsam mit der einen Hand gegen seine Brust gepreßt hielt.

„Was ist's mit dem Büchschen?" fragte Dorothea.

Mit der größten Ernsthaftigkeit sagte der Knabe:

„Du meinst, Dorothea, das Büchschen ist gewöhnliches Holz? Das kommt von einem Baume und wächst hoch in einem Walde, der heißt Libanon, und, Dorothea! als der König David noch lebte, war das schon ein Baum, der war so hoch, wie . . ."

„Nun, wie hoch?" fragte Dorothea zerstreut.

„Wie der Turm unserer Kirche!" rief der Knabe in seiner kindischen Begeisterung.

„Ein kurioser Vergleich!" murmelte die Blinde vor sich hin.

„Und er hat dir das für dein gutes Lernen gegeben?" fragte Dorothea wieder.

„Ja, und er hat noch gesagt: wenn ich erst das erste Kapitel der Bibel weiß, so bekomme ich etwas noch Schöneres von ihm."

„Er lernt . . . also Bibel mit dir?" sagte Dorothea tonlos.

Man hörte es ihr an, daß sie diese Kunde fremd anmutete.

„Wie fängt er das nur mit dir an? Du kannst ja nicht lesen!"

„Er sagt, man kann die Bibel lernen, ohne lesen zu können," meinte der Knabe mit jener Sicherheit des Selbstbewußtseins, die Kindern eigentümlich ist, wenn sie auf einen Gewährsmann sich berufen können. „Er spricht mir einen Satz so lange vor, bis ich ihn auswendig weiß. Heute habe ich schon drei Sätze auswendig gelernt, und dafür hat mir der Onkel das Büchschen geschenkt. Er sagt, es ist etwas Heiliges."

„Hast du schon so was all dein Lebtag gehört, Dorothea?" rief die Blinde von ihrem Bette aus voll Hohn und Bitterkeit. „Er will Bibel mit ihm lernen, und das Kind

weiß noch nicht einen Buchstaben von dem andern zu unterscheiden! Das sieht dem ‚Frommen‘ ähnlich! Und das leidet ein Jonathan und sieht es an und sagt kein Wort dazu?“

Es war das erstemal, seitdem Dorothea in ihr Haus gekommen war, daß sie diesen Namen offen und ohne Hehl aussprach.

„Was willst du von Jonathan, Großmutter?“ rief dagegen das Mädchen mit ungewöhnlich scharfer Betonung. „Was willst du von ihm, der nachts und tags seine Augen offen halten muß? Muß er nicht immer sorgen und trachten? Denkst du denn gar nicht, Großmutter, an jene Nacht, wo er allein, ganz allein sich gegen die Männer mit den rußigen Gesichtern wehren mußte? Und wie sie damals das ganze Haus in Feuer stecken wollten? Weiß er, ob sie morgen nicht wiederkommen? Er muß so viele Menschen ernähren und muß acht haben auf alle die großen und kleinen Räder, damit keines ins Stocken komme. Denk doch nur daran, Großmutter! Was geschieht, wenn ihn eine Krankheit niederwirft? Da hat er niemanden, der für ihn die Augen offen behält. Wer soll dann für die vielen Menschen sorgen und darauf sehen, daß jeder an seinem Platze und in seiner Ordnung ist? Wenn man so viele Dinge im Kopfe trägt, Großmutter, so wie er, dann kann man nicht darauf achten, ob das Kind die Bibel lernt, ohne lesen zu können. Und darum ist es ja so ein Unglück, wenn eine Mutter so frühzeitig von ihren Kindern fortgeht. Eine Mutter sollte niemals sterben, als bis alle ihre Kinder gestorben sind!“

„Dorothea,“ schrie die blinde Frau mit durchdringender Stimme, „was redest du da?“

Dorothea achtete aber nicht auf den Schrei, noch daß das Antlitz der Blinden sich in dem einen Augenblicke so merkwürdig verändert hatte.

„Zeig mir doch dein Buch, Bernhard,“ sagte das Mädchen; „ich will doch auch sehen, was du lernst.“

„Ich darf nicht, Dorothea . . .“ sagte der Knabe ängstlich.

„Du darfst nicht? Du darfst das Buch deiner Dorothea nicht zeigen? Wer hat es dir verboten?“

„Zu Hause, der Onkel . . .“

„Der? Er kennt mich ja nicht!“

„Er hat gesagt, ich darf das Buch von niemandem berühren lassen; es hat einmal dem Großvater gehört.“

„Nur darum nicht?“ rief Dorothea eindringlich. „Nur darum nicht? Sag's offen heraus, mein kleiner Bernhard.“

Sie hatte sich zu ihm gebeugt.

Der Knabe rief, von diesem Tone und der Nähe ihrer Augen erschreckt:

„Ich will dir ja alles sagen, Dorothea! Ich habe ihn ja sogleich gefragt: Darf ich's auch unserer Dorothea nicht zeigen? Und da hat er geschrien und gesagt: Gerade der nicht, gerade der nicht! Ich kann ja nichts dafür, Dorothea!“

Als wollte er die ihr angetane Unbill fortschmeicheln, hatte er ihre Hand, wie das seine Gewohnheit war, an seine Stirne gelegt.

„Nicht einmal mir darfst du es zeigen, Bernhard?“ rief sie mit einer Stimme, die zwischen Zärtlichkeit und Strenge klang. „Nicht einmal mir?“ wiederholte sie.

„Er will es ja nicht, Dorothea,“ rief der Knabe, „er hat es ja verboten!“

„Geh von mir fort, geh fort! Ich mag dich nicht mehr!“ schrie Dorothea plötzlich mit aller Gewalt einer wilden Leidenschaft. „Geh fort, du bist auch nicht besser als alle anderen!“

„Dorothea!“ rief die Blinde aufhorchend.

Darauf ward es totenstille in der kleinen Stube, und wieder fragte die alte Frau:

„Was geht denn vor, Dorothea? Es kommt mir vor, als wärest du gar nicht mehr dieselbe Dorothea.“

„Es ist nichts, Großmutter, gar nichts!“ rief Dorothea,

wieder zur Besinnung erwacht. „Es ist gar nichts, Großmutter . . . ich habe nur vergessen gehabt, daß ich es mit einem Kinde zu tun habe."

Das alles sagte sie in diesem Augenblicke leidenschaftslos und dumpf, wie jemand, der ein schweres Leid hinter sich geworfen hat.

„Wie du so sonderbar redest, Dorothea!" sagte die Blinde. „Es geht mir wie ein Stich durchs Herz."

„O, Großmutter," rief das Mädchen, „da siehst du, was aus einem werden kann!"

Sie hatte sich an dem Bette niedergelassen und die herabhängende Hand der alten Frau ergriffen.

„Ja, Großmutter," schluchzte sie, und es waren heiße Tränen, die auf die Hand der Blinden niederflossen, „zank mich aus und sag mir das Schlimmste, was man einem Menschen sagen kann! Und vielleicht wäre es das allerbeste für mich wie für dich, wenn du mich fortgehen hießest. Denn ich bin wirklich nicht die Dorothea, wofür du mich gehalten hast. Ich bin gar nicht gut . . . ich bin schlecht im Grunde meines Herzens, und das ist jetzt zum Vorschein gekommen."

Die Lippen der alten Frau zitterten; sie vermochte nur in klagendem Tone zu sagen:

„Was geht denn mit dir vor, Dorothea? Ich erkenne dich ja nicht mehr."

„Weiß ich's doch selber kaum, Großmutter!" rief das Mädchen. „Aber es ist etwas Schreckliches mit mir vorgegangen. Ich habe die Schlechtigkeit meiner Natur erkannt. Ich habe zu viel auf mich selbst gebaut und getraut, und nun sehe ich, daß sich ein Mensch auch selber betrügen und belügen kann."

Die Alte streichelte ihr mit ihrer welken Hand das Haar, und das schien ihr wohl zu tun. Die Herbigkeit ihres Schmerzes war gebrochen; sie redete von nun an ruhiger und gefaßter.

„Sieh an, Großmutter," begann sie wieder, „seitdem ich das Kind kenne und das Kind mich, habe ich immer geglaubt, es mag kommen, was da will: zwischen dem Kinde und mir steht nichts Fremdes. Was mein ist, ist sein, und was sein ist, gehört auch mir. Das, habe ich geglaubt, wird so bis ans Ende aller Tage dauern, und niemand wird es auseinanderreißen können. Hast du aber gehört, wie es mit einem Male ganz anders gekommen ist? Zum ersten Male werde ich gewahr, es ist doch nicht so, und die Natur ist stärker als das alles.... Muß es so sein, Großmutter? Und wie ist das so geworden? Kaum wird der Knabe größer, so ändert er sich; es ist, wie wenn plötzlich der Winter hereinbricht, und gestern hat noch ein lauer Wind geweht. Der Schnee jagt durch die Lüfte, und wohin das Auge sieht, ist alles weiß und kalt ..."

Die Hand der alten Frau ruhte so weich und lind auf dem Kopfe des Mädchens!

„Sieh an, Großmutter," fuhr Dorothea fort, „sie haben ihm ein Buch in die Hand gegeben. Ich weiß, es ist ein heiliges Buch, und es kommt von seinem Großvater her. Aber wie ich zu ihm sage: Zeig mir doch das Buch, Bernhard! da wehrt er sich dagegen. Er darf nicht! Sie haben es ihm verboten. Großmutter, er darf das Buch seiner Dorothea nicht zeigen. Es gibt also etwas, was dem Kinde gehört und mir nicht! Es gibt also etwas, woran man mir meinen Anteil verweigert? Warum darf er mir das Buch nicht zeigen? Warum darf ich es nicht anrühren? Bin ich eine Diebin mit unreinen Händen? Ich bin ehrlicher Leute Kind, Großmutter ... ich bin Dorothea!"

Die Blinde sagte leise, indem sie ihr müde gewordenes Haupt auf das Kissen sinken ließ:

„Ich versteh' dich, Dorothea, mein liebes Mädchen, ich versteh' dich vollkommen und sehe dich jetzt so deutlich vor

mir stehen, als ob ich noch meine Augen hätte. Was soll ich dir aber tun? Wie kann ich dir helfen?"

„Helfen?" rief das Mädchen zurück. „Habe ich gesagt, Großmutter, daß du mir helfen sollst? Ich muß mir selber helfen. Ich muß meine ganze Natur zusammennehmen, daß sie nicht wiederspenstig wird. Wie hätte ich sonst dem Kinde wehe tun können? Mein armer kleiner Bernhard!"

Nicht sobald hatte der Knabe seinen Namen nennen gehört, als er mit dem feinfühligen Verständnisse, das an liebevolle Behandlung gewöhnten Kindern eigentümlich ist, sogleich die günstigere Wendung seiner Lage begriff.

„Dorothea," rief er, „da hast du mein Buch! Ich werde dem Onkel sagen, daß ich es dir gezeigt habe."

„Du gibst es mir wirklich, mein kleiner Bernhard?" rief sie.

Die Bibel des Knaben in der Hand kniete sie an dem Bette der blinden Frau nieder.

„Sieh an, Großmutter," sprach sie, „das Kind hat mir sein Buch gegeben.... Ich habe ihn dazu nicht gezwungen ... freiwillig hat er es mir abgetreten.... Und jetzt ist alles wieder gut ... alles.... Sag nur jetzt ein einziges Wort, Großmutter, denn du bist über alle Menschen hinaus, die ich kenne, weise und klug! Darf ich das Buch in die Hand nehmen? Darf ich's berühren und ist's keine Sünde, wenn ich es von dem Knaben annehme? Sag nur ein einziges Wort, Großmutter, darf ich's ...?"

Die Blinde sagte nach einer kurzen Weile:

„Du darfst es, Dorothea, es ist keine Sünde!"

21. Die goldene Rispe.

Dorothea hatte übrigens die volle Wahrheit erraten. Jonathan hatte wirklich nicht die Zeit, sich um das Kind zu bekümmern.

Dieselbe Triebkraft vielleicht, die aus Jonathans und Dorotheas Liebesleben mit so geheimnisvollen Lauten sprach, hatte sich in diesem Jahre mit überschwellender Kraft überallhin ergossen.

Baum und Feld, Wiese und Weingarten bewiesen wieder einmal nach langer Zeit, was es heiße, wenn Sonnenschein und Regen, Tau und Wind gute Brüderschaft halten. Da hatte jemand aus einer Gegend, die die breite Donau durchfließt, zum Beweise, „wie es in Ungarn aussehe", eine volle Getreiderispe nach Böhmen geschickt; sie wog ungewöhnlich schwer, und als man die Körner zählte, fand es sich, daß sie nicht weniger als fünfunddreißig wohlbeschaffene, mehlreiche enthielt. Das war eine Freudenbotschaft für die schnurrenden und pustenden Räder in Jonathans Fabrik, denn es waltet seit langer Zeit ein geheimnisvolles Zusammenhängen und Empfinden zwischen ihnen und der Sense, die die goldene Saat des Feldes vor sich niederlegt. Wenn das scharfe Eisen sich dem Müßiggange ergeben muß, dann ergreift es auch das Rad an der Maschine mit einer Art Schwermut; es möchte nicht gerne „umsonst" sich drehen und abdrehen, und lieber stellt es seine Schwingungen von selbst ein. Seitdem die ungarische Rispe gesehen worden war, wußten sich diese Räder vor Übermut und Wohlleben nicht mehr aus; es war, als wüßten sie erst jetzt, wozu sie denn eigentlich auf dieser Welt daseien. Tief „unten in Ungarn", so sagte eines dem andern, warten ungarische Mädchen auf buntes Band und Tuch, sputet euch, daß ihr fertig werdet mit dem farbigen Gewebe, denn die Ernte ist gut, und der Bauer — sieht nicht auf das Geld.

Das alles hatte die *eine* Rispe zuwege gebracht.

Und Tag auf Tag, oft bis in die späte Nacht hinein, saß Jonathan an seinem Schreibtische und schrieb und rechnete, um, wenn das nächste Morgengrau hereinbrach, neuerdings die Mittel zu beraten und vorzubereiten, wie man das Ver=

sprechen der goldenen, aus Ungarn gekommenen Rispe am besten einlösen könne.

Jonathan hatte wirklich keine Zeit, sich um das Kind zu kümmern. War es, daß er Dorothea in der Nähe wußte? Oder hatte es ihm die goldene Rispe angetan? Unter dem Schnurren und Pfeifen seiner Räder hatte er überhört, was sein Bruder, der „Landstreicher“, einmal gesagt hatte:

„Das muß anders werden, ganz anders. Das Kind muß wissen, warum man nicht barhäuptig gehen darf. — Warum ist Perlchen nicht ein Knabe geworden? Sie hätte es längst gewußt! Das muß von nun an anders werden.“

Dann nahm er die Bibel seines Vaters, die beständig vor ihm auf dem Tische lag, zur Hand und rief den Knaben an sich.

Er faßte ihn beim Kopfe und schaute ihm wieder lange in die Augen.

„Weißt du schon,“ fragte er ihn, „warum ein Knabe nicht barhäuptig gehen darf?“

„Nein,“ sagte der Knabe, wie gebannt unter dem aus finsteren Brauen hervorlugenden Blicke des Landstreichers. „Dorothea hat es mir nicht gesagt.“

„Schande über dich, Kleiner!“ rief der Landstreicher, indem er den Knaben mit der Hand wieder fortschob. „Wer ist diese Dorothea, daß du sie zu fragen brauchst? Warum kommst du nicht zu mir und fragst mich?“

Darauf, da er wie ein schwankes Rohr in der Gewalt seines unberechenbaren Gemütes war, schien er wieder von Mitleid für den zarten Knaben bewegt zu werden. Er zog ihn wieder schmeichelnd an sich und bedeckte ihn mit Liebkosungen.

„Siehst du,“ sagte er zu ihm mit dem zärtlichsten Tone, indem er sein Kinn aufhob, um ihm besser in die Augen sehen zu können, „Perlchen hätte das schon längst gewußt, schon längst. . . . Wie kommt's, daß du es nicht weißt?“

Das Kind bekam wieder Zutrauen zu dem so sanft redenden Manne.

„Wer ist Perlchen?“ fragte er mit unbedachter Verwegenheit.

„Perlchen?“ rief der Landstreicher, mit der Hand über die Stirne streichend, als besinne er sich auf die zu erteilende Antwort. „Perlchen,“ sagte er nach einigem Besinnen, „ist etwas, was gar nicht mehr existiert ... was nicht da ist und auch niemals mehr da sein wird. Wer Perlchen ist, willst du wissen? ... Perlchen bist du!“

Kaum aber hatte er das gesagt, als er, von einer anderen Gedankenströmung erfaßt, den Knaben hastig an sich riß.

„Willst du jetzt lernen,“ rief er, „warum ein Knabe nicht barhäuptig gehen darf? ... Siehst du da das Buch? Darin steht alles, was du zu wissen brauchst, alles, alles, und man braucht dann gar kein anderes Buch. Ich frage dich noch einmal, willst du lernen?“

„Ja,“ sagte Bernhard und legte neugierig den Finger auf den Einband des merkwürdigen Buches.

„Rühr's nicht an,“ schrie er, „das ist die Bibel deines Großvaters! Du mußt mir zuvor versprechen, daß du das Buch in keines anderen Hand geben wirst. Jedes Blatt darin ist ein Heiligtum.“

„Was ist Heiligtum?“ wollte der Knabe fragen, aber er brachte die Worte, wie gebannt von dem Klange dieses geheimnisvollen Begriffes, nicht über die Lippen.

„Ich werde es keinem als Dorothea zeigen,“ sagte er scheu.

„Das darfst du nicht, Knabe,“ rief der Landstreicher mit starker Stimme, „das darfst du nicht! Dorothea ist ein Weib ... und dann gehört sie nicht zu uns. Perlchen hätte das Buch auch niemandem gezeigt, wenn man es ihr verboten hätte. Wenn ich einmal zu Perlchen gesagt hätte: ‚Perlchen, tu das, oder tu das nicht‘ ... Perlchen hätte gefolgt und wenn es ihm das Leben gekostet hätte. Und so

wie Perlchen muß auch die ganze Welt sein. Sonst bist du ein ungehorsamer und widerspenstiger Sohn, den man hinausführt vor die Tore der Stadt, und daselbst steinigt man ihn mit Steinen, bis daß er tot ist."

Trotz dieser schrecklichen Drohung zeigte das Kind merkwürdigerweise keine Spur von Ergriffenheit; es blickte ihn mit seinen großen braunen Augen unverwandt an. Vielleicht kam dies daher, daß der Knabe ihn einfach nicht verstand. Diese Haltung des Kindes entwaffnete einigermaßen den Landstreicher und verwirrte ihn.

„Laß uns jetzt ans Lernen gehen," sagte er hastig; „die Zeit verfliegt, und du hast sehr viel zu lernen."

Er schlug das erste Blatt der Bibel auf — die Schöpfungsgeschichte.

„Sag mir das nach," rief er, „was ich dir jetzt vorrede, Wort für Wort."

Er las zuerst aus dem Buche den ganzen Satz, dann mußte das Kind jedes einzelne Wort so lange wiederholen, bis es sich seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Hierauf mußte der Knabe zwei Worte verbinden, und erst nachdem ihm dies gelungen war, schritt der Landstreicher in seiner sonderbaren Methode weiter; es kam ein drittes, ein viertes und ein fünftes hinzu, bis endlich der Knabe den ganzen ersten Satz der Schöpfungsgeschichte vollständig inne hatte. Darüber war fast eine halbe Stunde verflossen.

Das Antlitz des armen Kindes glühte von Eifer und Ermüdung zugleich.

„Jetzt hast du das Schwerste hinter dir," sagte der Landstreicher, zufrieden mit dem Kopfe nickend. „Wenn man den ersten Satz dieses Buches auswendig weiß, so wie du, dann ist man wie durch ein großes Tor in die Welt eingetreten, und sie steht einem nach allen Seiten offen. Du kannst dich dann gar nicht verirren und brauchst keinen Wegweiser. Willst du heute noch weiter lernen?"

Dabei legte er ein hölzernes Büchschen vor sich hin, und nachdem er ihm den Ursprung desselben, als vom Libanon stammend, in seiner geheimnisvollen Weise mehr angedeutet als erklärt hatte, sagte er:

„Das gehört dir, wenn du es noch heute auf drei Sätze bringst. Willst du?"

Die Augen des Knaben leuchteten von kindischer Begehrlichkeit.

„Ja, Onkel!" rief er.

Es war die Neuheit der Sache sowohl, als die gleißende Belohnung in Gestalt des Libanonbüchschens, das vor ihm auf dem Tische lag — die Erlernung der nächsten zwei Sätze gelang dem Knaben in überraschend kurzer Zeit.

„Du hast einen Kopf wie Perlchen!" sagte der Landstreicher, und zur Bekräftigung dieses höchsten Lobes gab er ihm das Büchschen.

Der Knabe betastete es nach allen Seiten.

„Darf ich das behalten?" fragte er unsicher.

„Ich schenke dir's ja zur Belohnung."

„Und das Buch?" . . .

„Das darfst du bei dir aufheben," sagte der Landstreicher nach einer Weile, während ein merkwürdig lauernder Blick hinter den Augenbrauen über das Gesicht des Kindes glitt. . . .

Mit dem Büchschen in der Tasche, die schwere Bibel unter dem Arme war der Knabe spornstreichs zu — Dorothea fortgerannt.

Wir haben bereits erzählt, wie er seinem Versprechen untreu gemacht wurde.

Am anderen Tage begann der Landstreicher, nachdem er früher als gewöhnlich vom „guten Orte" heimgekehrt war, den Unterricht mit Bernhard, abermals in der von uns angedeuteten Weise; er befand sich mit dem Knaben allein, da Jonathan schon frühmorgens in die Fabrik gegangen war.

Ohne jede Einleitung, als bedeute der Tag, an welchem ein Kind zum ersten Male den Ernst des Lernens kennen lernt, in dem Leben desselben gar nichts, forderte er den Knaben auf, die gestern gelernten drei Sätze der Schöpfungsgeschichte zu wiederholen. Aber in den wenigen Stunden, die seitdem verflossen waren, hatte sich das Kind, vielleicht nur dem Auge des Landstreichers nicht sichtbar, eigentümlich verwandelt.

Es saß bleich und abgespannt vor seinem Lehrer und vermochte nicht einmal das erste Wort des Erlernten seinem Gedächtnisse zu entlocken.

Er hatte alles vergessen.

„Besinn dich nur!“ sagte der Landstreicher, anscheinend mit gewinnender Milde. „Perlchen hätte sich auch besonnen!“

Er hatte indes das erste Blatt der Bibel aufgeschlagen und tat so, als ob er der Gedankenarbeit des Kindes keine Aufmerksamkeit schenken wollte.

„Weißt du's jetzt?“ fragte er ihn, vor sich hinstarrend, nach einer mäßigen Pause. „Ich habe dir eine lange Zeit gelassen, und Perlchen hätte sich längst schon besonnen gehabt.“

Aber auch diese Hinweisung auf den Ehrgeiz und die Lernfähigkeit eines anderen Kindes fruchtete bei dem Knaben nichts.

Er hatte alles vergessen. Auch nicht die leiseste Spur war dem kleinen Gehirne verblieben.

„Du kannst dich also nicht besinnen?“ sagte der Landstreicher, seine Stimme nur unmerklich erhöhend, während sein tiefliegendes Auge mit einem Ausdrucke lauschender Neugier auf dem Gesichte des Knaben haften blieb. „Ich will dir aber sagen, woher das kommt. Statt Tag und Nacht daran zu denken, wie du die heiligen drei Sätze in deinem Kopfe behalten könntest ... hast du nicht daran gedacht. Das sehe ich dir an ... und auch etwas anderes, was du mir verschweigen willst, sehe ich dir an. Ist es nicht so?“

„Ja, Onkel!“ stöhnte der arme Knabe.

„Was hast du getan?“ fragte der Landstreicher leichthin. „Sag's frei heraus ... Perlchen hätte sich nicht so lange besonnen.“

„Onkel,“ rief der Knabe, angstvoll die großen braunen Augen zu ihm aufschlagend, „ich habe das Buch meiner Dorothea gezeigt.“

„Hab' ich's dir nicht vorausgesagt?“ schrie der „Fromme“, und als wäre seine nervige Faust die Kralle eines Geiers, hatte er blitzschnell die beiden Hände des armen Kindes umfaßt und hielt sie an sich gepreßt.

Der Knabe fühlte sich in der Gewalt des Schrecklichen, ein Entrinnen aus dieser Umklammerung war nicht möglich. Es war ein kurzer und banger Augenblick, aber er genügte, um das in seinem tiefsten Wesen aufgeschreckte Vögelchen unter den Fängen seines Verfolgers in ein entseeltes Nichts zu verwandeln.

„Hab' ich dir's nicht vorausgesagt? Hab' ich nicht recht gehabt?“ rief er noch einmal, in die entsetzten Augen des Kindes wie in einen Spiegel starrend. „Du hast es aber nicht glauben wollen. Und darum wird an dir das Wort wahr werden, wie es geschrieben steht. Man wird den ungehorsamen und widerspenstigen Sohn hinausführen vor die Tore der Stadt, und daselbst wird man ihn steinigen mit Steinen, bis daß er ...“

Plötzlich ließ er die Hände des armen Knaben los.

„Ich kann's nicht sagen,“ murmelte er, „ich bring' es nicht über die Lippen! Was möchte Perlchen dazu sagen?“ ...

Er war wieder in die gewöhnliche Gebrochenheit zurückgesunken. Den Kopf in den Lehnstuhl geworfen, saß er mit geschlossenen Augen vor dem Knaben; kein Muskel regte sich an ihm, es schien, als wäre alles Leben aus ihm gewichen. Für das Kind hatte dies das Gute, daß es sich allmählich erholte und mit Staunen die Wandlung wahrnahm, die neuerdings mit dem Onkel vorgegangen war.

Dann richtete er sich mit seinem Oberleibe mühsam auf, aber die Schwäche übermannte ihn, und er sank wieder kraftlos in seinen Sitz zurück.

„Kannst du dich jetzt besinnen?“ fragte er den Knaben, ohne ihn anzuschauen.

Seine Stimme klang so leise wie die eines Schwerkranken, der zum ersten Male seine Umgebung anspricht.

„Ja, Onkel,“ sagte der Knabe mutig, „es ist mir gerade eingefallen.“

„So sag's!“

Ohne zu stocken wiederholte Bernhard die drei ersten Sätze der Schöpfungsgeschichte; sie waren auf der leichten Tafel seines Gedächtnisses nur verdunkelt, aber nicht verwischt worden und traten jetzt, da der Druck des Schreckens von ihm gewichen war, mit aller Klarheit vor seine Seele.

„Es ist gut,“ sagte der Landstreicher müde, „es ist ganz gut. Du hast einen merkwürdigen Kopf ... wie Perlchen. Sie hätte das auch nicht vergessen gehabt, und wenn ein Jahr darüber vergangen wäre. Denn darin bestand ihre größte Kraft. Sie war wie ein lebendes Wunder auf die Erde heruntergeschickt worden.... Übrigens kannst du jetzt gehen, ich will heute nichts lernen mit dir. Morgen ist auch ein Tag ... und der Mensch vergißt doch eigentlich nie etwas, was er einmal gelernt hat.“

Er winkte dem Knaben mit der Hand, damit er sich entfernen solle; aber das Kind schien dieses Zeichen seiner Entlassung nicht verstehen zu wollen. Es blieb sitzen.

Da rief der Landstreicher:

„Warum gehst du nicht? Ich gebe dir ja die Freiheit. Komm morgen wieder, übermorgen ... wenn du willst. Dann will ich mit dir lernen, und du wirst dann einholen, was wir heute versäumt haben.... Nur heute nicht ... das Herz tut mir zu wehe.“

Als der Knabe schon an der Tür stand, rief er ihn wieder zurück.

„Wenn ich wieder so zu dir spreche,“ sagte er zu ihm mit gesenkten Blicken, als hätte ihn die Scham überkommen, „wie ich vorhin mit dir gesprochen habe, so sieh mich nicht so an. . . . Du mußt deine Augen nicht so offen und groß auf mich richten. Das schickt sich nicht für ein Kind. Dann sehe ich einen Knaben vor mir, der war einmal dreizehn Jahre alt und hat es gerade so gemacht wie du. . . . Und was war das Ende davon? Willst du wissen, was das Ende war? Sieh mich an! . . .“

Das Kind schlich still und demütig davon.

Für diesen Tag war aber die Freudigkeit seiner jungen Seele gebrochen. Ziel- und absichtslos irrte der Knabe während der Zeit, bis es Mittag ward, in dem weiten Fabrikshofe umher oder in dem dahinter liegenden Garten. Keiner achtete auf den Knaben; er war im Hause seines eigenen Vaters wie verloren. Beim Mittagessen saß er den beiden Männern stumm gegenüber. Wohin war das sonst so laute Geplauder des Kindes gekommen? Auch darauf achtete Jonathan nicht. . . .

Das Kind war wirklich wie verloren.

An diesem Tage suchte der Knabe seine Dorothea nicht auf.

Aber am folgenden Tage, als der Landstreicher von seinem Gange nach dem „guten Orte“ heimkehrte, fand er den Raben seiner vor dem Hause wartend.

„Gehen wir lernen, Onkel,“ sagte das Kind.

Der Landstreicher konnte wahrhaftig stolz auf sein Werk sein. Ungerufen war das Vöglein herbeigekommen und bat ihn: Sperre mich in den Käfig!

„Gehen wir lernen, Onkel,“ hatte das Kind gesagt, und so begann denn der Landstreicher aufs Neue den Unterricht. Er brachte an diesem Tage den ersten Schöpfungstag zu Ende, und das Kind hatte mit ängstlicher Aufmerksamkeit den ihm eingetröpfelten Wortschatz in sich aufgenommen. Wäre ein Zeuge dagewesen, der ihn beobachtet hätte, wie er durch keine

Vergeßlichkeit des Kindes sich aus seiner steinernen Gelassenheit aufschrecken ließ, wie er Schritt für Schritt dem bald langsamen, bald wieder beschleunigten Erfassen seines Schülers folgte, er hätte sagen müssen: In diesem Manne ruht eine Fülle unerschöpflicher, fast übermenschlicher Geduld! ... und er hätte ihn vielleicht bemitleidet.

Als er diesmal den Knaben entließ, sagte er zu ihm:

„Jetzt weißt du schon über den ersten Tag hinaus und es geht dir auch nicht ein einziges Wort davon ab. Du darfst dich darüber freuen, denn so weit hat es nicht einmal Perlchen gebracht gehabt. Wirst du es aber wieder vergessen?"

„Nein, Onkel," sagte das Kind, „ich will es nicht vergessen."

„Wie willst du das aber anstellen?"

„Ich will immerfort daran denken," sagte der gelehrige Knabe, „Tag und Nacht."

„Daran tust du recht," sagte der Landstreicher, in einem fast unmerklichen Lächeln seine Zufriedenheit kundgebend. „Du mußt in einem fort an das Gelernte denken und dich durch nichts herauswerfen lassen. Dann steht es felsenfest für dein ganzes Leben in dir. Denn es steht geschrieben: Du sollst es dir einschärfen und sollst davon sprechen, wenn du aufstehst und wenn du dich niederlegst, wenn du in dein Haus zurückkehrst oder wenn du aus demselben gehst ... Perlchen hätte es nicht anders getan ..."

Wieder schweifte das Kind an diesem Tage ziel- und absichtslos im Hof und Garten umher, schweigsam und verloren. Und doch gehörte es nicht zu jenen Naturen, die empfangenes Lob still macht. Es mußte also in seine sonst so offene Gemütsart ein fremdartiger Tropfen gekommen sein, den es nicht zu bewältigen vermochte. War das vielleicht bereits das dumpfe Behagen des Vögelchens, dem die Stäbe seines Gefängnisses lieb geworden sind? ...

Der Landstreicher hatte dem Kinde durchaus nicht verboten, zu Dorothea zu gehen. Warum ging es nicht? Wer verwehrte es ihm?

Erst spät am Nachmittage sah man das Kind den Weg zum Häuschen der blinden Fau einschlagen.

Aber auch in der Nähe der geliebten Pflegerin kam kein erfrischender Hauch über die schlaff gewordene Kindesseele.

Dorothea war dessen im ersten Augenblicke gewahr geworden.

„Wo warst du gestern gewesen?“ fragte sie den Knaben.

„Im Hof und im Garten,“ entgegnete Bernhard, ohne sie anzusehen.

„Darum bist du nicht gekommen?“

Sie sagte weiter nichts.

Das Kind hatte sich auf einen Schemel zu ihr gesetzt und verhielt sich, als wäre jedes Wort vom Überflusse, mit einer Art grämlicher Verdrossenheit vollkommen ruhig neben ihr.

„Hast du heute schon gelernt?“ fragt sie ihn nach einer Weile.

Statt aller Antwort kamen über die Lippen des Knaben langsam und gedehnt, als spräche er sie aus dem Schlafe, in den Lauten der heiligen Sprache die Worte:

„Und die Erde war wüste und leer, und Finsternis auf dem Abgrunde, und der Geist Gottes schwebte über den Gewässern.“

„Was ist das?“ rief Dorothea aufhorchend und faßte den neben ihr sitzenden Knaben an der Schulter, um ihm voll ins Gesicht sehen zu können.

„Und es ward Abend und es ward Morgen ... Ein Tag,“ wiederholte das Kind in der ihm angelernten Weise, eintönig und verdrossen, ohne dabei die Augen zu seiner Pflegerin aufzuschlagen.

„Großmutter,“ rief das Mädchen zu der blinden Frau hinüber, „was hältst du von dem Kinde?“

„Krank, krank!“ ertönte es wie ein Klageruf von den Lippen der alten Frau.

„Meinst du das wirklich, Großmutter?“ rief Dorothea. „Wo wäre ich denn gewesen!“

Sie legte ihre Hand auf die Stirne des Kindes.

„Der Kopf ist kalt, Großmutter!“ sagte sie nach einer Weile im Tone ruhiger Fassung. „Fühl ihn selber an, Großmutter.“

Sie war mit dem Knaben an das Bett der alten Frau getreten, aber Veile Oberländer weigerte sich beharrlich, die Hand auszustrecken, um die Stirne des Knaben zu berühren.

„Was hast du davon, Dorothea, mein liebes Mädchen?“ sagte sie, sich gegen die Wand wendend, „und wenn ich dir hundertmal in einem Atem sage: Sein Kopf ist kalt wie ein Stück Eis? Ich höre den Knaben nur, aber ich sehe ihn ja nicht. Und da sage ich dir, das Kind ist krank . . .“

„Krank?“ rief Dorothea.

Jedes andere Wort erstarb in ihrem Munde vor dem Ernste, mit welchem Veile Oberländer ihre Behauptung aufrecht hielt.

„Ja,“ sagte die alte Frau.

Und nach einem Augenblicke Nachsinnens fügte sie hinzu:

„Ich will dir etwas sagen, Dorothea, aber du darfst darüber nicht erschrecken. Es gibt etwas Ärgeres als bloß krank sein, und das ist, wenn man krank wird. In diesem Zustande ist das Kind . . .“

Dorothea versuchte mit einigen scherzhaften Worten die Besorgnis der alten Frau fortzulächeln, aber an der Beklommenheit ihrer Stimme hätte wohl jeder und nicht nur Veile Oberländer, erkannt, daß sie von dem Ausspruche der Blinden in ihrem Gemüte sich bedrängt fühlte.

Sie hatte sich mit dem Knaben wieder an das Fenster hingesetzt. Das Kind hatte nach alter Gewohnheit das Köpfchen auf ihren Schoß gelegt, die Augen nach aufwärts

zur Stubendecke gerichtet, während sich seine Lippen unaufhörlich bewegten.

Dorothea beobachtete ihn genau.

„Bernhard," flüsterte sie, indem sie sich zu ihm herabbeugte, so daß ihr warmer Hauch ihn ganz nahe berührte, „was sprichst du denn in einem fort für dich hin und ich höre es nicht?"

„Ich denke nach," sagte das Kind mit greisenhaftem Ernste, die Augen zu ihr aufschlagend.

„Du denkst nach? Kann denn das nicht ein anderes Mal geschehen?" fragte das Mädchen leise, um die Aufmerksamkeit der alten Frau nicht auf sich zu ziehen.

„Nein," sagte der Knabe laut. „Ich muß in einem fort daran denken, sonst vergesse ich es."

„Was denn, Bernhard?"

„Was ich bei dem Onkel gelernt habe."

„Ist das so schwer?"

Das Kind schwieg; zwischen seinen Lippen drängten sich halblaut die Worte der Schöpfungsgeschichte hervor.

„Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht!"

Veile Oberländer hatte sich während dieses Zwiegesprächs der beiden anscheinend ruhig verhalten, und doch war ihre ganze Seele dabei. Jetzt rief sie mit kräftiger Betonung:

„Siehst du, Dorothea, wie recht ich habe? Hast du jemals an einem Kinde schon so was erlebt? Das kann ja kaum ein Großer, was der da oben" — sie streckte dabei ihren mageren Arm nach der Gegend aus, wo sie den Landstreicher vermutete — „an dem Kinde in kaum drei Tagen zustande gebracht hat. Mein Mann, mit dem der Friede Gottes sei, war doch auch ein Lehrer, aber das hat er nicht vermocht! Nun liegt die Frage so für mich: Entweder er muß eine eigene Kunst besitzen, mit welcher er das Kind auf unnatürliche Weise so weit treibt, aber ich weiß nichts von einer solchen Kunst, und mein Mann hat auch nichts davon

gewußt, oder er hat gar keine Kunst, sondern strengt nur das Kind übermenschlich an. Mir scheint aber, Dorothea, er macht es mit dem Knaben wie mancher Fuhrmann mit seinem Pferde. Er schlägt drauf los, bis daß es geht ..."

„Schlagen, Großmutter!" schrie Dorothea auf.

„Hab' ich das gesagt, Dorothea?" rief die Blinde. „Selbes ist mir nicht beigefallen. Es gibt aber noch etwas Ärgeres als Schlagen; wenn man nämlich dem Menschen, besonders einem Kinde, eine Kraft zutraut, die es nicht besitzt. Und darum muß es davor gehütet werden, Dorothea ... sonst wird unser Kind krank und geht zugrunde!"

„Das Kind ist nicht krank, Großmutter," rief Dorothea zu der blinden Frau hinüber, „es darf nicht krank werden. Weißt du denn nicht, daß ich seiner Mutter, wie sie mich zum letzten Male an ihr Bett gerufen hat, es versprochen habe? Das Kind kann ja gar nicht krank werden."

Das alles sagte sie voll Festigkeit, ja Heiterkeit, daß sie der alten Frau damit jeden Einwand abschnitt.

Dann bettete sie den Kopf des Kindes noch weicher in ihrem Schoße, als erwartete sie, daß es von einem Augenblick zum andern seine Augen zum Schlafe schließen könnte.

Aber das Gehirn des armen Knaben war zu aufgeregt, um diesem süßen Heilmittel der Natur zu verfallen; er lag da, wach, die Blicke zur Stubendecke hinangerichtet, während sich seine Lippen wieder unaufhörlich bewegten. Da rief die Blinde mit einem Male:

„Ich errate, warum du so redest, Dorothea! Du möchtest ihn nur nicht erschrecken, und es war unrecht von mir, daß ich meine Gedanken so in seinem Beisein herausgesagt habe. Was willst du aber von mir? Ein Blinder meint immer, es sei nur der Mensch in der Stube, der gerade mit ihm spricht ... dessentwegen bleib' ich aber doch bei meiner Meinung. Das Kind wird verruiniert!" —

Es war bereits dunkler Abend geworden, als Dorothea

das Kind nach Hause entließ. Und wieder war es weder Lust noch Unlust, was sich im Wesen des Knaben aussprach, als er von seiner Pflegerin schied. Schläfrig und verdrossen sagte er ihr:

„Gut' Nacht, Dorothea!"

Aber in demselben Augenblicke mochte ihn wieder die Erinnerung an seine Aufgabe überkommen haben, denn noch im Fortgehen lallte er im Texte der heiligen Sprache:

„Da machte Gott einen Unterschied mit dem Lichte und der Finsternis. Und Gott nannte das Licht Tag und die Finsternis nannte er Nacht."

Dorothea war am Fenster sitzen geblieben; sie sah in die dämmrige menschenleere Gasse hinaus, bis die völlig hereingebrochene Nacht allem Schauen und Sinnen ein Ende machte. Dann zündete sie das Nachtlämpchen an und setzte sich an das Bett der gleichfalls still gewordenen Blinden.

„Großmutter," rief sie mit einem Male, „hörst du mich?"

„Ich bin ja nur blind!"

„Glaubst du, Großmutter, daß sie täglich in der Nacht zu ihm kommt?"

„Wer denn?"

„Die blasse junge Mutter unseres Knaben! . . . Ich habe einmal erzählen gehört, daß im ersten Jahre die toten Mütter zu ihren Kindern kommen, um nachzusehen, ob im Hause alles in Ordnung ist und ob es ihnen gut geht. Man darf sie aber dabei nicht stören, sonst zerfließen sie in die Luft."

„Glaubt man das auch bei euch?" fragt die Blinde, das letzte Wort scharf betonend.

„Jedermann glaubt es."

„Warum fragst du mich?"

„Weil ich an unsern Knaben denke. Es will mir nicht aus dem Sinne, was du gesagt hast."

„Was kannst du ihm helfen?" rief die Blinde, deren

Laune beim Herannahen der Schlafensstunde eine arge Verbitterung erfahren hatte.

„Ich werde ihm helfen, Großmutter,“ sagte das Mädchen, sich erhebend, „ich werde ihm helfen! Ich habe es seiner Mutter versprochen.“

Draußen hatte die Nacht indessen einen vollständigen Umschlag des Wetters herbeigeführt. Es fiel jener feine, sachte Regen vom Himmel, dem man nicht lauschen kann, ohne daß davon die Sinne wie von einem Wiegengesange in den Schlaf gelullt werden.

Die blinde Frau verspürte alsbald die Wirkung, und als Dorothea, einmal aus ihrem Sinnen erwachend, nach ihr sah, lag sie im gesundesten Schlafe.

Was ging in der Seele des Mädchens vor?

Sie hatte sich leise aufgerichtet, so leise, daß auch nicht das kleinste Geräusch an das Ohr der Schlafenden drang. Mit vorgebeugtem Leibe horchte sie dann eine Zeitlang, ob die Blinde wirklich schlief. Sie täuschte sich nicht. Hierauf schlich sie an den Tisch und stellte das Lämpchen so, daß dessen Schein auf das Gesicht der Schlummernden nicht fiel. Sie horchte wieder auf und langte dann rasch nach dem wollenen Kopftuche, dem unentbehrlichen Kleidungsstücke aller böhmischen Mädchen.

Die Blinde schlief noch immer.

Noch einen Augenblick zögerte Dorothea ... aber schon hat die Türklinke dem Drucke ihrer Hand nachgegeben. Die Türe bleibt halb offen. Dorothea ist draußen in der Nacht!

Trotz der Dunkelheit, die sie umgibt, weiß sie den Weg zu finden, den sie zu gehen hat. Dort unten am Bach, nahe dem Stege, der über ihn führt, befindet sich eine unscheinbare, gewöhnlich unversperrte Türe, die in den Fabrikgarten führt. Wird sie auch heute offen stehen? Wird kein böser Zufall sie narren? ...

Durch die Stille der Nacht rauscht der sonst so stille

Bach. Wie gierig schlürft er das kostbare, vom Himmel strömende Naß in sich ein!

Jetzt steht sie am Stege. Stürmisch jagt ihr das Blut durch die Adern. Gottlob! das Pförtchen läßt sich leicht aufklinken! . . .

Sie ist im Garten, sie befindet sich auf Jonathans Besitze!

Ohne Furcht und Zagen betrat sie den in Finsternis getauchten Raum. Wovor sollte ihr bangen? Kennt sie daselbst nicht jeden Baum und Strauch, jeden Weg und Steg? Wissen nicht alle davon zu erzählen, wo das Kind einmal gestrauchelt, wo sie ihm ein Geschichtchen erzählt, wo sie es in den Schlaf gelullt hat? Jetzt kommt sie an der großen, weitästigen Linde vorbei, die mitten im Garten steht.

Wer sieht das siegreiche Lächeln auf ihren Lippen, das durch die Nacht leuchtet? Unter diesem Baume war es, daß Jonathan ihr so strenge verboten hat, mit der Wallfahrt nach Urschendorf zu gehen. Und sie war trotz dieses Verbots doch gegangen. . . .

Warum Jonathan damals so überaus strenge tat . . . das Lächeln auf ihren Lippen verstärkt sich; es ist, als wollte es die Schleier der nächtigen Dunkelheit durchbrechen und sagen: „Vor dem Lächeln einer Menschenseele geht ein ewiges Licht einher . . .“ Aber es erstirbt in demselben Augenblicke, als sie, aus dem Garten tretend, ein hellbeleuchtetes Fenster im Fabrikgebäude sieht.

Dort weilt Jonathan um diese Stunde . . . und schreibt und rechnet. Und mitten unter seinen Ziffern und Schreibereien kommt ihn nicht der Gedanke an, daß sein Kind allein mit dem Manne ist, der es krank machen wird? Die Blinde hat es ja gesagt und sie muß es wissen.

Noch einen Blick wirft sie zu dem erleuchteten Fenster des Fabrikgebäudes hinan.

Wer will die Gedanken zählen, die mit tausend Stimmen

aus dem Mädchen drängen? Es sind Gluten, mühsam verdeckt und gehütet ... aber kein Regen ist so feucht, daß er sie löschen könnte.

„Warum zögerst du?" fragt es zu dem hellen Fenster hinan. „Weißt du nicht, daß dein Kind allein ist?" ...

„Warum zögerst du selbst?" tönt es durch die Nacht als Antwort zurück.

Sie erschrickt; von einem kalten Schauer erfaßt, hüllt sie ihren Kopf dichter in das Tuch. Der Regen fällt schwerer. Sind es nicht Tritte, die hinter ihr hörbar werden? Dorothea ist aber eine Natur, die den Schrecken starkgemutet überwindet. Wenn er es wäre! ...

Eine dunkle Glut überfliegt sie, und ehe sie selbst ihres Wollens ganz klar geworden ist, steht sie jetzt in der Hausflur vor der Türe der Stube, in welcher das Kind schläft.

Sie lauscht.

Ihre ganze Seele ruht in diesem Augenblicke in dem Atemzuge, den sie in ihrer Brust zurückhält, um ihre Anwesenheit nicht zu verraten.

Draußen plätschert der Regen einförmig auf das Pflaster des Hofes nieder. Drin in der Stube ist alles so still ... das Kind hat also einen gesunden Schlaf.

Warum ist sie von dieser Stätte ausgeschlossen? ...

Und noch ein Gedanke kommt ihr. Sie kann ihn aus den Blättern ihres bisherigen Lebens nicht herausreißen, er hat zu starke Wurzeln in ihrem Gemüte gefaßt:

Weil das Kind so ruhig schläft ... sitzt vielleicht die blasse Mutter an seinem Bette und breitet ihre kühlenden Schwingen über den Knaben aus, damit ihm die Nacht kein Unheil bringe.

Sie lauscht wieder.

Ist es jetzt nicht, als ob drin in der Stube jemand laut spräche? ... Sie täuscht sich nicht, sie vernimmt es ganz deutlich.

Es ist die Stimme des Knaben, die sie so gut kennt, wie keine sonst auf Erden. Er scheint aus dem Schlafe erwacht, und doch ist es nicht so.

Was sie vernimmt, sind abgebrochene, unverständliche Laute jener Sprache, die sie schon heute gehört hat. Wie das schauerlich durch die stille Nacht tönt! Die blinde Frau hat also doch recht. Das fiebernde Gehirn des armen Knaben setzt also noch im Schlafe seine Tagesarbeit fort! Das Kind lernt im Traume!

Dann muß ja der Knabe krank werden! Die alte Frau hat recht!

„Ich komme schon!“ will sie aus der Tiefe ihres Jammers rufen, da lassen sich mitten durch den plätschernden Regen nahende Männerschritte auf dem Pflaster des Hofes vernehmen. Sie kommen näher. Er kommt, der sie hier nicht treffen darf ... er kommt bereits die Treppe herauf.

Die Hand gleitet von der Klinke, die sie schon ergriffen hat. Sie entflieht.

„Wer ist das?“ ruft die starke Stimme Jonathans.

Eine dunkle Gestalt ist an ihm auf der Treppe vorübergehuscht.

„Wer ist das?“ ruft er nochmals.

Keine Antwort.

Trotz seines männlichen Mutes kann er sich eines leichten Schauers nicht erwehren. ...

Jetzt huscht es über den Hof, und dann wird es mit einem Male still.

Aus der Ferne klingt es, als ob jemand mit starker Hand das Pförtchen, das aus dem Fabrikgebäude in den Garten führt, in das Schloß geworfen hätte. ...

Der Regen hat aufgehört.

22. Sie sprechen sich aus.

Am anderen Morgen fragte Veile Oberländer, die heute gegen ihre Gewohnheit in den hellichten Tag sich „verschlafen" hatte, sogleich nach ihrem Erwachen:

„Was ist für ein Wetter draußen, Dorotheä?"

„Die Sonne scheint wieder, Großmutter."

„Wieder? Warum wieder?"

„Da sieht man, was du für einen gesunden Schlaf hast, Großmutter! Es hat ja die ganze Nacht geregnet."

„In Wahrheit?" fragte die blinde Frau in jener grämlichen Laune, wie sie den meisten Leuten am frühen Morgen eigentümlich ist. „Zuletzt wirst du mir noch einreden wollen, es hat mitten in der Nacht geschneit, und das alles darum, weil ich blind bin."

„Warum zweifelst du, Großmutter?" sagte Dorothea und trat an das Bett der Blinden. „Habe ich dich einmal schon belogen?"

Veile richtete ihr erloschenes Augenpaar mit zwingender Gewalt auf das vor ihr stehende Mädchen.

„Es könnte aber geschneit haben," sagte sie mit nachdrucksvoller Langsamkeit, „es könnte ganz gut geschneit haben, trotzdem es schon tief in den Sommer hineingeht und der Schnitt vor der Türe steht. So etwas ist schon vorgekommen, denn auf einmal habe ich in der Nacht eine Kälte in meinem alten Leibe gespürt, daß ich schier geglaubt habe, ich erfriere."

„Die Türe war offen geblieben, Großmutter," sagte Dorothea leise.

„Was sagst du?"

Dorothea wiederholte ihre Worte; sie schienen die Blinde zu beschwichtigen, aber nicht lange darauf richtete sie ihr greises Haupt mit einer gewissen Entschiedenheit auf, was immer geschah, wenn ihr Geist mit etwas Wichtigem beschäftigt war.

„Du warst fort gewesen in der Nacht?“ sagte sie mit grauenhaftem Ernste.

„Ja, Großmutter.“

„Du leugnest das also nicht?“

„Großmutter!“

Mehr sagte das Mädchen nicht. In dem einen Worte lag alles, was sie zu sagen hatte. Es war kein Aufschrei sittlicher Entrüstung, wohl aber die sicher ruhige Abwehr eines klaren Gewissens.

Die Wirkung zeigte sich sogleich auf dem Antlitze der alten Frau.

„Verzeih mir, Dorothea,“ rief sie mit ungewöhnlicher Milde, „ich habe dir nicht wehe tun wollen! Wer weiß besser als ich, was du bist, und daß nicht ein Äderchen von einer Lüge oder Verstellung in dir steckt? Und habe ich denn ein Recht überhaupt, dich so zu fragen? Du bist freiwillig zu mir eingetreten, es hat dich keiner dazu gezwungen. Was fällt mir also ein, von dir zu verlangen, daß du mir sagst, ob du in der Nacht von mir fortgegangen warst oder nicht?“

„Frag mich nur, Großmutter!“ sagte Dorothea leise.

„Wo warst du gewesen, Dorothea?“ fragte die Blinde.

„In Herrn Jonathans Hause.“

„Um Gottes des Allmächtigen willen,“ rief Veile, deren Unruhe mit jedem Worte zu wachsen schien, „du bist noch zu jung und weißt daher nicht, wie die Menschen sind. Was oft ganz gerade und gerecht ist, kommt aus ihrem Munde krumm und unrecht heraus. Ich will darüber weiter nichts sagen, aber denk' dir, wenn dich einer mitten in der Nacht dort gesehen hätte!“

Die Blinde hatte wahrscheinlich geglaubt, mit dieser unverhüllten Anspielung einen großen Eindruck hervorzubringen. Dorothea meinte aber in derselben Redeweise:

„Ich gehöre ja dorthin, Großmutter. Das Kind ist ja nicht bei mir. Da habe ich hingehen müssen.“

„Du warst also bei dem Knaben gewesen? Warum hast du das nicht gleich gesagt?“ rief die blinde Frau hoch aufatmend. „Ich habe in der Nacht, wie du fort warst und ich nach dir gerufen habe, nicht anders geglaubt, als ich liege auf lauter spitzigen Stacheln und Brennesseln. Du bist also bei dem Kinde gewesen! Warum hast du mir das nicht gleich eingestanden?“

„Ja,“ sagte das Mädchen, „ich habe an seiner Türe gelauscht, denn ich habe mich überzeugen wollen, wie er schläft ... O, Großmutter, wie schrecklich klingt das, wenn so ein Kind mitten aus dem Schlafe herausspricht! Es sollte ruhig daliegen, wenn es sich am Tage müde gelaufen hat, und nichts sollte ihm die Ruhe stören. Denn das ist so seine Natur, und wenn es anders ist, so geht in dem Kinde etwas vor. Aber unser armer Knabe hat nicht einmal in der Nacht Ruhe vor den Gedanken! Sie kommen zu ihm und zermartern ihm das Gehirn, Großmutter. Sag, muß das sein? Muß der arme Knabe sogar im Traume lernen?“

„Es muß nicht sein!“ sagt die Blinde mit ihrem kräftigen Kopfschütteln. „Warum, du einfältiges Mädchen, soll etwas sein müssen? Muß der Mensch krank werden? Muß ich zusehen, wie einer den andern zugrunde richtet? O ja! es gibt schon etwelche Menschen, die sagen bei solchen Gelegenheiten: Wer bin ich? oder wer bist du? daß ich mich in deine Geschäfte einmengen soll? Laß sie reden, Dorothea, laß sie reden! Wenn es nach dem Kopfe derartiger Leute gehen sollt', so wäre es besser, daß Gott lieber heute als morgen die Welt zu Scherben zerschlagen möchte! Es wäre nicht um einen Groschen schade um sie. Aber die Welt ist nicht so, Dorothea, und die Menschen auch nicht. Und gerade du, mein liebes Mädchen, bist ein lebendiges Beispiel davon. Mußt du zusehen und warten, bis man dir das Kind wie eine verdorbene Uhr zurückstellt, und du weißt nicht, was damit anfangen? Greif zu, Dorothea, mein

Mädchen, greif zu, sonst wird es zu spät und er bekommt die Gewalt!“

Voll Ehrfurcht und Staunen blickte Dorothea auf das alte Antlitz der Blinden; es sprühte in diesem Augenblicke wie von Flammen ewiger Jugend. Es war eben dasjenige eingetreten, was uns so selten im Leben begegnet. Eine Menschenseele hatte sich schlackenlos und echt einer anderen aufgetan.

Unwillkürlich war sie an dem Bett der Blinden in die Knie gesunken.

Aber Veile Oberländer war schnell wieder in die Niederungen ihres bisherigen Tuns und Redens herabgestiegen, denn als Dorothea nach einer Weile fragte: „Ich habe also recht gehabt, Großmutter, daß ich zu unserem Knaben hingegangen bin? Darf ich wieder zu ihm gehen?“, sagte die Blinde kühl und bedächtig, als ob eine rauhe Hand alles bis auf die kleinste Spur in ihr ausgelöscht hätte, was doch kurz vorher so lebendig von ihren Lippen gesprüht hatte:

„Du bist ja erst dort gewesen, Dorothea! Warum fragst du mich das nicht später? Mein alter Kopf ist an so schwierige Antworten nicht gewöhnt. Er hat nur eine kleine Eingangstüre, und da kann nicht viel auf einmal hinein. Meinst du, sie ist groß wie das Tor einer Getreidescheuer? Frag mich später, Dorothea, frag mich später!“

Aber Dorothea fragte nicht. Es verging eine Stunde nach der anderen, ohne daß das Mädchen in die Nähe der Blinden gekommen wäre. Sie verrichtete die wenigen Hausarbeiten, die ihr oblagen, still und geräuschlos. Vielleicht erwartete die alte Frau gar nicht, am heutigen Tage noch gefragt zu werden; denn so kurzlebig auch das Alter sich fühlt, in allem, wo es auf ein rasches Aussprechen und Beantworten ankommt, verfährt es mit einer Bedächtigkeit, als ob seine Lebensstunden ungezählt wären, wie der Sand am Meere.

Es war später Nachmittag geworden. Das Kind war nicht gekommen.

„Sieh du hinaus mit deinen guten Augen, Dorothea," sagte Veile Oberländer mit einem Male, „ob er noch nicht kommt."

„Ich sehe schon seit einer Stunde zum Fenster hinaus," meinte Dorothea, „er will aber nicht kommen."

„Er will nicht!" rief die Blinde mit ihrer gewöhnlichen Herbigkeit. „Sag lieber, der ‚Fromme' läßt ihn nicht fort."

Plötzlich stand Dorothea neben dem Bette der alten Frau.

„Großmutter!" sagte sie leise, ganz nahe zu ihrem Antlitze niedergebeugt.

„Was willst du, mein liebes Mädchen?"

„Ich gehe jetzt fort und lasse dich allein. Ich muß es noch heute zu Ende bringen."

„Du willst es noch heute zu Ende bringen?" wiederholte Veile Wort für Wort.

Wie sie das so sprach, war ihr der Kopf auf die Brust gesunken; es schien, daß eine plötzliche Schwäche sie übermannt habe. Die greisenhafte Verfallenheit ihres Gesichts trat jetzt erschreckend hervor; so hätte Dorothea sie noch niemals gesehen.

„Soll ich nicht gehen, Großmutter?" rief sie beängstigt.

Mit dem Aufgebote aller Kräfte richtete sich aber die Blinde in ihrem Bette auf; an die Stelle der Hinfälligkeit war mit wunderbarer Schnelligkeit eine Art Scheinkraft getreten, die ihre blassen Wangen mit einem durchsichtigen feinen Rot bedeckte.

„Du hast mich jetzt gefragt," sagte sie, „so wie es sich schickt. Früher hat nur dein Wille aus dir gesprochen, und das hat mich so erschreckt . . . So will ich dir auch jetzt antworten, wie es sich schickt. Geh, sag ich dir, geh und bring es zu Ende. Es handelt sich um meines Jonathans Kind! Geh!"

Sie hatte die Hand, gleichsam als wollte sie ihr den Weg zeigen, gebieterisch ausgestreckt; dann sank sie kraftlos in ihr Kopfkissen zurück. —

Diesmal ging Dorothea nicht an den Steg, der über den Bach führt, um von da aus durch den Garten in das Wohnhaus zu gelangen. Sie ging geradenwegs durch die „Gasse“, hochaufgerichteten Hauptes, von der Abendsonne beschienen, daß ihr blondes Haar wie in eine Goldflut getaucht schien.

Manches Auge sah dem Mädchen nach wie einer fremdartigen Erscheinung, über die sich nichts Bestimmtes denken ließ. Und doch kannten sie sie ja alle als das „deutsche Mädchen“, das vor Jahren in Jonathans Haus gekommen war.

An dem Mädchen war keine Hast bemerkbar; gleichmäßig war ihr Gang; man hätte vermuten können, sie gehe zur Kirche.

Sie war in das Haus eingetreten.

Auf derselben Flur, auf welcher sie in der gestrigen Nacht den Schlaf des Kindes belauscht hatte, stand sie wieder und . . . horchte. Anfangs war alles fast unheimlich still, es regte sich nichts in dem Hause.

„Sag’s noch einmal, Knabe!“ hörte sie plötzlich eine zornige Männerstimme drin in der Wohnstube. „Gerade jetzt hast du mich wieder so angesehen . . . du weißt, ich kann das nicht ertragen. Sag’s noch einmal.“

Drauf hörte sie die Stimme des Knaben. Was er sprach, kam nur unverständlich an ihr Ohr, ihr schien es aber, als klinge es wie unterdrücktes Weinen. Noch stand sie einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt. Sie atmete kaum.

„Und jetzt schlage mit der Hand an deine Brust und sage mir Wort für Wort nach, was ich dir vorsprechen werde,“ tönte wieder die zornige Stimme. „Du mußt dich demütigen, Knabe, und dein Hochmut muß gebrochen werden! Ich

habe gesündigt, mußt du sagen, ich habe mich vergangen, ich habe gefehlt. Ich habe nicht gehorcht der Stimme meines Vaters und nicht der Stimme meiner Mutter ..."

Darauf erfolgte ein Aufschrei des Kindes, der das Wesen Dortheas in seinem Innersten erbeben machte.

„Ich kann das nicht sagen, Onkel!" hörte sie das Kind rufen.

„Ich habe gesündigt, ich habe mich vergangen," wiederholte dagegen die andere Stimme.

Da trat Dorothea in die Stube.

Mit einem Blicke überschaute das Mädchen den ganzen Vorgang. In einer Ecke des Zimmers, in sich zusammengekauert, das heiße Gesicht von Tränen überströmt, stand der Knabe. Im Lehnstuhle saß die finstere Gestalt des Landstreichers, den sie zum ersten Male gewahr wurde, die Augen fest gerichtet auf ein Buch, das vor ihm auf dem Tische lag. Er hatte den Eintritt des Mädchens nicht bemerkt; erst der Ruf des Kindes: „Da ist Dorothea!" machte, daß er auffuhr. Seine Blicke ruhten eine lange Weile mit durchdringender Schärfe auf der ihm fremden Gestalt.

„Wer bist du, und was willst du?" rief er mehr neugierig als erzürnt.

Der Knabe war während dieser Zeit aus seiner Ecke herbeigekommen und hatte sich zu Dorothea gestellt.

„Dorothea!" schmeichelte er und sah mit den großen Augen zu ihr auf.

„Geh wieder dorthin, wo du gestanden bist!" schrie der Landstreicher die Hand gegen den Stubenwinkel ausstreckend. „Und nicht eher wirst du von dort weichen, bis du gesagt hast, was ich dir vorgesprochen habe: Ich habe gesündigt, ich habe mich vergangen —"

„Ein Kind sündigt nicht!" unterbrach ihn Dorothea, indem sie den Knaben innig an sich drückte.

Ihre Lippen bebten, als sie sprach, aber ihr Ton klang ruhig.

„Wer bist du?“ rief der Landstreicher, stand auf und trat ihr in seiner schreckhaften Höhe fast unter das Weiße ihrer Augen.

Darüber erschrak Dorothea derart, daß sie keines Wortes sich mächtig fühlte.

„Ich frag' dich noch einmal,“ rief er mit schriller Stimme, „wer bist du, daß du so zu mir sprichst?“

War es die Verwirrung darüber, daß sich das, was sie sich vielleicht in ihrem Gedankenleben als ausführbar dargestellt, ihr jetzt in dieser Gestalt entgegentrat? Sie war zaghaft geworden wie das Kind, das sich Hilfe suchend an ihre Seite geschmiegt hatte; dazu kam noch, daß ihr erst jetzt in der unmittelbaren Nähe des Landstreichers die große Ähnlichkeit desselben mit seinem Bruder auffiel. Das war Jonathan, und er war es wieder nicht! Es war, als wenn die Natur an einem ihrer Kunststückchen ein besonderes Wohlgefallen gefunden hätte: dieselben Züge und dieselbe Lagerung der Formen, und doch in dem allem ein unsagbares, ein nicht nachweisbares Etwas, das die beiden auseinander hielt, wie Nacht und Morgen.

„Ich bin ... Dorothea!“ sagte sie mit einem scheuen Aufblicke zu dem vor ihr stehenden Manne.

Er maß sie mit seinen furchtbaren Augen vom Scheitel bis zu den Fußspitzen, so daß hohe Röte und tiefes Erblassen ihr bis an die Schläfe stieg.

„Bah,“ sagte er wegwerfend, „jetzt weiß ich, wer du bist. Du bist das Dienstmädchen meines Bruders. Du hast das Kind auferzogen, und nun hast du die Frechheit jener Personen, die man lange im Hause duldet. Mit dir habe ich nichts zu tun.“

Er wendete sich von ihr ab und ging langsam zu seinem Lehnstuhle zurück, in den er sich niederließ.

„Komm jetzt her zu mir, Knabe,“ rief er dem Kinde zu, ohne sich nach ihm umzusehen. „Du hast dein

Sündenbekenntnis noch nicht gesagt. Wie lange soll ich warten?"

Da schrie Dorothea außer sich:

„Geh nicht, Bernhard, geh nicht!"

Der Schreck, der bis dahin ihr Wesen gelähmt hatte, war gebrochen. Sie vermochte wieder zu atmen.

„Was geht denn hier vor?" sagte der Landstreicher ohne Gereiztheit vor sich. „Bin ich im Hause meines Bruders, oder bin ich es nicht? Warum tritt sie zwischen mich und das Kind?"

Er schien wieder einer jener seltsamen Träumereien verfallen zu sein, die ihn, wie wir bereits öfter erfuhren, mitten im geregelten Gespräche der Wirklichkeit entführten. Seine Gedanken waren wieder in jene Wildnis geraten, aus der er nur nach mühseligem Suchen den Heimweg fand.

Unter den finsteren Augenbrauen sammelte sich allmählich ein kalter Blick, der auf dem Mädchen eine Weile ausruhte.

„Ich versteh' mich nicht," sagte er ganz langsam, Wort für Wort abwägend. „Wie kommst du dazu, ein fremdes Mädchen, das ich nicht kenne und das ich niemals gesehen habe, in mein Tun einzugreifen? Ich habe mir vorgenommen, den Ungehorsam dieses Kindes zu brechen. . . . Wer darf mich daran hindern? Wer bist du denn, daß du dich unterstehst? . . ."

In Dorothea war währenddem der alte Mut wieder gewachsen.

„Ich habe ein Recht dazu," sagte sie leise und schaute ihn furchtlos an.

„Du hast ein Recht?" fragte er, sie neugierig anstarrend.

„Ja," sagte Dorothea, sich zu dem Knaben niederbeugend, still und doch verständlich, „denn ich bin die Mutter dieses Kindes."

Der Landstreicher schien jedoch auf diese Mitteilung durchaus kein Gewicht legen zu wollen.

„Bah,“ rief er leichthin, „das ist so eine von den Redensarten, die ich viel tausendmal in meinem Leben gehört habe. Darauf gebe ich nichts. Weil du das Kind gewartet und für seine Notdurft gesorgt hast, bist du noch nicht seine Mutter. Man hat dich dafür bezahlt.“

Trotz dieses nicht mißzuverstehenden Hohnes verharrte das Mädchen in seiner ruhigen Fassung.

„Es ist so, wie ich gesagt habe, ich bin die Mutter dieses Kindes,“ kam es flüsternd über die Lippen Dorotheas.

„Gut,“ meinte der Landstreicher, indem er die Gestalt des Mädchens mit einem fast wohlwollenden Blicke maß, „ich will das gelten lassen. Wenn ich dir aber diesen Namen belasse, weil du es so willst, wie kommt es dann, daß du mich unterbrichst, wenn ich das Kind züchtigen will? Und das Kind muß gezüchtigt werden, denn es fehlt ihm an Demut in seinem kleinen Kopfe. Es sieht darin schon ärger aus als in manchem großen. Das muß herausgeworfen werden, und dazu hat mich Gott in seiner großen Gnade bestellt ...“

„Auch wenn das Kind krank wird?“ fragte Dorothea mit unsicherer Stimme, denn auf ihr Gemüt hatten die letzten Worte des Landstreichers großen Eindruck gemacht.

„Auch wenn es krank wird!“ kam die finstere Antwort des Landstreichers zurück.

Er hatte sich erhoben und stützte dabei seine Hände auf die Tischkante, während seine Augen auf die Blätter des vor ihm aufgeschlagenen Buches starrten.

„Besser krank sein und gestorben, als so leben wie dieses Kind, abfällig von Gott und keine Furcht in seinem Herzen vor den heiligen Geboten!“

„Ein Kind? Ein so kleines Kind und soll schon sündigen?“ rief Dorothea in tiefer Bewegung und trat ihm näher.

Der Landstreicher veränderte aber seine Stellung nicht.

„Was kann denn ein Weib anders glauben?“ sprach er halblaut vor sich hin. „Sie glauben erst an die Sünde, wenn

sie die Flammen ringsum lodern sehen. Ich will dir aber etwas sagen, Mädchen, was vielleicht auch dein beschränkter Sinn begreifen wird."

Seine Sprache klang wieder weich, beinahe traurig.

„Vor einigen Tagen habe ich den Knaben barhäuptig gefunden und habe ihm das für alle Zukunft verboten. Heute rufe ich ihn zum Lernen, und er setzt sich wieder barhäuptig an den Tisch. Und wie ich ihm das verweise, sagt er mit aller Frechheit seines unfolgsamen Herzens: ‚Dorothea hat mich immer so gehen lassen.' Das Kind weiß also, daß es gesündigt hat. Und die Verführerin ... bist du!"

„Komm, komm, Bernhard!" rief das Mädchen ängstlich und machte, den Knaben an der Hand, einige Schritte gegen die Türe.

„Bleib!" schrie der Landstreicher, in welchem alle Wildheit eines Raubtieres erwacht zu sein schien, mit gellender Stimme, indem er mit blitzschneller Behendigkeit an den Knaben sprang, um ihn ihr zu entreißen.

Sie aber preßte das Kind mit der einen Hand an sich, während sie die andere wie abwehrend ihm entgegenhielt.

„Ich lasse das Kind nicht hier!" rief sie atemlos. „Du tötest ihn noch!"

„Du willst mir ihn also entziehen!" schrie er wieder, daß sie sein Atem wie ein heißer Glutstrom überflutete.

„Ja!" sagte Dorothea, alle Kraft zusammennehmend; es war aber bereits zu spät.

Er hatte sie mit nerviger Faust an der Schulter gefaßt; seine Augen glühten, und sein Antlitz trug den Ausdruck einer Verzerrung, wie sie nur die entfesselte, über alle Dämme hinwegflutende Leidenschaft des Menschen gestaltet. Das währte aber nur einen Augenblick. Kaum fühlte das Mädchen die rohe Gewalt an seinem Leibe, als es, von dunkler Zornesglut flammend, die Hand, die auf ihr lag, niederreißend, rief:

„Rühr mich nicht an! Ich werde das Weib deines Bruders!“

Er fuhr mit beiden Händen über das Gesicht, als wäre der Blitz gerade neben ihm in den Erdboden gefahren, dann taumelte er rückwärts und fiel wie eine leblose Masse in den Lehnstuhl zurück; seine Augen hatten sich geschlossen, er atmete kaum. Dabei war sein Antlitz fahl geworden wie das eines Toten.

Als ihn Dorothea in diesem hilflosen Zustande gewahrte, wurde ein großes Mitleid mit dem Unglücklichen in ihrer Brust rege. Noch empfand sie den schmerzenden Griff seiner Faust an ihrer Schulter, und schon war sie bereit, ihm Abbitte zu tun, denn ihr gereifter Verstand sagte ihr sogleich, daß *sie* ihm diese Lage bereitet hatte. Schwankenden Schrittes näherte sie sich dem Tische.

„Ich kann ja nichts dafür,“ sagte sie demütig. „Warum habe ich das sagen müssen!“

Er schien aber von diesen Worten nichts vernommen zu haben; er seufzte nur tief auf, wie wenn sich der jähe Krampf, der ihn befallen hatte, nun gelöst hätte. Mit einem Male schlug er die Augen auf, und mit einer Art müder Gedankenabwesenheit blickte er zuerst die vor ihm in scheuer Züchtigkeit stehende Gestalt, dann das Kind an; er schien es nicht zu begreifen, daß sie beide noch da waren. In Dorothea aber, die den sprunghaften Wechsel in den Stimmungen dieser kranken Seele noch nicht kannte, wuchs der Mut; sie sah, daß er ihr jetzt nichts anhaben werde.

„Was ist vorgegangen?“ fragte er schwach. „Hat nicht einer hier gesagt, daß Perlchen krank geworden ist?“

Jetzt erst schien er sich vollständig zu ermannen. Die Erinnerung an das Vorgefallene war ihm zurückgekehrt.

„Nicht wahr,“ fragte er mit einem seltsam forschenden Blicke, der auf dem Mädchen haften blieb, „es ist noch gar nicht lange her, da habe ich dich schlagen wollen? Leugne

es nicht. Du brauchst mich nicht zu schonen, denn du hast Augen, die weinen können; man weiß nicht, wie man ihnen ausweichen soll. . . . Warum hast du solche Augen? Aber das Schlagen gehört schon seit meinem dreizehnten Jahre zu meinem Handwerke. . . . Darin bin ich ein Meister, wie es keinen zweiten auf dieser Erde gibt. Es soll einer kommen, der es mir in dieser Kunst nachtut! Heute den eigenen Vater und morgen ein kleines Kind und übermorgen das Weib meines eigenen Bruders! . . ."

Er sprach das alles mit einer Art zufriedener Gelassenheit, kaum daß sich hie und da seine Stimme steigerte. Diese Selbstzerfleischung schien ihm wohlzutun, ein müdes Lächeln umspielte seine Lippen. Dabei schaute er unverwandt nach dem Mädchen hin.

„Warum kehrst du dich nicht von mir ab," fuhr er fort, „und warum senkst du so verschämt deine Augen? Die sind ja das Schönste, was ich noch zu sehen bekommen habe! Wenn man hineinsieht, so meint man, ringsumher ist tiefe Nacht, und nur auf dem Platze, wo du stehst, ist blauer Himmel! Deswegen, weil ich dir das so ins Gesicht hineinsage, brauchst du noch nicht stolz zu werden! Ich habe das so mancher, die mir im Leben begegnet ist, schon gesagt . . . und manche hat es auch bereut. Was war mir daran gelegen? Warum hat sie sich in die Augen sehen lassen? Mit dir aber fühle ich Erbarmen . . . und doch habe ich dir viel Bitternis und Kummer zu verkünden. . . ."

Dorothea unterbrach ihn. Der Blick des Landstreichers hatte einen Glanz angenommen, der ihr züchtiges Wesen in Unruhe versetzte. Ihre einfache Natur verstand den Sinn dieser Worte nicht, aber der heiße Hauch, der daraus hervorwehte, war ihr zu Kopfe gestiegen.

„Komm, Bernhard," sagte sie zu dem Knaben, und ihre Stimme schwankte unsicher, „wir wollen zur alten Veile gehen!"

„Bleibe doch, blauer Himmel!“ rief der Landstreicher mit so einschmeichelnder Gewalt, daß das Mädchen zögernd innehielt. „Meinst du, ich weiß nicht, was ich schuldig bin dem Weibe meines Bruders?“

War es der weiche, berückende Ton dieser Worte, dem sie nicht widerstehen konnte? Ein holdes Lächeln blühte um ihren Mund, auf und über ihr Antlitz ergoß sich ein rosiger Schimmer. Sie war ihm wieder näher gekommen. Oder war es unschuldiger Stolz, daß er keinen Anstand nahm, sie an ihre künftige Stellung im Hause seines Bruders zu gemahnen?

„Sieh mich nicht so süß an mit deinen Augen,“ rief er mit plötzlich neu erwachter Heftigkeit, indem er sich aufzurichten versuchte, „du Diebin! du tückische Katze! du Hauseinschleicherin und Einbrecherin! Weil du dem Bruder und seinem Kinde das Herz gestohlen hast, meinst du, es wird dir auch bei mir gelingen? Nimm dich in acht, Mädchen, nimm dich in acht! Mit einem einzigen Drucke meines kleinsten Fingers kann ich dich zerdrücken und zertreten; mit einem Hauche meiner Lippen kann ich dich fortblasen, daß nichts von dir übrig bleibt. So stark bin ich und so gewaltig! Ich habe bloß ein Wort auszusprechen, und es fährt dahin über dich wie ein kalter Wind über ein Stoppelfeld ... und ‚auch deine Augen will ich blind machen‘, sagt der Herr!“

„Jesus Maria!“ schrie das Mädchen auf. „Warum fluchst du mir?“

Ihr Angesicht war völlig entgeistert; sie zitterte heftig. Plötzlich schossen ihr Tränen in die Augen.

„Warum fluchst du mir?“ fragte sie noch einmal, flehend und gebrochen. „Was habe ich dir getan?“

Er fuhr, wie von einer unwillkürlichen Rührung erfaßt, mit der Hand über das Gesicht.

„Getan?“ fragte er so ruhig und gelassen und mit

einer solchen Sanftmut in Stimme und Gebärde, als ob ihm jedes wehebereitende Wort fern liege. „Was sollst du mir getan haben? Kann mir überhaupt ein Mensch noch etwas antun? Aber droben auf dem ‚guten Orte'" — er sagte das stockend und wie verloren in sich selbst — „droben auf dem guten Orte, da liegen zwei alte gute Leute; die eine davon war meine Mutter gewesen, der andere mein Vater. Ich will zu ihnen gehen und sie befragen, ob man ihnen nichts getan hat? Du meinst vielleicht, weil sie tot sind, werden sie keine Antwort haben? Ich aber sage dir, sie werden ihre Gräber sprengen und mit weithin vernehmbarer Stimme mir antworten. Laß mich vorbei, Mädchen!"

Er hatte sich erhoben; dann tat er einige Schritte durch die Stube.

„Nein, nein!" sagte er vor sich hin, indem er wieder zu seinem Sitze zurückkehrte. „Er muß auch dabei sein. Er muß auch hören, was sie da oben sagen werden! Warum soll er nicht dabei sein?"

Es schien, als sei er wieder jenem gefährlichen Halbleben anheimgefallen, das ihn so oft zwischen Traum und Wirklichkeit mitten inne schweben ließ.

„Geh um deinen Vater, Knabe!" rief er mit einem Male. „Sag ihm, ich will auf den ‚guten Ort' gehen. Und er muß mit mir gehen. Er muß! Hörst du gut? Er muß!"

Das klang so gebieterisch und hell; selbst ein gestählter Wille hätte sich der gewaltigen Naturkraft, die daraus sprach, nicht zu widersetzen gewagt.

Der Knabe hatte sich eiligst entfernt, nachdem ihm Dorothea zuvor einen Wink gegeben hatte, den er wohl verstand.

Sie waren allein.

„Ist er fort?" fragte der Landstreicher nach einem Augenblick tiefster Stille.

„Ja!" flüsterte Dorothea.

Nach einer Weile meinte er wieder, ohne sich nach ihr umzusehen:

„Fürchtest du dich?“

„Nein!“ sagte sie ebenso leise.

„Du sollst dich aber fürchten,“ rief er gereizt, „denn ich habe ein Wort auf den Lippen, das wird über dein Herz hinfahren, wie die Pflugschar über einen Acker ... Deine blauen Augen werden von Tränen überfließen, und es wird niemand da sein, der sie abtrocknen wird. Du mußt dich fürchten.“

„Nein,“ wiederholte sie, still vor sich hinlächelnd. „Das Kind kommt ja wieder ... und mit ihm kommt Jonathan.“

Der Landstreicher stöhnte schmerzlich auf.

„Wie sie den Namen ausspricht!“ murmelte er halblaut vor sich. „Meint man nicht, wenn man sie so anhört, sie ist mit dem Namen auf den Lippen zur Welt gekommen? Wie sie ihn so ausspricht!“

Wie er aber darauf sich wieder zu Dorothea wandte, mochte er bemerkt haben, daß um ihren Mund noch immer dasselbe sieghafte Lächeln der Furchtlosigkeit glänze. Er fuhr ungestüm auf.

„Lachen und immer lachen. Das ist so die rechte Weiberart! Warum lachst du, wenn du den Namen meines Bruders nennst?“

„Es ist ein so schöner Name,“ sagte Dorothea mit großem Ernste, „und es läßt sich so viel dabei denken!“

„Ein schöner Name!“ spottete der Landstreicher. „Du sagst das gerade so, als hättest du vor dir ein schönes Band, daran euer Herz hängt vom ersten bis zum letzten Lebenstage. Ich will dir aber etwas sagen, Mädchen! Ein Name ist kein Stück Band, an einem Namen hängt Fleisch und Blut! Das wißt ihr am besten, die ihr uns unseren Fischai und unsere Miriam gestohlen habt ... Aber der Jonathan

ist unser geblieben. Ich lasse mir ihn nicht nehmen. Der ist unser!"

Wie es schon seine Art war, spann er den Gedankenfaden, den er spottend begonnen hatte, in einer allmählich veränderten Stimmung weiter.

„Du meinst," fuhr er fort, und sein Auge begann wieder zu glühen und mit bannender Gewalt auf Dorotheas Wesen auszuruhen, „du meinst, es ist ein so schöner Name! Ich aber sage dir, es ist ein königlicher Name! Denn königlich ist das Volk, dem er angehört, und königlich ist der Stamm, aus dem er entsprossen ist. Jonathans Name steht da, wo das Allerheiligste steht! Kann einer von allen Fürsten und Grafen der Erde von sich sagen, was mein Bruder Jonathan sagen kann? Was sind Jahrhunderte? Schaumblasen, gegen die Zeit von Jahrtausenden gehalten. Wo steht ihr Name und wo steht mein Bruder Jonathan? Im schönsten Klaglied, das die Welt noch gehört hat, ein König hat es gesungen für einen Königssohn; da heißt es: ‚Wehe ist mir um dich, mein Bruder Jonathan! Wie sehr warst du mir lieb! Einzig war mir deine Liebe' . . ."

Plötzlich stockte er. Die Zornesader auf seiner Stirne war wieder mächtig angeschwollen; er schlug mit der Faust auf die Stirne.

„Warum lachst du schon wieder?" schrie er.

Sie aber, nicht im mindesten erschreckt, wiederholte leise für sich die Worte aus dem uralten Klagelied und lächelte dabei:

„Einzig war mir deine Liebe!"

„Verstehst du mich oder willst du mich nicht verstehen?" sagte er wieder tief traurig, indessen er den Kopf in die Brust sinken ließ.

Sie nickte ihm zu.

„Das schönste ist doch das Lied!" sagte sie.

„Wie wehe ist mir um dich, mein Bruder Jonathan!"

stöhnte er schmerzlich auf. „Du Kind aus königlichem Blute, du Sprosse eines königlichen Volkes! Wer ist aber dein Vater, wer ist deine Mutter gewesen, Mädchen? Wessen kannst du dich berühmen? Du gehörst ja nicht einmal uns an! Und du nimmst den Namen meines Bruders so leichtfertig in den Mund, ja noch mehr, du willst den deinen daran binden? Reiß ihn heraus, Mädchen, reiß ihn heraus! Sonst ist es dein und sein Unglück. Denn Hohes und Niederes soll sich nicht vermengen! Was wird aus dem Namen Jonathan? Der Wind trägt ihn hiehin und dorthin, und ehe eine kurze Zeit um ist, ist er erloschen. Willst du auf deine Seele nehmen, Mädchen, daß der Name Jonathan in unserer Familie ausgelöscht wird, und niemand weiß, daß er einmal genannt worden ist? Wie willst du das verantworten? Noch niemals ist es einem Menschen zum Guten ausgegangen, der es versucht hat, unseren Namen auszulöschen. Denn so ist das Gebot Gottes: Wie wir sind, so müssen wir zusammen bleiben! Es darf nichts Fremdes unter uns aufkommen; ‚es muß ausgestoßen werden aus unserer Mitte!‘ Weil du nun blonde Haare hast und blaue Augen, Mädchen, glaubst du, das Gesetz des ewigen Gottes wird vor dir zerschmelzen wie weiches Wachs? Unternimm es nicht, Mädchen, die Last ist für dich zu groß! Du wirst an deinem Fremdsein unter uns zugrunde gehen. Wer kennt dich unter uns? Nicht mit einem Äderchen deines Leibes gehörst du uns an. Hat dich mein Vater, hat dich meine Mutter gekannt? Am Tage des großen Weltengerichts werden Vater und Mutter umsonst nach ihrem Sohne Jonathan fragen und suchen! Der ist ausgelöscht worden, wird es heißen, sein Name besteht nicht mehr, und das alles durch ein Paar blaue Augen eines fremden Mädchens! . . .“

Wie fremdartig die Rede des Landstreichers auch klang, die Heiliges und Unheiliges in einen fast unentwirrbaren Knäuel zusammenzufassen verstand, den eigentlichen Kern seiner

Worte hatte Dorothea mit ihrem schlichten Verstande doch ergriffen. Trotz der Dunkelheit und vielleicht absichtlichen Zerrissenheit seiner Beweisgründe war ihr alles licht und klar erschienen.

Sie schüttelte ihren Kopf und fragte leise, indem sie ihm unmerklich einen Schritt näher trat, die Augen voll Tränen:

„Und das Kind? Was soll aus dem Kinde werden, wenn ich gehe?"

Der Landstreicher konnte eine Art Freudenruf nicht unterdrücken. Sie sah ihn aber durch ihre Tränen finster und strenge an.

„Du siehst also mein Recht und dein Unrecht ein?" rief er.

Dorothea schüttelte abermals den Kopf.

„Ich kann nicht gehen!" sagte sie mit stockender Stimme. „Ich und Jonathan sind uns nicht fremd. Das ist nicht wahr. . . . Und was soll aus dem Kinde werden, das keine Mutter hat?"

„Das Kind?" rief der Landstreicher mit abwehrender Gebärde. „Was geht dich das Kind an? Für den Knaben müssen Männer sorgen. Und wozu bin ich denn noch in der Welt? Ich habe meine Mutter auch schon im dreizehnten Jahre verlassen und habe sie mit keinem Auge mehr gesehen. Für das Kind werden andere sorgen . . ."

Außer sich, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, rief Dorothea:

„Das Kind wird krank! Ich lasse das Kind nicht krank werden!"

Der Landstreicher wollte entgegnen. Da wurde er durch ein lautes, wie von dem Aufschlagen eines Stockes an die Türe herrührendes Klopfen unterbrochen.

Veile Oberländer war eingetreten.

23. Veile Oberländer.

Dorothea schrie nicht auf, als die Blinde so unvermutet vor ihr stand. Im ersten Augenblicke war ihr jede Erinnerung entschwunden, daß sie da dieselbe Frau, die jetzt in aufrechter Haltung, auf ihren Stock gestützt, inmitten der Stube stand, vor einer halben Stunde hilflos und schwach, an ihr Bett gefesselt, verlassen hatte. Sie sah in ihr nur die Helferin in ihrer Drangsal, die gekommen war, um der schrecklichen Peinigung, der sie standhalten mußte, ein Ende zu machen. Ein heller Freudenschein leuchtete auf ihrem Antlitze auf, so hell, wie die roten Bänder auf der Feiertagshaube der alten Frau, die zu ihrem todblassen, wunderbar ernsten Gesichte, wenn auch in schneidendem Gegensatze, stimmten.

Ja, sie hatte die „gute" Feiertagshaube auf, wiewohl es ein gewöhnlicher Wochentag war, und vielleicht war es unbewußt der lichte Ton, der von ihr ausging, daß Dorothea sich mit der Kraft eines gebeugten Rohres so schnell aufrichtete.

Die roten Bänder verbreiteten Licht und Sonnenschein bis in den entferntesten Winkel der Stube, und dunkel blieb nur ein Punkt: die finstere Gestalt des Landstreichers, der, in den Lehnstuhl zurückgeworfen, mit einer Art stumpfer Neugier die fremdartige Erscheinung anstarrte.

Dorothea hatte die alte Frau zu einem Sitze am Tische geleitet, und erst jetzt beugte sie sich, indem sie den Arm um ihren Nacken legte, zu ihr hinab und redete zu ihr in vorwurfsvoller Zärtlichkeit:

„Wie hast du das angefangen, Großmutter? Aufzustehen! Und hast mir früher kein Wort davon gesagt! Was wird Jonathan dazu sagen? Du kannst den Tod davon haben!"

„Zieht man sich da seine schönste Haube an?" meinte die Alte kurz und schneidig.

Dann rückte sie sich in dem Sessel bequem zurecht, glättete

mit der Hand die Falten ihres Kleides und stellte den Stock mit einer gewissen Absichtlichkeit an ihre Seite, als wolle sie damit andeuten, daß sie sich seiner unter allen Umständen auch als Schutz- und Trutzwaffe zu bedienen gedenke.

Das war nicht mehr die gebrechliche blinde Veile, über deren Haupte bereits die Fittiche des Todes leise rauschten; das war eine willensstarke, von Kraft und Leben durchströmte Frau, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, Siegerin zu bleiben über jede Schwäche und Gefährdung.

„Ich bin dir eigentlich nachgeschlichen, Dorothea,“ sagte sie dann, „weil ich dir nicht recht getraut habe ... Gerade so machen es die Diebe! Einer sieht auf die Finger des andern, ob sich der nicht zu viel als seinen Anteil zugeeignet hat. Ich habe dir nicht getraut.“

War das Ernst? War das Schalkhaftigkeit? Dorothea wußte es nicht recht auseinander zu scheiden. Die Blinde ließ aber keine Zeit, darüber nachzudenken.

„Wo ist Jonathan?“ fragte sie und schickte dabei die lichtfremden Augen wie suchend in der Stube umher. „Wo ist der Herr? Warum redest du zu mir nicht, Jonathan?“

Dorothea neigte sich zu ihrem Ohre und flüsterte ihr etwas zu.

„Warum redest du nicht hoch?“

„Er ist ja da!“ raunte ihr Dorothea zu.

„Er?“

Ein leichtes Zittern durchflog den Leib der alten Frau. Merkwürdigerweise richtete sie ihre Blicke gerade auf die Stelle, wo der Landstreicher in düsterer Regungslosigkeit saß.

„'s Gottswillkommen,“ rief sie dann mit klarer Stimme, der man keine Schwäche anhörte, „'s Gottswillkommen, Aaron! Bist du auch einmal gekommen, um nachzusehen, ob unsere ‚Gasse‘ noch auf dem alten Flecke steht? Dank für die Nachfrage, sie steht noch immer beisammen. Bis auf ein paar kleine Risse an manchem Hause ist alles so,

wie es früher war. Das siehst du auch daran, daß du mich noch antriffst! . . ."

Auf diese Anrede blieb der Landstreicher stumm.

„Es ist mit mir übrigens auch nicht mehr so bestellt, als wie du mich einstmals gekannt hast," fuhr Veile Oberländer mit einer gewissen absichtlichen Schwatzhaftigkeit fort. „Auch bin ich nicht mehr die Riesin, vor der du dich einmal gefürchtet hast. Denn gefürchtet hast du dich vor mir, wiewohl du das jetzt nicht gerne eingestehen wirst. Aber dessentwegen, weil ich keine Riesin mehr bin und weil die Kinder mit mir anfangen können, was sie wollen — denn ich habe seitdem meine Augen verloren, mußt du wissen — dessentwegen hättest du der alten blinden Veile doch die Ehre antun können, sie in ihrer Stube aufzusuchen. Ist denn das so weit von hier? Oder bist du ein zu großer Herr geworden?"

Der Landstreicher hob sein Gesicht, über das er während dieser eigentümlichen Begrüßung mehrmals mit beiden Händen gefahren war, auf; es war von einer leichten Röte bedeckt.

„Ich bin nicht gekommen," sagte er nach einer langen Pause dumpfstrotzig, „um Besuche zu machen, weder bei dir, noch bei einem anderen. Mein Besuch gilt dem Grabe meiner Eltern, und zu ihnen bin ich auf ‚Jahrzeit' gekommen."

„Das werden dir die Guten in ihrem Grabe auch gedenken," warf die Blinde leichtweg hin. „Aber alles muß ein Ende nehmen! Wenn man sich gehörig ausgeweint hat — und dazu gehört nicht viel, man kann sich dabei ganz kurz fassen und doch sein ganzes Herz ausgeschüttet haben, was doch der eigentliche Zweck einer ‚Jahrzeit' ist —, so soll man etwas anderes anfangen. Es ist nicht gut, so meine ich, Veile Oberländer, daß der Mensch sein ganzes Kleingeld, was er bei sich trägt, aufs Weinen ausgibt. Was bleibt ihm dann, frage ich, für die wenigen Minuten übrig, wenn er lachen und sich freuen soll?"

„Ich lache nicht mehr! Ich kann auch nicht lachen und mich freuen über all das, was ich hier vor mir sehe!“

„Warum? Was gefällt dir nicht?“ fragte die Blinde, ihre Blicke, wenn man so sagen konnte, mit stechender Aufmerksamkeit auf den ihr Gegenübersitzenden richtend.

„Alles!“ sagte der Landstreicher mit großem Nachdrucke.

„Gehst du darum so oft auf den ‚guten Ort‘?“ rief die Blinde mit spöttischer Ernsthaftigkeit. „Jetzt erst verstehe ich, was du dort so oft zu tun hast. Du siehst dich dort um eine Stelle um, wo man einen hineinzulegen hätte ... der jetzt noch lacht!“

„Veile Oberländer!“ rief der Landstreicher, sich in seiner ganzen Höhe aufrichtend.

„So heiße ich,“ sagte die Blinde trocken.

„Von wem redest du?“ rief er über den Tisch hinüber.

„Von wem? Weißt du das noch nicht?“ sagte sie mit einem Male ernst und traurig. „Von Jonathans Kind.“

„Ich verstehe dich nicht, Veile Oberländer,“ meinte der Landstreicher, die Achsel zuckend.

Er hatte sich wieder gesetzt.

„Sag das nicht,“ rief die Blinde, „du verstehst mich ganz wohl! Hast du denn keine Augen, daß du nicht bemerkst, was aus Jonathans einzigem Kinde geworden ist, seitdem — du mit ihm lernst? Ich, mit meinen blinden Augen sehe und höre dem Kinde es an und du nicht? Hat sich denn die Welt umgekehrt?“

„Was habe ich dem Kinde angetan, was nicht recht ist?“ unterbrach er sie düster. „Das Kind ist meine einzige Augenweide ... es ist ja mein Perlchen!“

Vielleicht, wenn Veile Oberländer imstande gewesen wäre, die Wandlungen eines menschlichen Antlitzes unmittelbar zu erfassen, sie hätte diesen Worten des Landstreichers Glauben geschenkt und Erbarmen mit ihm gefühlt. Aber sie war blind, und wie eine jähe Lohe warf sie ihm den Hohn entgegen:

„Ich habe einmal eine Geschichte gehört. Vor lauter Liebe und Zärtlichkeit hat der Bär sein Junges mit den ‚Pratzen‘ erdrückt!“

Seltsam! Diesem nach allen Regeln der Kunst unvermutet und rasch ausgeführten Angriffe der alten Frau blieb der Landstreicher die Antwort schuldig; sei es, daß er an einer verborgenen Stelle seiner Seele sich verwundet fühlte, oder daß ihn die Unmittelbarkeit des Angriffs verschüchterte. Veile Oberländer schien aber gewillt, dieses Stillschweigen als Sieg auszubeuten. Mit einer noch schneidigeren Schärfe rief sie ihm zu:

„Natürlich, vor lauter Lieb' und Zärtlichkeit! Hinterdrein hat sich aber der Bär entschuldigt: er hat's nicht gerne getan!“

„Also das Raubtier, von welchem du sprichst, bin ich!“ sagte der Landstreicher im Tone wehklagender Ergebung. „An mir ist nichts gut; ich erdrücke und zerfleische meine Jungen ... und mein Perlchen ist auch von mir erdrückt und zerfleischt worden!“

„Großmutter, schone ihn!“ flüsterte Dorothea der alten Frau ins Ohr.

Aber Veile Oberländer war unbeugsamen Sinnes; sie mußte, ehe sie den Kampfplatz verließ, noch ihren letzten Schuß in Sicherheit bringen. Die alte Herbigkeit ihres Wesens übte, vielleicht gegen ihren Willen, volle Gewalt über sie aus.

„Wenn du mir nicht glauben willst,“ rief sie, unentwegt in Stimme und Gebärde, „so frag die, die mir jetzt zur Seite steht. Sie wird dir sagen können, was du aus dem Kinde gemacht hast.“

Da fuhr der Landstreicher auf; krampfhaft erfaßte er mit beiden Händen die Tischplatte, als wollte er sie umstürzen.

„Veile Oberländer,“ schrie er mit gewaltiger Anstrengung, „solange das Wort von dir ausgegangen ist, habe ich mich bezwungen! Auch nicht mit einem harten Worte habe ich

dich gekränkt, denn erstens bist du blind ... und dann heißest du Veile Oberländer! Jetzt höre ich dich nicht mehr! Die Sache hat sich gewendet! Jetzt berufst du dich auf dieses fremde Mädchen! Spott und Schande über deine weißen Haare!"

„Ereifere dich nur nicht!" sagte die Blinde hierauf merkwürdig kühl. „Man bringt damit nichts zuwege. Dorothea ist keine Fremde! Du kannst vor ihr alles reden ... nur ruhig und gelassen, wie es sich für uns beide geziemt!"

„Spott und Schande über dich!" wiederholte der Landstreicher mit bebenden Lippen. „Also auch über dich hat sie Gewalt, die Fremde, die Einschleicherin?"

„Du ereiferst dich schon wieder!" sagte die Blinde kalt gemessen. „Dorothea ist keine Fremde! Was beleidigst du sie?"

Das Mädchen aber, das bis dahin an der Seite der alten Frau geblieben war, mochte glauben, jetzt sei der Augenblick gekommen, daß ihm aus seiner scheuen Zurückhaltung herauszutreten gestattet wäre.

„Großmutter," rief sie in einem Tone, als unterdrücke sie ein stilles Weinen, „sag ihm nur das eine, daß ich keine Fremde bin. Er soll das nicht glauben! Er mag mich eine Einschleicherin heißen und eine Diebin, nur sage ihm, daß ich keine Fremde bin!"

Veile Oberländer aber schüttelte hartnäckig den Kopf.

„Wozu soll ich ihm das sagen, Dorothea, mein liebes Mädchen?" meinte sie. „Was soll ich mir Mühe geben, ihn über seine Falschheit aufzuklären? Es gibt Menschen ... du kannst in sie hineinreden einen ganzen Tag und eine ganze Nacht! Zuletzt klingt es doch aus ihnen wie aus einem hohlen Faß. Mit solchen Menschen mußt du dich nicht einlassen, sie wollen dir nicht glauben! Meinst du, wenn ich ihm sage: Ich kenne diese Dorothea wie mich selbst, das kleinste Äderchen in ihr ist mir bekannt — er glaubt das? Er will es nicht glauben! Oder wenn ich ihm sage: Du

begehst ein himmelschreiend Unrecht, wenn du die da auf ein Brett wirfst mit den anderen! Sie darfst du durchaus nicht mit den andern verwechseln! Sie hat etwas an sich, was du einmal an deiner Mutter oder Großmutter gesehen hast! Meinst du, er will mir das glauben? Oder wenn ich ihm klar und bündig beweise, daß du gar nicht die bist, für die er dich hält, daß dir das, was du an Jonathans Kinde und an seinem jungen Weibe getan hast, und an der blinden Frau, die hier sitzt, gerade so angeschrieben werden muß, als wäre dein Name auf dem Berge Sinai ausgerufen worden — meinst du, er nimmt das an? Nein, und abermals nein! Der Stecken, der da neben mir steht, ist ihm nicht fremder als du. Und darum schweige ich lieber. Was bringe ich dabei heraus?"

Die letzten Worte sprach sie bereits in äußerster Erschöpfung, ihre Kraft schien für den Rest nicht mehr auszureichen.

„Großmutter," sagte das Mädchen, die Schulter der alten Frau leise berührend. „Du strengst dich zu viel an. Es wird dir schaden!"

„Närrchen," meinte die Blinde mit einem mühsamen Lächeln, „mir kann gar nichts schaden. Ich bin stark wie ein Riese ... mir kann gar nichts schaden!"

Aber die Hand, die unwillkürlich nach der Stelle des Herzens fuhr, und das Hervortreten des greisenhaften Verfalls strafte ihre Behauptung Lügen. Dem Mädchen war dies keineswegs entgangen.

„Großmutter," rief sie ängstlich, „du wirst wieder schwach! Du hast dir zu viel zugetraut.... Ich will dir die Bänder deiner Haube aufknüpfen...."

„Laß, laß, Dorothea!" wehrte die Blinde ab. „Es ist nichts, gar nichts! Gott der Lebendige weiß, was mich so auf einmal überkommen hat ... es ist doch heute nicht so heiß, daß man zu ersticken glaubt.... Aber die Haube rühr

mir nicht an! Mit der hat es heute sein besonderes Bewandtnis ... sie muß auf meinem Kopfe bleiben, bis ich selbst es sage: Jetzt ist's genug! Rühr sie nicht an!"

Der Landstreicher hatte sich währenddem ganz ruhig verhalten. Nur als er die zärtliche Sorge des Mädchens um die alte Frau sah, hatte er tief aufgeseufzt.

„So," sagte die Blinde nach einer Weile, sich wieder stramm in ihrem Sitze aufrichtend, „jetzt ist das auch vorüber! Der Mensch hat schon manchmal solche Schwächen! Ich fühle mich aber jetzt so kräftig, daß ich mit einem Kaiser reden könnte!"

„Veile Oberländer," rief der Landstreicher halblaut, einen scheuen Seitenblick auf das Mädchen werfend, „wenn du begehrst, daß sie bleiben soll, habe ich auch nichts dagegen. Was ich zu sagen habe, kann die ganze Welt anhören. Weißt du, daß es sich hier um eine Entheiligung des göttlichen Namens handelt? Und da hat man nicht gerne ... etwas Fremdes dabei."

„Du erschreckst mich," sagte Veile Oberländer nachsinnend. „Was kann das sein? Wenn es sich um so was handelt, so hast du allerdings recht. Da soll man alle Stubentüren abschließen und sogar die Schlüssellöcher verstopfen, damit auch nicht ein Laut hinausdringt auf die Gasse und unter die Leute! Handelt es sich aber wirklich um etwas so Schweres und Wichtiges? Du übertreibst vielleicht!"

„Ich übertreibe nicht!" sagte der Landstreicher dumpf und gedrückt.

Die Blinde schien diese Erklärung in Erwägung zu ziehen. Dann aber sagte sie mit langsamer Bedächtigkeit:

„Dorothea kann doch hier bleiben.... Vor ihr kann man alles reden, sie bringt's nicht weiter herum. Und dann, was für ein Recht habe ich, sie aus dieser Stube zu weisen? Eher hätte sie das Recht, zu mir zu sagen: Veile Oberländer, was willst du bei mir?"

„Gut,“ rief der Landstreicher mit erhöhter Stimme, „du willst es so, Veile Oberländer, und so sollst du deinen Willen auch haben. Begehre aber nicht von mir, daß ich sie schone. ... Ich bin nicht da, um sanft zu reden. ... Jetzt steckt wirklich in mir das Raubtier, von welchem du vorher gesprochen hast. Was kann ich dafür, wenn man mich reizt?“

„So red,“ sagte die Blinde, die lichtlosen Augen nach der Stelle, die der Landstreicher einnahm, wendend. „Ich hab' all mein Leben die Kunst verstanden, daß ich jemanden anhören kann, besonders seitdem ich nichts sehe. Halt nicht länger an dich!“

„Veile Oberländer!“ begann er.

Dorothea hatte sich, einer unwillkürlichen Regung folgend, hinter die Blinde gestellt; ihre Hand lag auf der Schulter der alten Frau, als wollte sie während dem, was jetzt kommen mußte, in unmittelbarem Zusammenhange mit ihr bleiben.

„Veile Oberländer,“ wiederholte er, „du meinst vielleicht, es handelt sich bloß um das Kind? Was ist ein Kind? Die allerschönste Gabe des allmächtigen Gottes im Himmel und auf Erden, aber auch sein größter Fluch! Das kommt, das geht, das vergeht wieder! Du kannst dich dagegen nicht wehren, ob er es dir nimmt, ob er es dir läßt! Du mußt es wie ein Pfand betrachten. Bei dem einen kommt er oft in der kürzesten Zeit, wenn man gerade seine größte Freude daran hat, und löst es für sich aus; bei einem anderen läßt er es die längste Zeit, läßt es wachsen und gedeihen, und man hat doch nichts als Kummer und Trübsal an ihm zu erleben. ... Auf ein Kind läßt sich nicht bauen! Wenn du oft meinst, der Grund, auf dem du das Gebäude aufführen willst, ist felsenfest, so hast du dich zumeist getäuscht. Er schwindet und sinkt ein unter deinen Händen. Was ist so ein Kind?“

Er sprach das alles ruhig und gelassen, ohne Tonfall und Steigerung, und hatte dabei die Augen geschlossen.

„Ich weiß zwar nicht, auf was du hinauskommen willst," meinte Veile Oberländer, da er innehielt, „aber red nur weiter! Zuletzt kommst du doch auf den rechten Weg!"

Diese Mahnung erwies sich als nicht unbegründet. Eine blutrote Zorneswelle ergoß sich über das Gesicht des Landstreichers; sein Stolz bäumte sich gegen die ihm erteilte Zurechtweisung auf.

„Nun gut, Veile Oberländer," rief er, „du willst mich von dem Kinde nicht reden lassen? So will ich von jemandem anderen reden. Weißt du, daß Jonathan sich wieder ein Weib nehmen wird?"

Eine atemlose Stille trat ein.

„Ja, das weiß ich, und das hoffe ich auch," entgegnete die Blinde mit großer Ruhe. „Er muß doch seinem Kinde eine Mutter geben?"

„Und weißt du auch, wen er sich nimmt?" rief der Landstreicher. „Sie ist's, die an deiner Seite steht!"

„Dorothea?" fragte die Blinde und lächelte.

„Um Gottes willen," schrie der Landstreicher mit dem Aufgebote seiner ganzen Kraft, „Veile Oberländer lacht, wenn ich ihr eine solche Nachricht gebe? Meine toten Eltern sprengen ja ihre Gräber, wenn sie das von mir hören!"

„Habe ich wirklich gelacht?" fragte die Blinde, und ein unsagbarer Ausdruck tiefsten Ernstes glitt über die blassen Züge.

Dann fuhr sie mit der Hand nach der Stelle des Herzens, als ob sie dort etwas festhalten wolle, was sich loszulösen versuchte.

„Habe ich wirklich gelacht?" wiederholte sie. „Dann habe ich es wahrscheinlich getan . . . weil du mir damit nichts Neues gesagt hast!"

„Veile Oberländer," rief der Landstreicher ächzend, „das soll dir Gott verzeihen!"

Er sagte das mit einem so innigen Ausdrucke höchster Wahrheit, daß die Blinde daran glauben mußte. Ihr Antlitz

nahm einen Zug von Ängstlichkeit an, den es zuvor nicht hatte; sie rückte unruhig auf dem Sessel umher, dann tastete sie nach dem Stecken, der doch hart an ihrer Seite stand, und konnte ihn nicht finden.

„Du meinst wahrscheinlich," sagte sie mit merklich zitternder Stimme, „Gott der Lebendige kann mir das nicht verzeihen?"

„Ja!" rief der Landstreicher, rasch einfallend.

„Merkwürdig!" sagte die Blinde nach einem Augenblicke tiefster Stille. „Merkwürdig, wie du so genau davon unterrichtet bist, was Gott will und was Gott nicht will! Ich, die ich beinahe dreimal so alt bin wie du — denn ich habe dich noch gekannt, wie man dich auf den Armen in die Schule meines Mannes gebracht hat, mit dem der Friede Gottes sei — ich weiß das nicht! Ich weiß nur das eine, daß ich seit vielen Monaten bei Tag und bei Nacht meinen Gott gefragt habe: Was soll ich tun? Und er hat mir jedesmal zur Antwort gegeben: Rat dir selbst, Veile!"

„Großmutter!" flüsterte hinter ihrem Rücken eine Stimme.

Sie aber, die ihrer Zaghaftigkeit und Beängstigung wieder Herrin geworden sein mochte, fuhr, ohne auf das Mädchen acht zu geben, mit leiser, aber fester Betonung fort:

„Woher weißt du denn, daß Gott mir das nicht verzeihen wird? Stehst du denn auf du und du mit ihm, daß du dich unterfängst, zu meinen, du hast ein Guckloch in seine geheimsten Gedanken für dich allein, und alle anderen stehen in Nacht und Finsternis und wissen nicht, wo aus und ein?"

„Darüber will ich mit dir nicht streiten, Veile Oberländer," rief der Landstreicher barsch. „Es ist aber nicht jeder dazu ausersehen, in Vertrautheit zu Gott zu stehen. . . . Die Hauptsache aber, um die es sich handelt, ist und bleibt für mich: du hast um die Sache gewußt und hast nichts getan, um sie abzuwenden. Sagst du nicht selbst, du hast dich mit deinem Gott abgefunden?"

In diesem Vorwurfe mußte eine erschreckende Wahrheit liegen, denn die Hände der Blinden fuhren, als wollte sie das Entsetzliche von sich abwehren, zitternd durch die Luft.

„Wer sagt dir," rief sie so mühsam und stockend, daß jedes Wort sich wie von Klammern in ihrer Brust erst loszuringen schien, bevor es über die Lippen trat, „wer sagt dir, daß ich nichts getan habe? Wie kannst du mir das vorwerfen?"

Sie war also doch, vielleicht ohne es zu wollen, der bannenden Gewalt des Mannes unterlegen, der ihr gegenüber saß, und er schien, nach dem Aufleuchten seiner Augen und dem kühnen Ausdrucke seines Gesichts zu schließen, nicht gewillt, den errungenen Sieg so leicht wieder von sich zu weisen. In dem Erschrecken der alten Frau lag ein Einbekenntnis ihrer Schuld, die Unterwerfung eines Kindes unter die Macht eines starken Willens.

„Genug, genug!" rief er mit gebieterischer Hoheit. „Ich sehe jetzt klar, wie das Haus meines Vaters bestellt ist. Du hast schlecht gehandelt, Veile Oberländer!"

„Red nicht so, red nicht so!" bat die Blinde, die unwillkürlich, wenn auch mit geschlossenen Augen, dem Zuge dieses harten Vorwurfs gefolgt war, wie in sich selbst verloren, gänzlich haltlos. „Hätte ich mit dem Kinde nicht Erbarmen haben sollen? Und besonders mit dem Weh . . . meines Jonathan?"

Die starkgemute Seele dieser Frau war in ihrer innersten Wesenheit getroffen worden. Das lag deutlich zutage. Ihr sonst so aufrecht gehaltener Kopf vermochte dem Andrange der gegen sie geschleuderten Anschuldigungen keinen Stand zu halten; er hatte sich müde gesenkt. Schwere Tränentropfen rannen ihr langsam über die gefurchten Wangen.

In diesem Augenblicke rief Dorothea:

„Großmutter, komm! Komm, Großmutter! Du hältst das nicht länger aus . . . und er versteht dich ja doch nicht!"

Die Blinde horchte hoch auf. Woher war ihr doch diese Stimme des Zuspruchs gekommen? War sie von rechts, war sie von links oder hinter ihrem Rücken erklungen? War sie aus ihrem Innern gekommen? Sie schien sich erst allmählich, fast wie eine Schlaftrunkene, besinnen zu können, daß es Dorothea gewesen, die so zu ihr gesprochen hatte. Sie hob den Kopf wieder auf, langsam und schwer, während die Arme noch immer in schlaffer Hilflosigkeit auf ihrem Schoße lagen.

„So soll mir Gott beistehen in meiner letzten Stunde," sagte sie mit stiller Feierlichkeit, „wie du recht hast, Dorothea, mein liebes Mädchen! Er versteht mich nicht.... Wie soll er dann dich verstehen? Das Wort hast du zur rechten Zeit gesprochen, mein liebes Mädchen, und ich will es dir all mein Leben gedenken. Er versteht mich ja doch nicht!"

Und als wäre dies Wort ein frischer Trunk, an welchem sich ihre schwindenden Sinne gelabt hatten, wiederholte sie es mehrmals hintereinander; sie schlürfte es mit wonniglichem Behagen, und jedesmal schien es, als ob ihr damit neue Kraft und Widerstandsfähigkeit zuströmte.

Indessen hatte der Landstreicher die Wandlung, die vor seinen Augen vorging, mehr neugierig als erzürnt angesehen. Sie mochte auch ihn milder gestimmt haben, oder er ging von der Voraussetzung aus, daß das Leben dieses alten Körpers an einem zu dünnen Faden hing, als daß er nicht durch wildes Zerren plötzlich zum Abreißen gebracht werden konnte. Wenn es diese Erwägung war, so ließ sich auch erklären, warum er mit der vollen Weichheit seines Organs, wie es ihm, je nach den Stimmungen seines zerrütteten Gemütes, zu Gebote stand, sagte:

„Veile Oberländer, ich sehe, die Sache geht dir tief zu Herzen; ich kann nichts dafür, wenn ich dir wehe getan."

Es war in der Stube so still geworden, daß man nur das schwere Atemholen der alten Frau zu vernehmen meinte.

Plötzlich, wie von einer unsichtbaren Schnellkraft aufgerichtet, stand sie in aufrechter Haltung am Tische.

„Reue?" rief sie ihm zu, und wie sie so sprach, war es, als ob ihre toten Augenhöhlen sich wieder mit neuem Lichte füllten. „Wer sagt, daß ich überhaupt etwas zu bereuen habe? Spielst du dich wieder auf Gott hinaus? Was bist du doch für ein Frommer, nicht einmal zu wissen, daß bei uns jeder mit sich allein fertig werden muß? Das mag da oben bei euch in der Polakei zu Hause sein, von wannen du gekommen bist . . . da, wo die ‚Wundermänner' wohnen."

„Komm, Großmutter, komm!" drängte wieder Dorotheas ängstliche Stimme. „Du reizest ihn noch mehr, und dann wirst du krank werden."

„Veile Oberländer," sagte der Landstreicher, ohne daß es schien, als ob die Rede der blinden Frau einen sonderlichen Eindruck auf ihn hervorgebracht habe, leidenschaftslos, „du leugnest, daß ein Mensch Wunder verrichten kann! Und gerade jetzt ist mir mit Gottes Hilfe eines gelungen! Ist das kein Wunder, daß du dich verraten hast? Aus dir redet ein böses Gewissen!"

„Komm, Großmutter!" mahnte aufs neue Dorothea, sie an der Hand fassend. „Es führt zu nichts Gutem, wenn du länger bleibst. Willst du dich meinetwegen krank machen?"

Die Blinde stand noch immer in aufrechter Haltung.

„Da hörst du es ja, Dorothea!" rief sie, und die feinen Nüstern ihrer Nase zitterten vor Erregung. „Da hörst du ja, was er für eine Meinung von mir hat! Ein schlechtes Gewissen soll ich haben! Das sagt er mir so ins Gesicht hinein, und da willst du, daß ich gehen soll? Warum soll ich gehen? Habe ich denn ein schlechtes Gewissen? Nein, Dorothea, ich bleibe! Ich gehe nicht eher fort, bis wir zwei miteinander fertig geworden sind. Bin ich dir darum nachgeschlichen, oder soll ich mir umsonst meine Haube mit den roten Bändern aufgesetzt haben? Dorothea, keine sechs Pferde

bringen mich von da fort! Die Haube muß zu ihren Ehren kommen."

Nach diesem etwas rätselhaften Ausspruche ließ sie sich mit dem Ausdrucke einer gewissen Befriedigung nieder, wie man sie empfindet, wenn man sich ausgeredet hat.

„So," sagte sie, und glättete an ihrem Kleide, als hätte sie mit ihren blinden Augen irgendwo eine gefährliche Falte entdeckt, „jetzt bleibe ich hier! Ob ich zu Hause in meinem Bette liege oder hier in der Stube sitze, in dem Hause meines Jonathan — ist das ein Unterschied? Mittlerweile wird Jonathan kommen. Bis dahin will ich aber schweigen. Was bringe ich mit dem Reden heraus? Nichts, gar nichts!"

„Großmutter, er ist da!" rief Dorothea in diesem Augenblicke.

Die Türe hatte sich geräuschlos geöffnet. Da stand er auf der Schwelle, das Kind an der Hand haltend, und überschaute mit verwunderten Blicken die seltsame Gruppe.

„Rühr dich nicht von der Schwelle hinweg!" rief ihm der Landstreicher in der furchtbarsten Aufregung zu. „Dort, dort ... wo die Mesusah unseres Vaters hängt ... dort bleib stehen.... Leg deine Hand darauf, und rühre dich nicht fort...."

Wiewohl nun Jonathan mit der Natur seines Bruders seit längerer Zeit vertraut war, vermochte er sich doch nicht der elementaren Gewalt dieses Befehles zu entziehen. Er blieb wie festgebannt auf der Schwelle stehen.

„Was willst du von mir?" fragte er.

„Red nichts! Rühr dich nicht fort!" schrie dagegen der Landstreicher, über den die Heimsuchung seiner bösesten Stunden hereingebrochen war. „Dort an der ‚Mesusah' halte dich fest ... klammere dich an! Dort steht der allerheiligste Name Gottes: ‚Schadai!' Wie du dich aber nur einen Schritt von dort entfernst, bist du verfallen der Gewalt des Weibes ... mit den blauen Augen! Halt dich fest!"

Dorothea hatte sich beim Eintritte Jonathans dem Fenster zugewendet, so daß er ihr Antlitz nur wie einen flüchtigen Schein, an sich vorübergleitend, gesehen hatte. Jetzt kehrte sie sich langsam um. Ihre Blicke trafen sich. Es war ein kurzer, verständnisreicher Blick, aber er barg den Inhalt eines ganzen Lebens in sich.

Sie lächelte.

„Dorothea!" rief er, und der ihm vom Bruder vorgeschriebene Bann der Schwelle war überschritten.

Der Landstreicher war aufgesprungen.

„Geh nicht weiter, Jonathan," bat er tränenerstickt, „geh nicht weiter! Laß uns auf den ‚guten Ort' zu unseren Eltern gehen.... Glaube mir, sie werden dir raten! Du kannst das nicht tun, ohne daß du sie gefragt hast! Komm mit auf den ‚guten Ort'...."

Dorothea hatte sich wieder dem Fenster zugewendet.

„Laß das, Bruder," sagte Jonathan mit bebender Stimme. „Ist denn heute die Jahrzeit?"

„Warum verwunderst du dich, Jonathan?" rief die Blinde. „Er meint, weil er sein Leben verfaulen läßt, so hast auch du Zeit, dich in einem fort mit den Gestorbenen zu beschäftigen. Laß die Toten ruhen und liegen, Aaron! Sie liegen gut. Was brauchst du übrigens einen Rat auf den Gräbern zu suchen? Der beste Rat, den du dir geben kannst, Jonathan, mein Sohn ... der steht nicht weit von dir, er ist da in deiner eigenen Stube!"

„Veile, um Gottes willen, so redest du?" rief Jonathan außer sich.

„So red' ich, Veile Oberländer," sagte sie mit ergreifend feierlichem Tone, „und Gott der Lebendige weiß allein, was es mich gekostet hat ... daß ich jetzt so rede!"

„Hör nicht auf sie, Bruder!" rief dagegen der Landstreicher, ihn an der Hand mit nerviger Kraft fassend, „sie weiß ja nicht, was sie redet. Komm mit auf den ‚guten

Ort', tue nichts ohne die Eltern. Sie werden sonst Zeugnis wider dich geben droben vor Gott, gegen den widerspenstigen ungehorsamen Sohn."

„Die Eltern sollten mein Glück nicht wollen?" sagte Jonathan leise und unsicher.

Da wendete sich Dorothea ihm wieder zu. Es war ein trauriges Lächeln, das sie ihm zeigte.

Die Blinde schüttelte aber mit großer Heftigkeit ihren Kopf.

Das Schwankende, das sie mit ihrem feinen Ohre aus Jonathans Frage heraus vernahm, mochte sie nicht sonderlich gut stimmen.

„Glück!" rief sie so herbe als möglich. „Ihn fragst du, ob und was dein Glück ist? Als wenn er überhaupt wüßte, was das Wort bedeutet! Ihn fragen, was Glück ist! Hat man das sein lebelang gehört? Bei ihm ist Glück, wenn man sich täglich, wie sich andere Menschen in ihr Bett hineinlegen, um zu schlafen, in sein eigenes Grab hineinlegt und den Leuten dabei zuruft: ‚Ihr meint, ich bin tot? Nein, ich bin lebendig!' Er will es ja, weil ihm das so außerordentlich gefällt, mit deinem Kinde ebenso machen. ... Er wird auch dich noch dahin bringen! ... Soll ich es dir sagen, was bei mir Glück ist! Glück ist, daß jemand da ist, die auf dein Kind sieht, wenn du nicht zu Hause bist; die all ihr Sinnen und Trachten darauf gerichtet hat, daß es an Leib und Seele gesund bleibt! Glück ist, daß du sagen kannst: Wenn ich auch Hunderte von Meilen von meinem Hause und Geschäfte entfernt bin, so ist eine da, die denkt Tag und Nacht nur an mich, und die schließt nicht eher ihre Augen, als bis sie weiß, innen und außen ist alles in Sicherheit, und wenn ich wiederkomme, treffe ich alles in der alten Ordnung wieder an. Nicht ein Nägelchen ist irgendwo herausgefallen! Nicht das kleinste Brettchen hat sich irgendwo verrückt! Willst du ein anderes Glück, du törichter Mensch? Mußt du dir einreden lassen, das Glück, was dir

entgegenkommt, ist nichts wert, weil ... nun, weil es auf einem fremden Baume und nicht in deinem Garten gewachsen ist? Ich sag' dir nur eines, Jonathan, mein Sohn: Wenn deine Mutter, die meine beste und einzige Freundin gewesen ist, dein Glück gekannt hätte, wie ich es jetzt kenne, meinst du, sie hätte gefragt: Woher nimmt mein Jonathan sein Glück? Paßt es auch für mich? Ist kein Stäubchen darauf, was man erst wegwischen muß? Nein, Jonathan, mein Sohn, wenn eine Mutter überhaupt so fragt, die deine hätte gewiß nicht so gefragt. Mach's wie deine Mutter, Jonathan, mein Sohn!"

„Glaub ihr nicht, Jonathan, glaub ihr nicht!" schrie der Landstreicher. „Niemals, niemals, ich schwöre dir den allerheiligsten Schwur, hätte unsere Mutter dazu ihre Lippen aufgetan! Sie belügt dich! Die Mutter hätte dich niemals belogen! Komm mit, Jonathan, frag unsere Mutter! Sie wird dir zurufen: Eine Fremde, die nicht unseres Glaubens ist, soll in mein Haus kommen? Sie kann nicht zustimmen! Sie kann nicht!"

Trotz dieses Aufschreies aus den Tiefen eines geängstigten Herzens, über dessen Wahrheit sich weder Jonathan noch Dorothea täuschten, konnte die Blinde nicht bestimmt werden, die Herbigkeit ihrer vorgefaßten Meinung auch nur um eines Daumens Breite aufzugeben.

Sie blieb unbeugsam wie zuvor.

„Jetzt spielt er sich wieder auf deine Mutter hinaus," sagte sie rauh und hart, „wie er sich früher auf Gott hinausgespielt hat. Das hat er von seinen Wunderrebbes in der Polakei gelernt; die wissen auch, wie man mir einmal erzählt hat, und sehen, was auf Hunderten von Meilen vorgeht. Früher hat er wissen wollen, daß mir Gott nicht verzeihen kann, und jetzt weiß er wieder, was deine Mutter, mit der der ewige Friede sei, getan hätte. Ich, in meinem Unverstande, glaube es höchstens zu erraten. Er aber weiß das

alles bestimmt und sicher, als wenn es ihm ein Engel vom Himmel herunter gedruckt und versiegelt übergeben hätte."

Wieder war es Dorothea, die, zu der Alten sich niederbeugend, ihr zuflüsterte:

„Großmutter, vergiß doch nicht, daß es sein Bruder ist!"

Aber die Blinde hatte keine Lust, sich beschwichtigen zu lassen.

„Was willst du denn von mir?" rief sie mit ärgerlichem Kopfschütteln. „Vielleicht, daß ich nach Hause gehe und mich wieder ins Bett lege, um mich von dir bedienen zu lassen? Die Zeit ist um, Dorothea, jetzt ist's an mich gekommen, dich zu bedienen.... Freilich, wie ich dich kenne, ist dir nicht recht, was da vor dir vorgeht. Am liebsten wäre dir noch, wenn ich zu Jonathan sagen möchte: ‚Geh doch mit ihm auf den guten Ort und hol dir von dort einen guten Rat!' Ich sag' es aber doch nicht! Heute habe ich einmal meine Haube mit den roten Bändern auf!"

„Du solltest es ihm aber auch nicht sagen, Großmutter!" meinte das Mädchen halb abgewendet, indem sie die Hände andächtig faltete. „Du tust ihm und Jonathan wehe!"

Hatte er diese Worte vernommen? Plötzlich warf sich der Landstreicher seiner ganzen Länge nach auf den Boden vor Jonathan nieder, und sein Kopf berührte die Füße des Bruders.

„Sieh an, Jonathan," flehte er in seltsam wilden Tönen, „sieh mich an, wie ich vor dir liege! Fühlst du kein Erbarmen mit mir? Dem eigenen Vater habe ich einst einen Schlag ins Gesicht versetzt, und nun schickt es Gott, daß ich mich vor dir, dem jüngeren Bruder, demütigen und beugen muß. Erkennst du darin noch nicht den strafenden Richter, der nichts vergißt? Muß es dir nicht auch so ergehen wie mir?... Nimm deine Seele in acht, Jonathan, und nimm dir ein Beispiel an mir! Was dir als Glück vorschwebt, Jonathan, ist nichts als Fäulnis und Moder; reiß es heraus

aus deinem Auge und Herzen. Ist an dem noch nicht genug, was aus mir geworden ist? Mußt du dieselben Wege wandeln? Sieh an, was war denn mein Unglück? Daß ich dem Fremden Gewalt habe eingeräumt über meine Seele! Soll es dem zweiten Sohne unserer Eltern auch so ergehen? Nimm sie nicht zum Weibe, Jonathan!"

Umsonst versuchte ihn Jonathan mit mildem Zuspruche aus seiner Lage aufzurichten.

„Ich will da liegen bleiben," schrie er, „bis du mir dein Wort gegeben hast, Jonathan!"

„Warum erschwerst du mir mein Glück, Bruder?" sagte Jonathan leise. „Siehst du denn nicht, daß es längst beschlossen ist in mir?"

„Mach ein Ende damit, Jonathan!" rief in diesem Augenblicke die Blinde ungeduldig. „Was hältst du dich so lange auf? Ist denn das, was du vorhast, ein Geschäft, bei dem es sich um ein paar Groschen mehr oder minder handelt? Mach ein Ende, Jonathan, denn im Grunde genommen, du sprichst, wie ein echtes Mannsbild, nur immer von deinem Glücke. Ich frage dich aber: Was für ein Glück macht Dorothea an dir? Einen Witwer mit einem erwachsenen Kinde hätte sie immer bekommen, und was die Mitgift betrifft, hast du selbst über und über genug. Was sie nicht hat, das wird sie dir hundert- und tausendfältig zurückerstatten an dir und deinem Kinde und ... an allem, was noch nachkommt. Was besinnst du dich also noch länger?"

Sie hielt eine Weile inne, indessen die, welche in der Stube waren, wie auf ein gegebenes Zeichen, erwartungsvoll nach ihrem Antlitze schauten.

Welch ein Leuchten und Glänzen in den verwitterten Zügen der alten Frau!

„Dorothea," rief sie dann, „komm doch ein bissele näher zu mir und leih mir deinen Kopf her, Dorothea ... den Kopf, der mehr in sich hat, als wir alle meinen."

Sie betastete zuerst die Stirne, dann die Schläfe des Mädchens, dann ließ sie ihre beiden Hände auf seinen blonden Haaren liegen.

„Hört an, ihr Brüder!“ rief sie mit feierlicher Betonung. „So wahr, als ich diese meine Hände hier liegen habe auf dem Kopfe dieses Mädchens, welches Dorothea heißt, so wahr ist alles, was ich jetzt zu sagen nicht anstehen werde. Betrachtet das wie einen Schwur von meiner Seite! Nicht nur, daß dieses Mädchen keine Fremde für mich ist, sie ist und steht uns näher, als ihr beide glaubt ... selbst dich nicht ausgenommen, Jonathan! Weißt du, wie sie mir vorkommt? Man verkehrt zuweilen mit ganz wildfremden Menschen, keiner weiß etwas von dem andern. Mit einem Male fragt man sich um seine gegenseitige Herkunft aus, und da trifft es sich, daß man sich einander gar nicht fremd ist. Im Gegenteil! Er ist unser Verwandter, und wir sind seine Verwandten. ... Vor Gott und euch muß ich es bekräftigen, denn ich kenne das kleinste Äderchen in ihrem Wesen. Dorothea ist eine bessere Jüdin als so manche unter uns, die diesen Namen führt. Ich muß auch das sagen, wenn auch mit blutendem Herzen! Sie ist besser und frömmer als ich! ... Sie wird dir dein Haus nicht verschimpfen, Jonathan; sie wird den Namen deines Vaters und deiner Familie nicht auslöschen, sie wird ihn neu aufrichten! Von nun an hast du nichts mehr zu fürchten, Jonathan, mein Sohn! ... Und darauf sage ich, Veile Oberländer, Amen, Amen!“

„Amen!“ tönte es leise von den Lippen Jonathans zurück.

„So,“ sagte noch die Blinde, indem sie einen Kuß auf die Stirne des Mädchens drückte, „so, jetzt weißt du wenigstens, woran du mit mir bist, Dorothea, mein liebes Mädchen! Ich bin dir das schuldig gewesen!“

„Großmutter,“ rief das Mädchen, sich aufrichtend, über und über in holder Verwirrung, „was machst du aus mir?“

Nun sprang der Landstreicher aus der liegenden Stellung,

die er noch immer einnahm, auf. Im Falle war seine Stirne verletzt worden, und nun standen klare Blutstropfen darauf.

„Genug! übergenug!" rief er mit von innerstem Weh überquellender Stimme. „Für mich ist kein Platz da! Die ‚Jahrzeit' ist zu Ende, ich will wieder gehen! Die ‚Jahrzeit' ist zu Ende!"

Ehe ihn Jonathan daran verhindern konnte, war er wankenden Schrittes in die Nebenstube gegangen, deren Türe er hinter sich verschloß. Dann trat eine tiefe, fast unheimliche Stille ein, fast derjenigen ähnlich, wie wenn soeben jemand für immer geschieden wäre.

Aber schon nach wenigen Minuten ging die Türe wieder auf, und heraus trat der Landstreicher, das Bündel, das seine wenigen Habseligkeiten enthielt, in der einen, den Reisestecken in der anderen Hand haltend.

Sein Antlitz zeigte nicht die geringste Spur von Aufregung oder Zorn, nur seine Augenlider zeigten sich vom Weinen gerötet.

„Wohin willst du, Bruder?" fragte ihn Jonathan erschreckt.

„Wohin ich will?" entgegnete der Landstreicher voll Milde und Sanftmut, ohne die Augen aufzuschlagen.

Er stand in der Mitte der Stube.

„Wohin ich will?" wiederholte er mehrmals hintereinander. „Ich gehe dorthin, woher ich gekommen bin, zu meinen ‚Frommen' nach Polen zurück. Ja, zu ihnen will ich wieder gehen, dort ist mir am besten! Dort will ich den letzten Tag erwarten — den Tag des Gerichts!"

„Warum bleibst du nicht bei uns, Bruder?" rief Jonathan voll Trauer. „Warum gehst du wieder in die Fremde? Du bist krank, und dein Körper ist schwach! Denkst du nicht daran, daß du Pflege bedarfst? Wer könnte sie dir besser bereiten und für dich sorgen als ich . . . und Dorothea?"

„Laß das, Bruder," sagte der Landstreicher tonlos, das

Bündelchen und den Reisestab stärker fassend. „Mein Weg liegt vor mir. Ich gehe wieder dahin, woher ich gekommen bin. Es ist dort ein kleines, ganz kleines Grab, und ich sehne mich zurück. Was habe ich bei euch noch zu tun? Ich finde mich nicht zurecht. . . . Krank bin ich übrigens nicht, wie du glaubst. Nur meine Seele lechzt nach Erlösung, wie die Hindin, die nach einem Wasserquell schreit."

„So bleib wenigstens so lange," sprach ihm Jonathan zu, „bis wir uns miteinander verrechnet haben. Hast du an das Haus und Vermögen unseres Vaters nicht dasselbe Recht wie ich? Warum soll ich allein genießen und besitzen, was von Rechts wegen auch dir gehört, und warum soll ich die Last allein tragen? Ich kann dich nicht so ziehen lassen, Bruder!"

„Nehm' ich nicht den Tallis (Gebetmantel) unseres Vaters mit?" meinte der Landstreicher mit einem geheimnisvollen Lächeln stiller Verzückung, indem er auf das Bündelchen in seiner Hand herabsah. „Was soll mir Gut und Geld? Dort drüben in Polen werden sie schon für mich sorgen. Gib, was mir gehört, deinem Kinde. . . ."

Bis dahin hatte er das alles in anscheinend ruhiger Fassung gesprochen; wie er aber das letzte Wort über die Lippen brachte, ging mit einem Male ein konvulsivisches Zucken durch seinen ganzen Körper. Das Bündel und der Stock waren ihm entfallen.

„Perlchen!" schrie er mit markerschütternder Gewalt, und ehe der Knabe sich dessen versah, hatte er ihn zu sich vom Boden aufgerissen, und in der leidenschaftlichsten Umarmung, die man gewahren konnte, bedeckte er ihm Hals, Wangen und Haare, ja selbst die Kleidungsstücke mit flammenden Küssen.

„Warum bleibst du nicht, Bruder?" rief ihm Jonathan zu. „Du liebst ja den Knaben!"

Da ließ er das Kind wieder aus seinen Armen, indem er es, ohne es weiter zu beachten, auf den Boden stellte.

Dabei hatte er sich seines Reisebündels und Steckens wieder bemächtigt.

Er schritt auf die Tür zu. Dort hing die „Mesusah“ seines Vaters. Sie war seinen Blicken nicht entgangen; sein Kopf war in gleicher Höhe mit ihr.

Er drückte seine Lippen auf das gläserne Gehäuse, unter welchem der Name Gottes hervorleuchtete. Dann legte er sein Haupt an die Türpfoste und brach in ein wildes Weinen aus.

Selbst die Blinde, die bis dahin in unbeugsamer Regungslosigkeit dem Vorgange, wie er sich vor ihren lichtlosen Augen abspielte, gelauscht hatte, vermochte sich nicht dem Eindrucke dieses gewaltigen Ausbruches einer in ihren Grundfesten erschütterten Natur zu entziehen. Sie hielt sich zwar noch immer aufrecht, aber die Unruhe ihres Gemüts lag in jedem Zuge ihres blassen Gesichts. Mitten durch das laute Weinen des unglücklichen Mannes tönte die klare Stimme Dorotheas.

„Schwager,“ rief sie, die noch immer neben der Blinden stand, „geh nicht fort von hier! Ich will dir ja gerne Platz machen! Ich kann's nicht ertragen, daß du meinetwegen fortgehst. Bleib hier!“

Er schaute auf; sein Weinen hatte sich gestillt. Welch ein seltsamer Blick aus seinen geröteten Augen streifte die Gestalt des Mädchens!

„Nein, nein,“ sagte er, mit der Hand abwehrend, tonlos und still, „bleib du nur selbst!“

Er war zur Tür hinausgegangen.

24. Die Tagsatzung.

Äußerlich war nun zwar Ruhe und Stille wieder eingekehrt, aber jenes Gefühl des sicheren Ausruhens auf einem bereits gewonnenen und von niemandem in Abrede gestellten Besitztume hielt sich noch immer wie ein scheuer Vogel, der durch keine Kunst heranzulocken ist, zurück.

Der Weggang des Landstreichers hatte einen Schatten zurückgelassen, der über allem lag, was in den Bereich seiner Natur gekommen war.

Selbst das Kind machte davon keine Ausnahme. Es konnte jetzt den ganzen Tag bei Dorothea sich aufhalten, aber mitten im Spiele hielt es oft inne und richtete zerstreut die großen braunen Augen auf ihr Gesicht.

Fehlte ihm der Onkel? Oder wollte es wissen, wohin der seltsame Mann gegangen war und warum man ihn hatte gehen lassen?

Dorothea wenigstens glaubte diese Fragen in seinen Augen zu lesen, denn weil sich seit jenem Abende auf ihr eigenes Gemüt eine schwerere Last gewälzt hatte, als die war, an welcher sie vorher getragen, suchte sie ihre eigene dumpfe Stimmung auch in der Seele des Kindes. Das Scheiden des Landstreichers hatte wie Sonnenschein über ihren Weg glänzen sollen ... aber sie wagte nur scheu und wie an etwas unendlich Trauriges daran zu denken. Und auch Jonathan schien darunter schmerzlich zu leiden, wenn er auch darüber niemals sprach.

Er kam nun täglich, sobald der Abend angebrochen war. Das war das einzige Zugeständnis an seinen Brautstand, den Veile Oberländer an jenem Tage, kraft der ihr innewohnenden Machtvollkommenheit, verkündet hatte. Aber ins diesen regelmäßig sich wiederholenden Besuchen keimte keine Blume hervor.

Sie saßen still, jeder in der Gegenwart entrückte Gedanken versenkt, nebeneinander; kaum daß ein laut gesprochenes Wort, ein heller aufleuchtender Ausdruck zu den Ohren der alten Frau drang, die in ihrem Bette darauf zu lauschen schien, was sich denn die „Brautleute“ einander zu sagen hatten.

Sie verstand sich aber offenbar auf die beiden nicht und was in ihnen vorging.

Weil sie selbst in einem mächtigen Anlaufe an der Markscheide zwischen Leben und Tod sich zu einer Kühnheit der Tat aufgerafft hatte, die in so schneidendem Gegensatze zu ihren bisherigen Anschauungen stand, und sich, wie alle tapferen Seelen, die Frische der Begeisterung nicht verkümmert sehen wollte, war sie in ihrem Innersten betroffen, als ihr die beiden auf dem einmal betretenen Pfade zaghaft folgten. In ihr zitterte das Durchlebte in gewaltigen Schwingungen nach, ihr Kopf glühte, wenn sie daran dachte. Und doch hatte sie der Natur für den waghalsigen Versuch, stärker sein zu wollen als sie, schweren Zoll zahlen müssen. Seit jenem Tage hatte sie ihr Bett nicht zu verlassen vermocht, sie hatte ihre Kräfte überschätzt.

Warum taten die beiden so, als ob gar nichts geschehen wäre? Warum verblieben sie still und gleichmäßig, während in ihr die gewaltigste Wandlung vorgegangen war? Bedeutete es gar nichts, daß sie, Veile Oberländer, die ganze Welt, mit der sie alt geworden war, hinter sich abgebrochen hatte, um auf einem wankenden Stege eine neue, ihr gänzlich unbekannte, zu betreten?

Wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, was hätte sie nicht unmittelbar nach jener Tat schon ins Werk gesetzt!

Warum zögerte er? Worauf war sein Warten noch gerichtet?

In der Seele dieses alten Weibes lebte ein Selbstgefühl voll stolzen Inhalts. Wenn *sie* ihre Zustimmung gegeben hatte, war das nicht so gültig und schwerwiegend, als wenn die ganze übrige Menschheit ihr Ja gerufen hätte?

„Ich muß ihm wieder helfen,“ dachte sie einmal vor sich hin. „Wozu wäre ich denn noch sonst auf der Welt da? Ich verstehe mich auf die beiden nicht. Aber geholfen muß werden!“

Eines Abends hatte Jonathan die Stube Veiles früher als gewöhnlich verlassen; er müsse, sagte er im Fortgehen,

morgen in aller Frühe in der benachbarten Kreisstadt sich einfinden, weil er daselbst mit einem säumigen Schuldner eine Tagsatzung vorhabe.

„Was ist das?“ fragte die Blinde.

Jonathan erklärte ihr den Sinn und die Bedeutung dieses der Rechtssprache angehörenden Wortes.

„Ich versteh' dich schon,“ sagte sie darauf, nachsinnend. „Es ist ein schönes Wort: Tagsatzung! Das ist also ein Tag, den man setzt wie einen Schlußpunkt in einem Briefe; es soll heißen: Schuldner, bis dahin setze ich dir deine Frist! Dann aber mußt du Ordnung machen. Nicht wahr, ich habe das erraten? Wann aber wirst du deinen eigenen Tag setzen und dein eigener Schuldner werden, Jonathan, mein Sohn?“

Die Brautleute sahen einander an, aber keiner von beiden hatte den Mut, der Blinden zu antworten.

Dorothea gab dem Scheidenden bis unter die Haustüre das Geleite, dann kam sie eiligst zurück.

„Du bist schon zurück?“ rief die Alte spöttisch. „Warum hast du ihm nicht bis an den Bach hinunter das Geleite gegeben? Du kannst das ungescheut tun! Er ist ja doch dein Bräutigam! Ich bin einmal, wie du mich da siehst, als Braut bis weit nach Mitternacht mit meinem seligen Manne, der damals mein Bräutigam war, unter einem Haustore gestanden . . . und die Welt hat mir doch nichts Schlechtes nachreden können. Bis zum Bache, Dorothea, hättest du ihn schon begleiten können. Das hätte weder dir noch ihm geschadet. Warum antwortest du mir nicht, Dorothea, wenn ich dich frage?“

„Hast du etwas gefragt, Großmutter?“ fuhr Dorothea zerstreut auf.

„Ich red' schon eine halbe Stunde in dich hinein,“ meinte die Blinde verdrießlich. „Weißt du, wie du mir vorkommst, du mitsamt deinem Bräutigam?“

„Traurig, Großmütter, nicht wahr?“ sagte Dorothea halblaut vor sich hin.

Die Blinde hatte dies jedoch überhört.

„Manchmal steht schon die Suppe auf dem Tische,“ meinte Veile Oberländer lustig, „wer aber zum Essen nicht kommt, das sind die Hausleute. Hast du mich verstanden, Dorothea?“

„Ja, Großmutter,“ sagte das Mädchen. „Sie können sich aber zu Tische nicht setzen, weil einer fehlt, der auch dazu gehört.“

Diesmal hatte die Blinde wieder ihr feines Ohr für die leise Klage des Mädchens. Sie richtete sich kräftig im Bette auf.

„Wer fehlt?“ fragte sie mit ihrer alten herben Strenge. „Keiner fehlt, sage ich dir, keiner!“

„O, Großmutter,“ rief das Mädchen, von Schmerz überwältigt, „er wird es mir niemals vergessen, daß er den Bruder meinetwegen verloren hat.“

„Ist es das?“ fragte die Blinde in einem Tone, als hätte sie plötzlich die ungeahnte Lösung eines Geheimnisses gefunden.

Dann wiegte sie ihren Kopf nachdenklich eine Weile von rechts nach links.

„Dorothea, mein liebes Mädchen,“ rief sie dann, von Herzlichkeit überquellend, „du setzest dir da etwas in den Kopf ... ich will nicht sagen, daß es leere Träumereien sind, aber etwas mehr als das sind sie nicht! Alles kann der Mensch vergessen, wenn er nur will, alles! Habe ich nicht auch vergessen müssen? Aber ich bin darüber hinweggefahren wie mein seliger Mann, der Lehrer, mit dem Schwamme über die Tafel, wenn er den Kindern eine neue Rechnung hat zeigen wollen. Auch für dich und Jonathan fängt eine neue Rechnung an.“

„Er kann das nicht vergessen, Großmutter! Durch mich hat er seinen Bruder verloren!“ klagte das Mädchen.

„Du meinst also, es kann einmal eine Zeit kommen, wo er dir Vorwürfe machen wird?“ fragte die Blinde nachsinnend. „Nein, nein,“ rief sie hierauf, den Kopf hartnäckig schüttelnd, „das wird niemals geschehen, niemals! Ich stehe dir dafür! Denn das sieht meinem Jonathan nicht ähnlich! Dafür kenne ich ihn zu gut. Nicht das kleinste Wörtchen und nicht der kleinste Vorwurf ist von seinen Lippen gekommen, solange sein junges Weib am Leben war. Meinst du, er hätte nicht reden können? sein Herz war ihm nicht beschwert genug? Er hat aber geschwiegen. Er wird es mit dir nicht anders machen!“

Ein Schatten trauriger Rückerinnerung lagerte sich über ihre blassen Züge.

Ihr mochte in diesem Augenblicke das lange, schweigsame Leid seiner kurzen Ehe, vom ersten Beginn derselben bis zu dem letzten Atemzuge der armen Bella, in bestimmten Bildern an der Seele vorüberziehen. Gleich darauf aber meinte sie, mit einer abwehrenden Bewegung ihrer Hand die düsteren Gäste ihres Gedächtnisses von sich verscheuchend, mit fast flehender Sprache:

„Heiß mich nicht weiter reden, Dorothea! Heiß mich meinen Mund versperren, denn es tut mir nicht gut! Ich meine immer, ich kann's nicht überstehen, wenn es mir einmal wieder mit aller Gewalt und Heftigkeit einfällt. Ich will aber nicht traurig werden! Ich will alle Lebenslust, die in mir noch steckt, zusammennehmen, weil ich an dir meine Freude erleben möchte. Umsonst soll ich das alles in mir durchgemacht und durchgerungen haben? Darauf lasse ich mich einmal nicht ein, Dorothea! Jetzt wirst du doch wissen, warum ich mir damals meine Haube mit den roten Bändern aufgesetzt habe.“

Aber die Lustigkeit, die Veile Oberländer zur Schau trug, war doch nur eine erkünstelte.

Unwillkürlich trat ihre tiefernste Grundstimmung wieder in ihr Recht.

„Du hast vorhin geklagt,“ meinte sie nach einem Augenblicke ruhigen Ausatmens, „Jonathan kann es dir nicht vergessen, daß du ihm seinen Bruder abwendig gemacht hast. Darin magst du vielleicht recht haben, und ich möchte dir jetzt, wenn ich noch einmal die Sache überlege, nicht widersprechen.... Denn auf eins mußt du stets dein Augenmerk gerichtet haben, und darin liegt der große Unterschied zwischen uns — und euch. Es ist kein Spaß, Dorothea, daß Jonathan gerade dich auserſehen hat! Du mußt das als etwas ganz Besonderes schätzen. Bei uns ist das nicht so wie bei euch — verzeih mir diesen Ausdruck, Dorothea, mein liebes Mädchen. Ihr unter euch ... ihr habt euch nicht zu fürchten! Denn ihr seid stark und mächtig. Was liegt daran, ob so ein Haufen größer oder kleiner ist, er ist und bleibt doch ungezählt. So aber ist es nicht bei uns. Wenn sich einer von uns fort verliert, so fehlt er uns, und wir suchen ihn überall mit unsern Augen. Weiß er nicht, wie wir ihn brauchen? Warum ist er fortgegangen? Wäre es nicht besser gewesen, er wäre bei uns geblieben? Wir können das einmal nicht ertragen, Dorothea, und wenn es geschieht, dann geht es uns wie ein Stich durchs Herz, und dann ist es jedem, als hörte er über sich im Himmel einen zornigen Schrei! Deswegen, Dorothea, freuen wir uns nicht, wenn ein Fremder zu uns kommt und sagt: Nehmt mich bei euch auf.... Versteh mich nicht schief, Dorothea, mein liebes Mädchen! Wir sind eine alte vornehme Familie und haben unsern eigenen Stolz, und wenn wir jemanden doch unter uns aufnehmen sollen ... Dorothea! so ist das kein Spaß ... das geht nicht wie im Handumdrehen vor sich ... das kostet uns zumeist bitteren Kampf und bittere Tränen! Du hast es ja mit deinen Augen gesehen, Dorothea! Und darum darfst du auf meinen Jonathan nicht böse werden! Jetzt tut ihm noch sein Herz zu wehe um ihn. Er ist ja doch sein Bruder! Und sie haben *eine* Mutter gehabt.“

„Ich danke dir, Großmutter!“ sagte Dorothea leise.

Die Blinde hob ihr Antlitz auf.

„Dorothea,“ sagte sie noch, „du wirst sehen, es wird wieder vorübergehen! Für mich ... und für Jonathan bist du keine Fremde.“

Bisher hatte sich die Außenwelt des Schauplatzes, auf welchem diese Geschichte spielt, zu dem Entwicklungsgange derselben fast teilnahmslos verhalten. Sie ahnte nur wenig von dem, was sich innerhalb des engen Kreises, den sie doch so gut kannte, zugetragen hatte.

Das mag seltsam genug erscheinen, und doch verhielt es sich so, vielleicht mit der einen Ausnahme, daß Jaroslaw Patek, der Schmied, etwas schärfere Augen besessen hatte.

Aber kurz nach dem Weggange des Landstreichers hatte sich das alles wie mit einem Schlage geändert. Mit einem Male stand das Gerücht fest und unverrückt da: Jonathan wird das „deutsche Mädchen“, seinen „Dienstboten“, heiraten, und sein Bruder ist nur darum „auf und davon“ gegangen, weil er dazu seine Zustimmung verweigert habe.

Auch diesmal hatten die Menschen, wie es bei solchen Gelegenheiten vorkommt, wenn der sittliche und geistige Zusammenhang eines Ereignisses äußerlich aufgefaßt werden muß, mit täppischer Hand in das zarte Gewebe gegriffen, und es dauerte nicht lange, so war es entstellt und zerrissen.

Dem Gerüchte hatte sich, wiewohl es der Wahrheit nahekam, etwas Ungeheuerliches beigesellt.

Allgemein hieß es, die beiden Brüder seien mit scharfen Messern aufeinander losgegangen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es zu etwas gekommen, wie man, seit die „Gasse“ steht, nichts Schrecklicheres vernommen habe.

In der Beurteilung der Tatsache selbst standen sich in der „Gasse“ zwei Parteien mit unvermittelter Starrheit gegenüber.

Die einen gaben Jonathan unbedingt recht. Sie kannten

das Mädchen, seitdem es in sein Haus gekommen, und wußten, wie Dorothea an seinem Kinde und an der nun toten Bella gehandelt — „von keiner Schwester hätte man ein Gleiches erwartet“ — was lag also näher, als daß Jonathan für seinen Knaben eine Mutter gesucht hatte, die ihm paßte?

Ungleich anders lauteten die Stimmen der anderen Partei, die nicht lieblos und hart genug über die Beschimpfung sich auslassen konnten, die nach ihrer Ansicht allen ohne Ausnahme angetan worden war.

Wir müssen es sagen: diese Partei befand sich in stärkster Mehrheit.

Die alte Veile hatte recht. Wieviel Unreines, ja Mißgünstiges sich an diese Beurteilung heftete — es war doch jedem, als „sei ihm insbesondere ein Stich durch das Herz gegangen!“ Das hatte man von Jonathan nicht erwartet. Wenn er, auf den man immer wie auf ein Wahrzeichen geschaut hatte, mit einem solchen Beispiele voranging, was sollen die anderen „tun und anfangen“?

Es lag nun klar am Tage, wer die meiste Schuld an dem Unerhörten trug — Dorothea war es, das deutsche Mädchen mit den unschuldigen blauen Augen! Gegen sie richtete sich der Groll, und alles, was man ihr früher Gutes und Schönes nachgerühmt hatte — jetzt ging es wie ein Saatfeld giftigen Unkrauts auf. Nichts als Dornen und Disteln! Kam nicht alles daher, weil er sie in sein Haus aufgenommen hatte?

Als die erste Aufregung sich gelegt hatte, bemächtigte sich der Gemüter die naheliegende Frage: Wie wird Jonathan es anfangen? Und was sagt die alte Veile Oberländer dazu?

Da war namentlich David Zweihand, der Schneider, der uns noch von der vorjährigen Wahlgeschichte her bekannt ist, der unter diesen zwei Fragen schwer litt.

Weil er damals in einer Art „Opposition“ gegen Jonathan

gestanden war, glaubte er sich auch diesmal berechtigt, zu den schärfsten Verurteilern des Schrittes zu gehören, den Jonathan vorhatte. Er war sozusagen sein „politischer“ Feind, und das übertrug er jetzt auf ein Gebiet, das gewissermaßen auch der „Politik“ angehörte.

Wir werden sogleich erfahren warum.

An demselben Tage, an welchem Jonathan in die benachbarte Kreisstadt zur Tagsatzung gefahren war, führte der Schneider ein Vorhaben aus, das ihn am schnellsten an das Ziel seiner Neugier und seines Grolles bringen mußte. Von dem Eckfenster seines Hauses aus, das gegen Veiles Häuschen hinaussah, hatte er bemerkt, daß etwa um die Mittagsstunde Dorothea mit dem Kinde fortgegangen war. Die alte Frau mußte also allein sein, und demgemäß besann er sich nicht länger und begab sich zu Veile Oberländer hinüber.

Nach der in der „Gasse“ üblichen Begrüßung, und nachdem er sich, trotzdem die Alte ihn dazu durchaus nicht aufforderte, an ihr Bett gesetzt hatte, rief er, von tiefstem Mitgefühl überwältigt:

„Ganz allein bist du, Veile, mein Gold? Wie schickt sich das?“

„Gib dich nur vor lauter Zärtlichkeit nicht in Kleingeld aus!“ meinte die Blinde dagegen abweisend. „Übrigens bin ich niemals allein! Meine Dorothea hat nur ihr Kind zum Essen begleitet.“

„Ihr Kind?“ kicherte der Schneider bedeutungsvoll. „Soviel ich weiß, ist damit Jonathans Kind gemeint.“

„Das kommt auf ein und dasselbe hinaus!“ rief die Blinde mit unerklärlicher Heftigkeit. „Jonathans Kind oder Dorotheas Kind.“

„Das habe ich nicht gewußt!“ meinte David Zweihand mit der ehrlichsten Miene. „Die Leute reden das ganze Jahr so viel Lügen und Übertreibungen durcheinander, daß man Gott danken muß, wenn sie einmal bei der Wahrheit bleiben!“

„Wie meinst du das, David Zweihand?“ fragte die Blinde mit einem Male aufhorchend.

„Was willst du, Veile, mein Gold,“ bemerkte der Schneider mit geschmeidiger Betonung, „die Welt hat nichts zu tun, und das Geschäft geht schlecht, da verfällt sie dann auf manches, was nicht Fleisch und nicht Kuchen ist. Man muß übrigens der Welt immer glauben, ist mein Grundsatz; es ist immer etwas Wahres in dem, was sie sagt. Und danach handle ich auch.“

„Damit kommt man auch am besten fort,“ bemerkte Veile, aber in einem Tone, der zwischen schalkhaftem Spotte und innigster Überzeugung die Mitte hielt. „Übrigens red so, daß man dich versteht, David,“ setzte sie mit neu hervorbrechender Heftigkeit hinzu, „ich kenne mich in so gedrechselten Alfanzereien nicht aus.“

„Bin ich nicht die Offenheit selbst?“ versicherte der Schneider wehmütig. „Ich bin ja ein Schneider und kein Drechsler, Veile, und bin all Zeit meines Lebens nichts anderes gewesen. Aber um wieder auf das . . . Kind zurückzukommen. . . . Allgemein heißt es, man kann dir ‚Masel Tow‘ (Glückauf!) wünschen. Die Partie ist fertig.“

„Warum gerade mir?“ rief die Blinde merkwürdig ruhig und gelassen. „Ich nehm’ übrigens dein ‚Masel Tow‘ gerne an und dank’ dir dafür aus vollem Herzen! Ja, die Partie ist fertig, Gott sei gelobt und gepriesen!“

Sie hatte das mit einer Art feierlicher Andächtigkeit gesagt; es blieb für den Schneider auch nicht der kleinste Raum übrig, auf welchem sich ein Zweifel ansetzen konnte.

„Wenn du das sagt, Veile,“ meinte er in völliger Ratlosigkeit, „so muß es wahr sein! Auf dich schwöre ich!“

„Und warum soll es nicht wahr sein?“ fragte die Blinde mit einer an nachlässige Vornehmheit grenzenden Leichtigkeit.

Dadurch geriet David Zweihand noch mehr in Verwirrung.

Er starrte in das ruhig sichere Antlitz der Blinden mit einem Gefühle wildfremder Verlassenheit.

Das dauerte jedoch nur eine flüchtige Weile, denn alsbald erhob sich in ihm jener kühle Mannesmut, der ihn im vorigen Jahre ganz allein unter allen Wählern der „Gasse" dazu getrieben hatte, seine Stimme in die Wahlurne der „Opposition" zu werfen. Veile Oberländer sollte nicht glauben, daß er der Mann sei, gegen den man sich so abweisend und als fiele sein Urteil gar nicht ins Gewicht, benehmen könne. Trotz dieses Selbstgefühls wußte er sich aber meisterlich zu beherrschen.

„Eine merkwürdige Zeit ist doch über die Welt gekommen," sagte er nach einem Augenblick nachsinnender Einkehr in sein an Auskünften reiches Inneres. „Wer hätte noch vor zwanzig Jahren daran denken können, daß so etwas einmal möglich sein wird? Herz, was begehrst du? heißt es jetzt überall, und wo man früher vor lauter Steinen und Balken nicht zu Fuß hat hinüber können, da fährt man jetzt mit einem Lastwagen wie auf des Kaisers Straße dahin. Wie ich um meine Esther gefreit habe, hat mich das Prager Gubernium sieben Jahre und acht Monate warten lassen, bis es mir die ‚Bewilligung' gegeben hat. Am Hochzeitstage hat meine Esther sieben graue Haare in meinem Barte entdeckt, für jedes Jahr des Wartens eines! Nur zu leicht macht man es der jetzigen Welt, zu leicht!"

„Du sagst das, David," meinte die Blinde mit einem kühlen Lächeln, „als wenn du darauf böse wärst. Die Welt hat lange genug sich gedulden müssen."

„Lebendiger Gott," beteuerte der Schneider, „wie kannst du mich nur so verkennen, Veile? Weiß ich denn nicht auch, was sich schickt und recht ist? Oder meinst du, ich habe an meinem Hochzeitstage vor Herzfreudigkeit gelacht, wie ich gesehen habe, daß meine Esther über der Nase zwei große und lange Falten hat?"

„Es hat ihr doch nicht geschadet!“ unterbrach ihn die Blinde trocken.

„Geschadet!“ rief der Schneider in wirklicher Entrüstung. „Hör meine Esther an, und sie wird dir sagen: Es gibt gar keine bessere Schickung, als das Weib von David Zweihand zu sein! Was geht ihr ab? Bin ich der Mensch, der seinem Weibe etwas abgehen läßt? Ich habe aber damit nichts anderes sagen wollen, als was ich eben gesagt habe. Wort und Meinung ist bei mir wenigstens ein und dasselbe! Jedem, der über drei hinauszählen kann, muß sich der Unterschied aufdrängen zwischen dem, was die Welt von damals war und wie sie jetzt ist. Es ist wie Tag und Nacht. Ich frage dich, Veile, auf dein Gewissen, ist es nicht wie Tag und Nacht?“

„Nach der Setzung deiner eigenen Worte zu schließen,“ bemerkte die Blinde mit der ihr eigentümlichen Schärfe, „muß jetzt stockfinstere Nacht überall sein!“

„Habe ich so etwas gesagt?“ rief David Zweihand aus dem Bewußtsein tiefsten Gekränktseins. „Wie kann mir nur einfallen, so etwas zu sagen? Du machst mich aber so verwirrt mit deinem merkwürdig feinen Verstande, Veile, daß ich eigentlich erst nachdenken muß, was ich denn habe sagen wollen.“

Indem er diese Schmeichelei wie einen Lockbissen der blinden Frau hinhielt, glaubte er Zeit zu gewinnen, seine in Unordnung geratenen Sprachkünste wieder zu sammeln. Aber die Blinde schien nicht gewillt, ihm seine Arglist zu erleichtern.

„Ich verstehe etwas so, wie man es redet,“ sagte sie unbeugsam. „Du hast zuerst gesagt Tag und dann erst Nacht.“

„Laß uns über die Wortsetzung nicht streiten, Veile!“ meinte der Schneider, milde wie Honig. „Was bringt man dabei heraus? Aber das eine wirst du mir doch zugeben, daß es der jetzigen Welt viel zu viel erleichtert wird? Nimm zum Beispiel deinen Jonathan — denn er ist dein, und du

hängst an ihm mit dem Herzen einer Mutter —, so hat er jetzt, wenn er das Mädchen heiraten will, dreierlei Wege vor sich. Er kann, welchen von den dreien er einschlägt, an sein Ziel gelangen."

Die Blinde horchte hoch auf, und David Zweihands Seele lachte, denn endlich hatte er den Punkt gefunden, von welchem aus er Veiles vornehm tuende Abweisung mit Zuversicht ergreifen konnte.

„Ich seh' nur einen Weg vor mir!" sagte die Blinde weit stiller als vorher.

„Drei Wege, sage ich dir, drei!" rief der Schneider überlaut. „Ich will sie dir aufzählen. Erstens: Jonathan weiß so gut wie einer von uns, wo der Dechant sein Haus hat und daß es gleich neben der Kirche steht. Er kann heute oder morgen hingehen ... und die ganze Sache ist in einer halben Stunde fertig! Das ist der erste Weg."

„Um Gottes willen," rief Veile Oberländer, die ihn wohl verstanden hatte, tief erschrocken, „du wirst doch so etwas von meinem Jonathan nicht annehmen? Was gibt dir denn das Recht, so Schlechtes von ihm zu denken? Hat er das von dir verdient?"

David Zweihand weidete sich zuerst an der Ergriffenheit seines greisen Opfers, dann sagte er langsam und bedächtig:

„Jetzt kommt der zweite Weg, Veile! Nehmen wir an, Jonathan wird das Haus des Dechanten nicht aufsuchen, und ich will es dir gerne glauben, daß das in ihm nicht liegt. Dann kann das Mädchen sagen: Warum soll ich immer in die Kirche gehen? Die ‚Weiberschul' hat auch ihr Schönes ... und geht zu einem Rabbiner, und statt Dorothea heißt sie von nun an Esther oder Sara oder Rebekka. Für einen Namen ist bald gesorgt, und nach dem Gesetze, was darüber erschienen ist, kann ihr das niemand verwehren. Denn warum? Man will der jetzigen Welt das Heiraten erleichtern."

„Das ist also der zweite Weg?“ fragte die Blinde mit leiser Stimme.

„Ja,“ sagte der Schneider dagegen, sich in der Stube sorgfältig umsehend, „das ist der zweite. In Wien zum Beispiel wissen sie gar nicht mehr, woher sie die vielen Namen nehmen sollen. Merkwürdigerweise wollen sie alle Sara, Rebekka, Lea und Rahel heißen.“

„Ich wüßte einen schöneren Namen,“ meinte die Blinde wie verloren in sich selbst.

„Warum sagst du ihn nicht, Veile?“ rief der Schneider.

„Ich möchte sie Ruth heißen!“ sagte die Alte flüsternd.

„Ruth? Warum Ruth?“ fragte der Schneider, dessen Kenntnis der biblischen Geschichte einem Brunnen glich, der bodenlos tief aber leer ist.

Die Blinde antwortete nicht sogleich. Sie stützte ihren Kopf mit beiden Händen, dann sagte sie langsam und in feierlichen Absätzen:

„Weil Ruth so gesprochen hat: Dringe nicht in mich, dich zu verlassen, mich abzukehren von dir! Denn wohin du gehst, da gehe ich, und wo du weilest, weile ich, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott! Wo du stirbst, da sterbe ich, und dort will ich begraben werden, der Tod allein wird scheiden zwischen mir und dir!“

„Was du für einen Kopf hast, Veile!“ rief der Schneider in ungeheuchelter Ehrfurcht. „Es soll eine aus der jetzigen Welt aufstehen und dir das nachtun!“

„Laß das, David!“ sagte die Blinde mit kühl ablehnender Hoheit. „Ich bin auf so etwas nicht mehr eingerichtet. Weit lieber wäre es mir, wenn du mir berichten möchtest, wo denn der dritte Weg ist, Du hast ja von dreien gesprochen.“

„Der dritte Weg? Der ist der leichteste von allen,“ meinte der Schneider zusammenfahrend. „Darauf fährt man wie auf der Eisenbahn. Ein Pfiff, und du setzest dich in den Wagen, Veile! Wieder ein Pfiff, und der Wagen hält,

und du bist zwanzig und noch mehr Meilen von zu Hause entfernt. Ganz auf dieselbe Weise geht es auch da zu. Du glaubst gar nicht, Beile, was so ein Dampf für eine Gewalt hat. Was tut nämlich die Welt, wenn zum Beispiel dein Jonathan sagt: ‚Ich will nicht zum Dechanten gehen!‘ und auch Dorothea meint: ‚Ich will meinen alten Namen behalten und will weder Sara, noch Lea, noch Ruth heißen!‘ Was tut da die Welt?“

Er hielt inne, da er von dieser so gestellten Frage eine große Wirkung auf das Gemüt der alten Frau erwartete. Und in der Tat zeigte das Antlitz der Blinden den Ausdruck einer gewissen ratlosen Betroffenheit.

„Was tut da die Welt?“ wiederholte sie leise.

„Siehst du, Beile,“ sagte David Zweihand aus der Fülle stolzer Überlegenheit, „das eben ist der dritte Weg, denn auch dafür ist gesorgt worden. Du willst nicht zum Dechanten gehen, sagt das Gesetz zu dem einen, und du wieder, sagt es zu dem andern, willst deinen alten Namen nicht ablegen? Wie soll euch beiden da geholfen werden? Und sie sind da auf ein sehr kluges Mittel geraten: Was tut man mit einem Rocke, Beile, der einem auf dem Leibe zu enge geworden ist und man hat keinen Stoff, um ihn zu erweitern? Man zieht ihn aus. Also tut es auch das neue Gesetz, was sie in Wien gemacht haben. Denn warum? Was hat das Gesetz davon, daß sich zwei, deren bestimmter Wille es ist, nicht sollen zu heiraten bekommen? Man will ja der Welt das aus den verschiedensten Gründen erleichtern. Es sagt also zu den beiden: Zieht den engen Rock aus! Das will mit anderen Worten bedeuten: Sagt, daß ihr gar keinen Rock, auch den allerschönsten nicht, mehr anziehen wollt, und unter diesem Rocke versteht man die Religion! Hörst du, Beile, die Religion! Dann geht zum Bürgermeister hin und erklärt ihm diesen euren Willen in Gegenwart von zwei Zeugen. Dann wird vom Schreiber des Bürgermeisters ein

Protokoll aufgesetzt, die Brautleute unterschreiben sich zuerst, dann die Zeugen, dann wird Sand darauf gestreut, und wenn sie dann vom Amte herunterkommen, Veile — es dauert nicht länger als fünf Minuten, denn so ein Bürgermeister hat noch andere Protokolle aufzusetzen und zu unterschreiben —, sind sie Mann und Frau geworden, und die Sache hat ein Ende. Das ist der dritte Weg, Veile, und vielleicht wird es bald einen vierten geben! Man wird dann überhaupt gar niemanden zu fragen haben ... nicht einmal den Bürgermeister!"

Wie erschrak er aber, als er nach dem, wie mit einem lustigen Triller endigenden Schlusse seiner Erklärung bemerkte, daß Veile Oberländer — weinte!

Ja, sie weinte, und es waren heiße, schwere Tränen, die er ihr entlockt hatte. Eine derartige Wirkung seiner Beredsamkeit hatte der Schneider nicht erwartet. Er war auf ein ganz anderes Ziel losgegangen, denn alles in allem genommen, besaß er ein gutes Gemüt, das einer Stecknadel, die ihm im Wege lag, nicht gerne wehetat, geschweige denn einem Menschen.

„Was hast du, Veile, mein Gold?" rief er ängstlich. „Warum greift dich das so an? Habe ich etwas Unrechtes gesagt oder getan?"

„Die guten, guten Kinder!" flüsterte die Blinde vor sich hin. „Was soll aus ihnen noch werden?"

Der Kopf war ihr auf die Brust gesunken, ihre Hände hatten sich gefaltet, und zwischen den Augenlidern drängten sich noch immer heiße langsame Tränen hervor.

In diesem Augenblicke trat wieder Dorothea in die Stube.

Der Schneider ersah diese Gelegenheit und empfahl sich mit einigen nichtssagenden Worten.

Es war ihm bei Veile Oberländer überaus schwül geworden.

Die Blinde hatte einen ihrer „schlechtesten“ Tage. So nannte sie selbst ihr körperliches Befinden, wenn Dorothea sie besorgt fragte, warum sie so ächze und stöhne.

Ihren schlechtesten Tag! Wer hat das Senkblei für diese Seele, auf deren Tiefen sich alles zusammengefunden hatte, was Mitleid und Beängstigung, Ratlosigkeit und vielleicht — auch Reue sich nennt?

„Die armen guten Kinder!“ flüsterte sie ein über das andere Mal mit zuckenden Lippen, so daß es Dorothea zuweilen bedünken wollte, als spräche sie aus einem wirren Fiebertraume.

Sie begehrte nicht nach Essen und Trinken und lehnte jedes Anerbieten Dorotheas hartnäckig ab. Einmal richtete sie sich, von innerster Unruhe aufgetrieben, kerzengerade in ihrem Bette auf und rief Dorothea zu sich.

„Wie lange bist du schon bei uns?“ fragte sie das Mädchen, und die Frage klang fast lieblos und fremd.

„Vier Jahre und acht Monate, Großmutter!“ entgegnete Dorothea.

„So lange schon?“ rief die Blinde und schien aufs äußerste betroffen. „Es ist mir, als wäre es erst gestern vor sich gegangen! Und warum bist du eigentlich hergekommen?“

„Weißt du das nicht, Großmutter? Ich sollte Böhmisch lernen.“

„Und . . .“ rief die Blinde mit stürmisch hervorbrechender Gewalt, „warum hast du es nicht gelernt? Warum hast du es nicht gelernt?“

„Weil mich das Kind gebraucht hat, Großmutter!“ lautete die einfache Antwort Dorotheas.

„Ja, das Kind, Jonathans Kind!“ rief Beile Oberländer, und ihre Stimme, die kurz zuvor so herausfordernd und scharf geklungen, war zu einer Milde herabgesunken, die für den Kenner ihres Leides nichts Überraschendes gehabt hätte. „Das Kind! Warum habe ich an Jonathans Kind

vergessen? Das ist ja doch die Hauptsache, und alles andere ist klein und nichtsnutzig dagegen! Warum hast du mir das nicht gleich gesagt, Dorothea, mein liebes Mädchen? Gott soll dich nur gesund und stark lassen, Dorothea! Jonathans Kind bleibt ja doch die Hauptsache!"

Dann begehrte sie zu trinken und zwar Wein; es müsse noch ein Rest davon übrig sein von der Flasche, die ihr neulich Jonathan geschickt habe.

„Wie mich das erlabt!" rief sie, nachdem sie einen herzhaften Schluck getan hatte. „Ich möchte heute nichts als Wein trinken, nichts als Wein!" setzte sie übermütig hinzu. „Wenn David Zweihand jetzt kommen möchte! Nur auf fünf Minuten! Da sollte er hören, was ich über seinen zu engen Rock mir denke.... Wo habe ich nur meinen Kopf früher gehabt, daß ich mir ihn von seiner Schneiderweisheit so habe verwirren lassen?... Das Kind, Jonathans Kind, bleibt ja doch die Hauptsache!"

In diesen dunklen Reden spiegelte sich eine Lustigkeit ab, die für Dorothea etwas Erschreckendes hatte.

Infolge des genossenen Trunkes hatte sich das Antlitz der Blinden leise gerötet, und selbst in den lichtlosen Augenhöhlen schien sich ein Glanz zu sammeln, der entweder auf eine erhöhte Lebenskraft oder den Beginn jener geheimnisvollen Macht hinwies, die kurzweg Zerstörung heißt.

„Gib mir noch einmal zu trinken, Dorothea!" rief sie wieder. „Der Rock des Schneiders muß hinuntergeschwemmt werden, sonst erstick' ich noch dran!"

Dorothea widerstand aber diesem Begehren.

„Gut, Dorothea," lallte die Blinde, von Schlafenslust überwältigt, „schreib dir's selber zu ... wenn David Zweihand mit seinem Rock mir wieder erscheint.... Ja, Jonathans Kind, das ist die Hauptsache!"

Damit wendete sie sich auf die Seite, und als Dorothea sich zu ihr neigte, fand sie sie fest eingeschlafen.

Wer das Senkblei besäße, um daran die Tiefe dieses Schlafes zu messen!

Es währte nicht lange, so mochten sich Traumgewalten seiner bemächtigt haben, die selbst der starke Wein nicht zu bändigen imstande war.

Zwischen den geschlossenen Lippen drängten sich einzelne Worte und Laute hervor, die, unverständlich für die sie bewachende Dorothea, offenbarten, daß ihr Seelenleben mit den Erinnerungen des Gesprächs, das sie vor kurzer Zeit geführt hatte, im wachen Zusammenhange stand.

„Ich will nicht," hörte sie Dorothea mit einer Art zorniger Entschlossenheit murmeln, „ich will nicht, daß sie Ruth oder Sara heißt. . . . Sie soll Dorothea weiter heißen . . . ich habe den Namen so lieb!"

Dann nach einer Weile, während welcher ihre aufgeregten Züge allmählich ihre Herbigkeit verloren, schien ihr Geist, wie von einer unsichtbaren Macht im Kreise herumgeführt, sich wieder einem längst vergessenen Ausgangspunkte zu nähern.

„Ich kann dir das Versprechen nicht halten, Bella, mein Kind . . . es kommt mir zu schwer an!" ächzte sie ängstlich.

Später, nachdem sie etwa eine halbe Stunde in ruhigem Schlummer gelegen und auch die Gewalt des süßen Weines nach und nach in sich erlosch, schienen sich auch ihre Vorstellungen in ein freundlicheres Gewand kleiden zu wollen.

„Um Jonathans Kind muß man alles tun . . ." flüsterte sie, nur dem Ohre Dorotheas verständlich, vor sich hin. „Alles, alles . . ."

Dann, nach einer Unterbrechung von etlichen Minuten, kam sie wieder auf das zuletzt gehörte Gleichnis des Schneiders zurück.

Ihre Züge verdüsterten sich wieder, und ihr Atem ging so schwer! Das hatte sie denn doch an der Wurzel ihrer Seele getroffen!

„Warum soll der Rock für Jonathan zu enge sein?“ quoll es wieder voll Abscheu über die dünnen Lippen.

Dann schien sie wieder voll scheuer Zaghaftigkeit auf irgend eine Antwort zu harren. Und selbst in diesem Augenblicke war sie dem Grundtone ihres Wesens, ihrer spöttischen Schalkhaftigkeit nicht untreu geworden.

„Das ist die Wahrheit eines Schneidergehirns!“ murmelte sie noch.

Das war ihr letztes Wort, gleichsam ein Wurf, den sie aus sicherer Stellung an den Kopf ihres unsichtbaren Gegners schleuderte, und das schien ihr wohl zu tun. Denn von nun an lächelte sie beständig ... freundlich und milde, als ob all ihr Harm und Gram von ihr wäre genommen worden, bis auch dieses Lächeln endlich in einem stundenlang anhaltenden Schlafe sich verlor.

Darüber verging der größte Teil des Nachmittags.

Jonathau hatte das Kind nach der Kreisstadt genommen, und so hatte Dorothea keiner anderen Pflicht obzuliegen, als den Schlaf der Blinden zu bewachen und ab und zu eine vordringliche Fliege von ihrem Antlitze zu verscheuchen.

Der Abend dunkelte bereits. Da erinnerte sich Dorothea, daß es ja heute Freitag sei. Geräuschlos breitete sie über den Tisch ein weißes Linnen aus und zündete zwei Kerzen an. Kaum hatte sie diese Zurüstungen getroffen, als Jonathan, den Knaben an der Hand haltend, in die Stube trat.

Sogleich wurde die Blinde munter.

„Bist du da, Jonathan, mein Sohn?“ rief sie mit heller Stimme und richtete sich im Bette auf.

„Gut Schabbes, Veile!“ wünschte er ihr.

Die Blinde schien von diesem Gruße eigentümlich berührt.

„Wünschest du mir den wirklich und in Wahrheit?“ fragte sie, ihre lichtlosen Augen auf ihn richtend.

„Wie redest du doch, Veile!“ sagte Jonathan verwundert.

„Und da habe ich dir auch mein Kind gebracht, damit du es benschest (segnest)."

„Willst du wirklich, ich soll dein Kind benschen?" rief sie wieder, während Jonathan und Dorothea sich erstaunte Blicke zuwarfen. Er hatte ihre Hände ergriffen und auf das Haupt des Knaben gelegt. Sie aber zog sie mit einer heftigen Bewegung zurück, als lägen dort brennende Kohlen. „Ich bensch' nicht eher das Kind," rief sie laut und mit großer Anstrengung, „als bis du mir eines gesagt hast."

„Was willst du?" fragte er leise.

„Wie ist deine Tagsatzung ausgefallen, Jonathan?" rief sie mit fieberhafter Hast. „Hat dir dein Schuldner gezahlt?"

„Er hat gezahlt, Veile!" sagte Jonathan, um dieser kindischen Einmengung willen, die sich die alte Frau in seine Angelegenheiten gestattete, lächelnd.

„Und deine eigene Tagsatzung, Jonathan? Deine eigene," rief sie ferner, „wie steht es mit der?"

„Ich verstehe dich nicht, Veile!" sagte Jonathan stockend.

„Er versteht mich nicht!" rief die Blinde in schmerzlicher Aufgeregtheit. „Er versteht mich nicht! Da muß erst David Zweihand, der Schneider, kommen und muß mich darüber aufklären! Er versteht mich nicht! Warum versteht sich David Zweihand, der Schneider, darauf? Hat er mehr Kopf als du? Geht ihn die Sache mehr an als dich selbst? Aber er weiß dir schon an den Fingern abzuzählen, was du tun und was du nicht tun wirst. David Zweihand weiß alles!"

„Jetzt versteh' ich dich, Veile!" sagte Jonathan langsam.

„Gott der Lebendige sei gelobt und gepriesen!" jauchzte die Blinde.

Es entstand in der Stube eine tiefe Stille.

„Warum drängst du mich so, Veile?" tönte es hierauf in schmerzlich gezogenen Lauten von den Lippen Jonathans. „Weißt du nicht, was vorgegangen ist? Und weiß ich denn vor allem ... ob Dorothea schon fertig ist mit sich selbst?"

„O, du Gottsnarr!“ rief Veile Oberländer in loderndem Zorne. „Was soll das heißen: Dorothea ist mit sich nicht fertig? Deswegen willst du dir das schönste Glück, was dir unverdientermaßen beschert wird, verrauchen und verdunsten lassen? Deswegen allein? Was soll das bedeuten: Dorothea ist mit sich nicht fertig?... Was willst du denn von ihr? Soll sie sich vielleicht vorne an der Brust eine Tafel aufhängen, und darauf steht geschrieben mit großen Buchstaben: Ich bin fertig? Ich, Veile Oberländer, deine alte Freundin, sage dir: Sie ist fertig! Sie war es von dem Augenblicke an, wo sie sich deines Kindes angenommen hat; sie war mit sich fertig, wie sie darauf geachtet hat, daß dein Kind vor dem Schlafengehen auf das ‚Schema Israel‘ nicht vergesse; und sie war fertig mit und in sich selbst, als sie aus deinem Hause fortgegangen ist und auf ein paar Worte hin, die ich durch dich ihr habe schreiben lassen, wieder zurückgekommen ist, um eine alte, blinde und mürrische Frau zu pflegen und abzuwarten! Was willst du noch mehr, du Zweifler und Aufschieber?“

„Sie soll es selbst sagen!“ sprach Jonathan, dem die Rede der alten Frau das Blut zu Kopf getrieben hatte. „Ja, sie soll es selbst sagen, vor dir und mir ... und dem Kinde!“ wiederholte er mit Nachdruck.

„O, wie wenig versteht sich so ein Mann auf sein Glück!“ rief die Blinde schmerzlich.

Sie hatte die Hände an sich gezogen, als wollte sie damit andeuten, daß das Kind auf die Begünstigung, von ihr gesegnet zu werden, vorläufig verzichten müsse.

„Dorothea, mein liebes Mädchen,“ rief sie nach einer Weile, „komm doch her zu mir! Sag ihm doch, weil sein Kind gerade hier ist, sag's ihm auf den Kopf dieses Kindes hin, damit er es einmal glaubt und nicht mehr irre wird: Bist du fertig oder bist du es nicht?“

„Ich bin es!“ sagte das Mädchen stille und beugte sich zu dem Antlitze der Blinden nieder.

„Du willst die Mutter dieses Knaben sein?“

„Ja, Großmutter!“ sagte sie kaum vernehmbar.

„Und willst diesem Manne angehören und willst in aller Treue tun, was er dich zu tun heißt, und willst niemals vergessen, daß um deinetwegen ein Bruder im Zorne fortgegangen ist?“ fragte die Blinde in steigender Erregtheit.

„Ja, Großmutter!“ flüsterte das Mädchen.

„Hast du sie gehört, Jonathan, mein Sohn?“ fragte die Blinde. „Hast du es jetzt aus ihrem eigenen Munde gehört?“

„Dann, Veile,“ rief Jonathan, und durch seine Stimme bebte eine freudig ernste Ergriffenheit, „dann will ich dir, als der Stellvertreterin meiner Mutter, sagen, was ich zu tun gedenke.... Es bleibt uns, nachdem ich meinen und Dorotheas Gemütszustand geprüft habe ... es bleibt für uns beide nur eines übrig: Wir werden von dem neuen Gesetze Gebrauch machen, Veile! Oben auf dem Rathause vor dem Bürgermeister werden wir unsere Hochzeit halten.... Es bleibt nichts anderes übrig.“

„David Zweihands enger Rock!“ flüsterte die Blinde mit zuckenden Lippen.

Dann ließ sie ächzend ihren Kopf in das Kissen zurücksinken.

„Was willst du damit sagen, Veile?“ rief Jonathan erschreckt.

„Hör mich nicht, Jonathan,“ bat sie mit erlöschender Stimme, „hör mich nicht! Ich habe ja nichts gesagt!“

„Beunruhigt dich das, Veile?“ fragte Jonathan.

Sie antwortete aber nicht; ihr Atem ging schwer wie der einer Sterbenden; im Scheine der beiden Kerzen, der vom Tische aus auf ihr Gesicht fiel, hatten ihre Züge einen leichenhaft fahlen Charakter angenommen.

„Großmutter!“ rief ihr Dorothea voll Entsetzen zu.

Doch auch dieser letzte Anfall schien an der unverwüstlichen Lebenskraft der alten Frau umsonst gerüttelt zu haben;

auch jetzt hatte das Senkblei den Grund dieser Seele nicht berührt.

„Es ist schon wieder vorüber . . .“ sagte sie schwach. „Es war nur mein alter Krampf, der immer kommt, wenn ich ihn gerade nicht brauche. Und zuletzt, was geht mich Davids enger Rock an! Was haben wir mit ihm zu schaffen? Uns ist er doch nicht zu enge . . . wir bleiben doch dieselben, die wir sind und waren und sein werden!“

Dann lag sie eine geraume Weile still und regungslos da, die Ruhe des errungenen Sieges in jedem Zuge ihres Antlitzes.

Endlich sagte sie:

„Jonathan, leg mir doch die Hände auf den Kopf deines Knaben, jetzt will ich ihn benschen.“

Ihre Lippen bewegten sich wohl, aber keiner vernahm, was sie sprachen.

25. Dorothea.

Fertig in sich! Welch ein stolzes und erhebendes Wort!

Weißt du noch, was der schwarze Vogel dem weißen Kameraden zurief, als sie beide auf dem Fenstersimse jenes Saales saßen, in welchem die Gesetze und auch jenes neue Gesetz gemacht wurden.

Es war das ein wundersam eigenartiges Gesetz, das seinen Urhebern und Verteidigern die höchsten Ehren und Lobsprüche einbrachte, wie sie nur Spitzfindigkeit und Scharfsinn verdienen. Sie hatten zuwege gebracht, was noch keinem von ihnen gelungen war. Hüben steht der uralte Dom der Kirche, deren Grundstein der Mann mit der dreifachen Krone in Rom bewacht, und drüben wirft die einsam schlichte Synagoge ihren Schatten über die Straße. Nicht weit davon tut das stille Bethaus des Wittenberger Mönches seine Pforten auf. Und sie hatten nach Nächten und Tagen mühevollen

Ringens, und nachdem sie all ihre Geisteskraft wie auf ein einziges Los gestellt hatten, das Mittel gefunden, wie man mitten durch die enge Straße schreiten kann, unbeirrt und „gesetzlich“, und doch nicht in den Schatten der drei Gebäude tritt. Blank und glatt wie ein junges Ei hatte sich das Gesetz aus seiner Hülse losgeschält — und es war ein gutes, freundliches Gesetz, ähnlich jener Sorte von Menschen mit glatten Wangen und lächelndem Munde, die nicht ruhig schlafen können, wenn sie ihrem Nebenmenschen ein kleines Weh bereitet zu haben glauben.

Mit der unschuldigsten Miene sagte es den Leuten ungefähr dasselbe, was David Zweihand, der Schneider, in seiner Sprache so verständlich ausgedrückt hatte:

„Zieht den engen Rock aus! ... Wir wissen für euch keinen besseren Rat!“

Und damit waren sie nach Hause gegangen, ihres Tagewerkes froh ... und das weiße Vöglein muß seitdem warten und warten, bis auf bessere Zeiten!

Der „enge Rock“ ward übrigens rascher ausgezogen, als man nach der Vorgeschichte dieses neuen Gesetzes hätte annehmen sollen.

Jonathan war an einem der nächsten Tage nach der nahen Kreisstadt gegangen und hatte mit seinem dortigen Advokaten alles auf den „dritten Weg“ Bezügliche in Ordnung gebracht. Auch der Mann der Gesetzesauslegung war, sobald er die ganze Sache mit seinen schärfsten Augengläsern überschaut und geprüft, in der günstigen Lage, sagen zu können:

„Mit dieser Angelegenheit bin ich in drei, höchstens vier Wochen fertig.“

Sie bot ihm gar keine Schwierigkeit; die „Sache“ war nach seiner Ansicht glatt, und wenn ja ein Steinchen in Gestalt eines Hindernisses sich einmengen sollte, so sei er der Mann dafür, es aus dem Wege zu schaffen. Man solle nur

keine Furcht hegen; schon des „Prinzips“ wegen, das jetzt seines Wissens zum ersten Male hier in Anwendung komme, sei er bereit, alle seine Kräfte daran zu setzen, um demselben sobald als möglich zum Siege zu verhelfen. Übrigens beglückwünschte er mit wahrhaft überströmender Beredsamkeit seinen Klienten, daß er den Mut gehabt habe, der erste in dieser Gegend, mit den hergebrachten „Traditionen“ zu brechen, wofür allein ihm schon der Dank aller „Aufgeklärten“ gebühre.

Auf diesen Glückwunsch hatte Jonathan nur ein trübes Lächeln zur Antwort.

Um des „Prinzips“ willen! Wenn er dem Manne des Gesetzes nur darzutun vermocht hätte, wie dieses „Prinzip“ ihm erschien! Aber er fand kein Wort dafür, und so schied er, von dem Advokaten mit der freundlichen Zusicherung getröstet, die wie ein Angebinde ihn auf dem Heimwege begleiten sollte, „von ihm aus werde die Sache Jonathans keinen Aufschub erleiden, von ihm aus sei alles so gut wie fertig.“

Und in der Tat, zur bestimmten Zeit war alles fertig, das Gesetz und der Advokat — und was die Hauptpersonen betrifft, so hatten sie ja selbst gesagt: „Wir sind in und mit uns fertig!“ Hatten sie diese Erklärung nicht feierlichst zu Protokoll gegeben? War diese Erklärung nicht unter Faszikel so und so viel und unter Zahl so und so viel einregistriert worden?

Der Advokat war kein Prahler gewesen; denn ehe noch weitere drei Wochen ins Land kamen, war an der schwarzen Tafel des Rathauses ein „Eheaufgebot“ zu lesen, wonach Jonathan und Dorothea — unter genauer Bezeichnung ihrer Geburt, Herkunft und sonstiger Erfordernisse an dem und dem Tage auf Grund des neuen Gesetzes vom so und so vielten Tage und Monate des Jahres und in Befolgung des so und so vielten Paragraphen desselben vor dem unterzeichneten Bürgermeister, als der „politischen“ Behörde, in den Bund

der Ehe treten würden. Und damit es nicht etwa das Aussehen habe, als hätte nicht auch der Bürgermeister das Seinige getan, um zur bestimmten Zeit mit seiner Aufgabe „fertig“ zu werden, hatte er seinem Namenszuge eine so gewaltige Tintenflut beigemengt, daß sie schon in der Ferne wie ein verkleinertes „Schwarzes Meer“ sich ausnahm.

Solch ein neues Gesetz ist übrigens ein vortrefflicher Bildner und Erzieher der Menschheit. Die wenigsten hatten bis dahin eine Ahnung davon gehabt, daß es Verhältnisse gibt, die die Zuflucht zu den neuen Anordnungen von selbst hervorriefen. Sie hatten sich diese Verhältnisse unwandelbar und von unvergänglicher Dauer gedacht. Das eine steht hier und das andere steht dort, und zwischen beiden fließt seit undenklichen Zeiten ein breiter Strom. Wer hat ihn hierher gesetzt? Woher kommt die Welle, die ihn benetzt? Das wußten sie so wenig, daß sie annehmen mußten, die Natur selbst habe aus Abneigung gegen ihr eigenes Werk diese Scheidung festgestellt.

Nun aber sahen sie mit einer Art dumpfen Erstaunens, wie sich über diesen Strom mit einem Male ein Notsteg baute, schmal und schwankend zwar, aber bei einigem Mute doch zu betreten. Und der Steg war kein Luftgebilde. Hie und da hatten ihn schon einige betreten. . . .

Es ging eine tiefe Verstimmung durch die Welt, und in den verschiedensten Tonarten brauste der Groll auf.

Es gab also zu allen Zeiten ein Mittel, um über den Strom zu kommen? Warum dann nur diesen schwächlichen Notsteg? Warum überbrückt ihr diesen Strom nicht von allen Punkten, wo es nur immer angeht? Warum setzt ihr das Werk der Lüge und Täuschung fort? . . .

Aber auch geballte Fäuste erhoben sich gegen den schwanken ärmlichen Steg.

Von Ewigkeit her, lärmten sie, ist der Strom gesetzt, und bis an die Grenzen der Ewigkeit muß die Flut ihn aus-

füllen! Wehe denen, die den Versuch gewagt haben! Schon braust der Sturm heran, der sie und ihr Lügenwerk in den Wellen begräbt! ...

Um in unserem Gleichnisse fortzufahren: der Rat, den der Advokat erteilt hatte, führte unstreitig am rascheſten ans Ziel. Hand in Hand sollten Jonathan und Dorothea den schmalen Notsteg betreten, und er ward auch befolgt. Sie hatten sich beide „konfessionslos“ erklärt.

Wenn man David Zweihand, den Schneider, reden hörte, so hatte er für diese Wendung eigentlich kein Verständnis. Jetzt, wo er sozusagen die Nähte seines „engen Rockes“ in der Nähe betrachten konnte, geriet er in völlige Verwirrung und wußte sich nicht zu helfen. Was heißt das, aus der Gemeinschaft der „Gasse“ treten? Ihr nicht mehr angehören? Zu ihren Bedürfnissen nichts beitragen und fern von ihr auf einem vereinsamten Platze stehen? Im Grunde hatte er sich die ganze Sache doch anders vorgestellt. Er war, wie er sich auch drehte und wendete, nicht imstande, sich einen klaren Begriff von dem, was Jonathan eigentlich jetzt „vorstelle“, zu gestalten.

„Kann ein Mensch mit seinen Füßen in der Luft gehen?“ fragte er sich und andere. „Die Füße gehören auf die Erde! Wie will er aber gehen, wenn er nicht zu uns und nicht zu jenen sich mehr zählt? Ich verstehe mich auf Jonathan nicht!“

Aber selbst Jaroslaw Patek, der Schmied, schien aus einer gewissen Befangenheit nicht herausgelangen zu können.

Als Jonathan eines Tages vor die Werkstätte gekommen war, lüpfte er kaum die Mütze und erwiderte auch nicht den Gruß, den ihm Jonathan entbot.

„Ich habe eine Bitte an dich, Jaroslaw,“ sagte Jonathan. „Du sollst nächstens mein Zeuge auf dem Rathause sein!“

„Ich? Warum gerade ich?“ rief der Schmied mit finsterer Miene.

„Weil ich dich dabei haben muß,“ sagte Jonathan mit Wärme, „und weil du der einzige bist, den auch meine Dorothea dabei haben möchte, denn eigentlich habe ich sie ja dir zu verdanken.“

„Das hat seine Richtigkeit, Bruder!“ meinte der Schmied trotzig. „Das Mädchen hat nicht Böhmisch lernen wollen, und ich wieder habe nicht den Mut gehabt, sie dazu zu zwingen. Das war alles! Aber auch du hättest sie nicht zwingen sollen! Das tut nicht gut, Bruder, das tut nicht gut!“

„Wer hat dir gesagt, Jaroslaw, daß ich sie zwinge?“ sagte Jonathan. „Frag Dorothea, ob ich ihr nicht volle Freiheit gelassen habe.“

Der Schmied hatte aber für eine Weile nur ein düsteres Schweigen zur Antwort.

„Es ist das gerade wie mit unserem Volke!“ brach es hierauf stürmisch aus ihm hervor. „Der Deutsche sagt auch: ‚Willst du nicht zu mir kommen? Ich habe ja nur Gutes und Schönes für dich in Bereitschaft!‘ In die Hölle hinein mit diesem Guten und Schönen! Was hat unser Volk davon? Daß es sich langsam verblutet und stückweise zugrunde geht!“

„Spricht so der Mann, der diese blutige Schramme auf der Schläfe für mich eingetauscht hat?“ fragte Jonathan.

Das ehrliche Gemüt des Schmiedes vermochte dieser einfachen Frage gegenüber nicht stand zu halten. In seinem bewölkten Antlitze brach etwas hervor, das auf ein nahendes Licht hindeutete. Er schaute voll und treu zu Jonathan auf.

„Du hast recht, Bruder!“ sagte er mit seiner ganzen Mannhaftigkeit. „Ich kann mich nur an den Gedanken nicht gewöhnen ... es reißt etwas an meinen Eingeweiden, und das ist der Neid! Wieder haben die Deutschen das neue Gesetz gemacht, und wir sind nicht dabei gewesen. Warum ist das nicht unserem Volke beschieden gewesen? Sind wir bloß da, um das Haus anzuzünden? ..: Es geht aber jeder und jedes den Weg, der ihm vorgezeichnet ist.“ ...

„Wirst du kommen, Jaroslaw?“ fragte Jonathan, indem er dem Schmiede die Hand hinhielt.

„Ja,“ sagte der Schmied, herzhaft einschlagend, „ich will dein Zeuge sein!“

War es aber nicht seltsam, daß gerade diejenige, die ihren Jonathan zur „Tagsatzung“ gedrängt hatte, seitdem auch nicht mit dem kleinsten Worte Aufklärung und Verständigung von ihm verlangte?

Als Jonathan ihr nach einer seiner Fahrten nach der Kreisstadt gemeldet hatte: „Veile, die Sache ist fertig!“ hatte sie darauf gesagt:

„Es ist recht so, Jonathan, mein Sohn! — Du kannst gar nicht wissen, wie federleicht mir jetzt zumute ist! Ich habe jetzt ein doppeltes Gefühl in mir und weiß nicht, wie ich damit auskommen soll. Einerseits wäre es mir ganz lieb, wenn ich die halbe Welt an mein Bett berufen könnte! Wie möchte ich mich da mit jedem ausreden, bis ich genug hätte! Auf der anderen Seite meine ich, ich bin mir selbst zu viel. Nur *einen* Menschen laß nicht vor mein Gesicht kommen, und das ist David Zweihand, der Schneider. Wenn ich an ihn denke, so verspür' ich einen Geruch in meiner Nase, als hätte einer ein heißes Bügeleisen auf Tuch gestellt.“

Seitdem hatte sie geschwiegen, und so tief hüllte sie sich in diese Schweigsamkeit ein, daß sie wirklich nichts sah und nichts hörte, was unmittelbar in ihrer kleinen Stube und an ihrem Bette vorging.

Das alles änderte sich aber wie mit *einem* Schlage, als der Vortag des 25. August gekommen war, an welchem Tage das Brautpaar vor dem Bürgermeister auf dem Rathause zu erscheinen hatte. Die Blinde hatte den Tag nicht vergessen.

„Dorothea,“ sagte sie gleich am frühen Morgen nach dem Frühstück, „du mußt dich heute ein ‚bissele‘ um mich umsehen und bekümmern, denn morgen wird dir die Zeit

dazu fehlen. Denn so eine Braut ist wie jene Riesin in der alten Geschichte: die hat alles für sich allein aufgegessen und den anderen nichts übrig gelassen."

Sie konnte allerdings das trübe Lächeln des Mädchens nicht gewahr werden.

„Was soll ich tun, Großmutter?" fragte Dorothea.

„Was du tun sollst, Dorothea?" fragte die Blinde in aufgeräumter Stimmung zurück. „Meine Festtagshaube, die mit den roten Bändern, sollst du mir herrichten, und besonders der obersten Masche sollst du einen Schwung geben, daß sie aussieht wie ein Federbusch auf dem Helme eines Generals, denn morgen möchte ich gerade so schön sein wie du!"

„Bin ich denn schön, Großmutter?" meinte Dorothea.

Aber die Blinde hörte nicht den traurigen Klang, der diese Frage durchzitterte.

„Fragst du mich das," rief Veile Oberländer, mit einem Male zu ihrer alten Herbigkeit zurückkehrend, „weil du es überhaupt wissen willst, oder fragst du mich um Jonathans wegen? . . . Ich habe dich zwar mit diesen meinen Augen noch nicht gesehen, aber ich meine doch, du bist die Schönste, die mir noch vorgekommen ist. Möchte er dich sonst nehmen?"

„Großmutter," sagte das Mädchen, an das Bett der Blinden tretend, mit tonloser stockender Stimme, „du bist der beste Mensch unter Gottes Sonne! Wenn ich dir nur sagen könnte, wie ich mich vor dem morgigen Tage fürchte! . . . Es liegt mir etwas auf der Seele, und ich kann es nicht aussprechen?"

„Geh, geh," meinte Veile Oberländer mit jenem seltsamen Lächeln, das altgewordenen Frauen in derartigen Fällen so leicht zu Gebote steht, „so haben noch alle einen Tag vor dem Morgen gesprochen, du machst auch keine Ausnahme. . . . Das liegt so in der Menschennatur, Dorothea! Wenn man sie recht betrachtet, ist sie nur aus zwei Teilen zusammengesetzt: aus Furcht vor der Freude und aus Freude

an der Furcht! Meinst du, es ist mir einmal anders ergangen? Ich habe mich auch gefürchtet, und doch war mein seliger Mann ein so guter und braver Mensch wie dein Jonathan!"

„O, Großmutter," sagte das Mädchen leise, „das ist es nicht. Ich bin so allein."

„Du denkst an deine Mutter, die morgen nicht dabei sein wird?" meinte die Blinde.

„Sie ist schon lange tot!"

„Ich weiß, ich weiß," sagte die Blinde nachdenklich; „indessen, du mußt dir keine besonderen Gedanken von Traurigkeit machen."

Aber mit dem Tone tödlicher Angst schrie das Mädchen:

„Das ist es nicht, Großmutter! Ich kann nur die schreckliche Furcht nicht losbekommen! Wenn ich dir nur sagen könnte, wie es in mir aussieht. . . . Du möchtest mich von dir treiben wie . . ."

„Dorothea, mein liebes Mädchen," rief die Blinde erschrocken, „ist denn das Ernst, was aus dir spricht?"

Und da Dorothea nicht antwortete, fuhr sie, weil sie sich selbst nicht gestehen wollte, wie tief sie der Angstruf Dorotheas getroffen hatte, leichthin wie in spielendem Scherze fort:

„Man darf nichts übertreiben, Dorothea! Wie steht es übrigens um deinen ‚Anzug' für den morgigen Tag? Du mußt dich so schön machen, daß allen die Augen übergehen, und daß sie dich beneiden!"

„Warum soll man mich beneiden?" fragte das Mädchen.

„Und dann," fuhr Beile Oberländer fort, „ein Mann sieht es immer gerne, wenn seine Braut am Hochzeitstage angestaunt wird."

„Ist das ein Hochzeitstag?" entrang es sich wieder den bleichen Lippen des Mädchens.

„Hat er dir für den morgigen Tag etwas verehrt?" fragte die Blinde nach einer Weile. „Ich meine etwas, was dich schmückt und dich glänzen macht? Das will ja so die Sitte."

„Nein, Großmutter.“

„Wie kommt das?“ rief Veile nachdenklich.

„Jonathan hat neulich gesagt,“ meinte Dorothea lauter als bisher, „wie darauf die Rede gekommen ist, ich soll auf das Rathaus so kommen, wie ich geh' und stehe.“

„Wie du gehst und stehst?“ rief die Blinde aufhorchend. „Hat er dir das wirklich gesagt?“

„Ja, Großmutter.“

„Und nichts, gar nichts hat er dir gegeben?“ forschte die Blinde weiter. „Nicht einmal etwas von Gold?“

„Nichts, Großmutter! Warum fragst du so?“

Veile Oberländer stützte ihren Kopf in die Fläche ihrer Hand.

„Ich versteh' mich nicht auf ihn!“ sprach sie vor sich hin. „Geht da etwas vor, was ich nicht erraten kann? Er muß doch einen Grund dafür haben!“

Sie schien aber fest entschlossen zu sein, weder für heute, noch für den morgigen Tag einen unliebsamen Gedanken in dem Mädchen aufkommen zu lassen, und so sagte sie nach einer Pause nachdenklichen Hinbrütens fast im Tone eines linden Trostes:

„Er wird es dir ersetzen, Dorothea, mein liebes Mädchen, hundert- und tausendfach wird er es dir ersetzen! Dafür kenne ich ja meinen Jonathan! Er hat dich ja über die Maßen lieb! Wenn er es jetzt dennoch nicht tut, so muß er dafür einen Grund haben. Denn ohne Grund geht mein Jonathan nicht vor. Vielleicht . . . vielleicht will er dich nicht beschämen, weil du von Haus aus ein arm geborenes Mädchen bist. Oder es ist vielmehr eine kleine Eitelkeit dabei. Er denkt sich vielleicht: Wenn ich ihr Gold und Geschmeide aller Art anhänge, so meinen vielleicht die Leute, sie hat mich dessentwillen genommen. Das hat er dir und sich ersparen wollen.“

„Es ist so, Großmutter!“ sagte Dorothea und trat dann schnell vom Bette der Blinden an das Fenster hin.

Dort stand sie eine lange Weile, die Hände kummervoll gerungen, mit gesenktem Kopfe und um die geschlossenen Lippen jenen Zug eines starren Schmerzes, der auf nichts Gutes deutet.

Wie das im menschlichen Gemüte so auf und ab wogt und ebbt! Dieselben Hände, die kurz zuvor in dumpfer Verzweiflung gerungen waren, arbeiteten nun fleißig und emsig mit Nadel und Schere an dem Flimmer eines roten Bandes und ruhten nicht eher, als bis es in Gestalt einer wunderprächtigen Masche auf der Haube einer blinden Frau auferstand.

Da läutete die Mittagsglocke. Sie legte die fertige Arbeit aus der Hand; mit vorgebogenem Leibe lauschte sie den Klängen, die voll und rein in die kleine Stube drangen. Dann öffnete sie das Fenster.

„Warum tust du das, Dorothea?“ rief die Blinde, von dem frischen Luftzuge berührt.

„Ich will die Glocke besser hören!“ gab Dorothea zur Antwort und schloß wieder das Fenster.

„Merkwürdig,“ meinte die Blinde, „als wenn du sie heute zum ersten und letzten Male hören möchtest!“

Dorothea aber lauschte und lauschte . . . der letzte Schlag war längst verklungen, und sie saß noch immer, durch das Fenster starrend, vielleicht den Klängen horchend und dem, was sie zu ihr mit geheimnisvoller Macht sprachen.

Am Nachmittage kam das Kind.

„Dorothea,“ rief der Knabe überlaut, als er in die Stube trat, „ist es wahr, daß ich dich von morgen an nicht mehr Dorothea heißen darf?“

„Wie sollst du mich denn nennen?“

„Mutter!“

„Wer hat dir das gesagt?“ fragte sie in jenem Tone, der weder von Lust, noch von Traurigkeit etwas an sich hatte.

„Der Schmied,“ sagte der Knabe.

„Der Schmied?" wiederholte Dorothea gedehnt. „Wie kann der Schmied das wissen?"

„Dorothea," rief die Blinde, die das Gespräch zwischen den beiden angehört hatte, „ich versteh' mich auf dich nicht mehr. Warum willst du dem Kinde etwas ausreden, was morgen doch eine Wahrheit sein wird? Was soll das heißen und warum soll der Schmied nicht etwas wissen, was die halbe Welt schon seit Wochen weiß?"

„Der Schmied weiß nichts!" entgegnete das Mädchen mit überquellender Heftigkeit. „Ich habe es ihm nicht gesagt."

„Närrchen," rief die Blinde, „die Leute wissen mehr als du! Warum wunderst du dich lieber nicht über etwas anderes, Dorothea? Wenn mich nämlich Jonathan gefragt hätte, hätte ich ihm den Rat gegeben, das Kind auf zwei oder drei Tage fortzuschicken, bis ... bis deine Hochzeit vorüber ist. Aber in der heutigen Zeit hört man ja auf uns Alten nicht mehr!"

„Das Kind fortschicken!" rief dagegen Dorothea. „Warum fortschicken, Großmutter?"

„Dir muß man auch den Grund von allem sagen," meinte die Blinde mit bedeutsamem Mienenspiele. „Weil es so Sitte bei uns ist, Dorothea, und weil man die frühere Frau nicht kränken will!"

„Das Kind darf nicht fortgeschickt werden, ich gebe es nicht zu!" sagte Dorothea in großer Erregtheit. „Ich lasse das Kind nicht von mir!" schrie sie, indem sie den Knaben umfaßte und an sich zog. „Was möchte seine Mutter dazu sagen?"

„Du hast wieder Gottes Recht," sagte Veile Oberländer, die wohl noch immer den Aufschrei Dorotheas der eigentümlichen Stimmung einer jungen Braut zuschreiben mochte, schnell einlenkend. „Ich hätte dir da bald einen schlechten Rat gegeben. Warum soll man das Kind auch fortschicken? Ob es sich schickt oder nicht schickt — sie wäre am meisten

gekränkt, wenn man ihr Kind gleichsam aus dem Wege weisen möchte."

Darauf wurde Dorothea, was vielleicht jeden anderen, nur nicht die alte blinde Frau in ihrer Festtagsstimmung, unheimlich berührt hätte, wieder ganz frohen übermütigen Sinnes.

Niemals, seitdem das Mädchen bei ihr war, hatte Veile Oberländer ein solches Gekicher und Gelächter in ihrer Behausung gehört. Niemals war Dorothea auf die Fragen des Kindes mit solch herzlicher Lieblichkeit eingegangen, als gerade heute; niemals klang ihre Stimme so rein und klar vor den blinden Augen der alten Frau als in dieser Stunde! Aus dem Kelche dieser zwei jungen Seelen stieg ein Duft zum Himmel auf, als hätte er sich zum ersten Male aufgetan!

Veile Oberländer fühlte sich davon wie berauscht.

„Sie ist noch tausendmal besser, als ich sie mir gedacht habe! Es hält keine den Vergleich mit ihr aus. Und weil ich das weiß, hätte ich meinen Mund verschließen sollen? Kann ich etwas dafür, daß Gott gerade sie auf meinen Weg geschickt hat? Jetzt sollen sie sagen und reden, was sie wollen! Ich hab' doch keine Sünde begangen! Und wenn selbst der oberste Richter und König (gelobt sei er!) mich einmal fragen sollte: ‚Veile, warum hast du dich so gewandelt? Warum bist du dir untreu geworden?' so sag' ich ihm freimütig: ‚Warum hast du mir eben diese Dorothea auf den Weg gestellt? Hab' ich sie aufgesucht? Frag dich vielmehr selbst.' Ich wette darauf, er kann mir gar nichts darauf erwidern."

So klang das stille Selbstgespräch dieser alten Frau. So schwer rang sich ihr Gemüt, obwohl es in dieser Stunde von Lust und Freude himmelhoch getragen ward, durch die dunkeln Strömungen, die über jeder echten Seele hinziehen.

In dieser *einen* Stunde sah Veile Oberländer wie in einem Gesichte die letzten und dunkelsten Fragen der Mensch-

heit an sich vorüberziehen. Sie erschrak nicht vor dem blendenden Glanze, der von ihnen ausging, und wovor jede andere Wimper sich zaghaft gesenkt hätte, das gerade machte sie immer höher und freudiger aufblicken, denn sie war ein starkgemutes Weib, und ihre Augen vertrugen Licht und Helligkeit.

Das Kind wollte sich heute von Dorothea gar nicht trennen; denn immer aufs neue in fast unerschöpflicher Fülle ersann sie frische Spiele und Späße und Geschichten, mit denen jede andere Tage und Wochen ausgefüllt hätte. Sie streute das alles mit verschwenderischer Hast aus, als ob es kein Morgen, als ob es nur ein Heute gäbe.

Als der Knabe sich entfernen wollte, rief ihn die Blinde nochmals an das Bett.

„Wie hat dir der Schmied gesagt," fragte sie ihn, „daß du von morgen an deine Dorothea nennen sollst?"

„Mutter!" rief der Knabe und lachte übermütig.

„Warum lachst du?" sagte Veile Oberländer streng. „Was kommt dir daran wie ein Spaß vor?"

„Weil Henoch Zweihand, des Schneiders ältester Knabe, mir heute gesagt hat, Dorothea kann gar nicht meine rechte Mutter werden, weil . . ."

Aber die Blinde unterbrach ihn mit unüberlegter Heftigkeit.

„Warum hältst du dich," rief sie in den schärfsten Lauten ihrer üblen Laune, „an das, was dir der Sohn eines Schneiders sagt? Heißt das geredet, was eines Schneiders Kind redet? Das ist so viel wie gar nichts. Was dir aber so ein Schmied sagt, der einen großen Hammer in der Hand hält, das ist das rechte, und auf ihn mußt du achten!"

„Komm, Mutter . . . Dorothea!" rief das Kind in einer Anwandlung kecken Mutwillens, das sich selbst vor der strengen Rede der Blinden nicht verschüchtern ließ, und lustig tollend zog er Dorothea zur Stube hinaus.

„Bleib nicht lange aus, Dorothea!“ tönte noch die Mahnung Veiles hinter beiden.

Nein! sie will dem Knaben bloß bis an den Steg, der über den Bach führt, das Geleite geben; an der Gartentüre will sie umkehren. Vorgestern ist ein kleiner Wolkenbruch niedergegangen, das Wasser war über die schwanken Balken hinübergeschossen. Wie leicht läßt sich das Kind, wenn sie es allein läßt, verleiten, den nassen Steg zu betreten! Nein, sie darf den Knaben in seiner übermütigen Stimmung keinen Augenblick verlassen, bis sie ihn im Garten geborgen weiß ... gerade heute darf sie ihn nicht verlassen. Wenn sein Fuß ausgleiten würde! ...

Behutsam, als wäre sie für jeden falschen Tritt verantwortlich, führt sie den noch immer aufgeräumten Knaben an der Hand; dort ist der Steg, da ist die Gartentüre. ...

Sie will dem Kinde noch etwas sagen, etwas sehr Wichtiges, was ihr während des ganzen Weges auf den Lippen saß; aber sie hat es vergessen ...

„Gute Nacht, Mutter!“ ruft das Kind lachend und ist durch die Gartentüre verschwunden, die es hinter sich in das Schloß wirft.

Ihre Füße sind aber an den Boden wie festgebannt; drüben im Garten rauschen die Bäume so bekannt, und sie hört noch, wie der Knabe in lustigen Sprüngen über die Gehwege läuft. Sie steht sinnend vor der geschlossenen Türe.

Warum ist sie mit dem Knaben nicht in den Garten gegangen? Was verwehrt ihr, frei und offen, am Fabrikgebäude vorbei, schon heute in das Haus zu gehen? Morgen um dieselbe Stunde gehört ja alles ihr ... die Bäume, und Jonathan und das Kind und alles, alles, was in den Bereich ihres Auges fällt! Sie waltet dann an jener Stelle als Herrin, als Mutter und Gattin, da, wo sie einst als verweintes Kind aufgenommen ward. ...

An den Bäumen ist kein Ast, an den sie nicht ein An-

recht hat, und in dem Herzen Jonathans keine Regung, die ihr geheim bleibt, und das Kind gehört ihnen beiden und ist vor Gott und Menschen ihr geheiligtes Eigentum. . . .

Warum folgt sie nicht dem Zuge dieses Gedankens, der sie aufschauern macht in allen Fibern ihrer Seele?

Sie vermag sich von der Türe nicht zu entfernen, all ihr Sinnen geht in dem Rauschen der Bäume verloren . . . durch die reine Abendluft kommt ein fernes Geräusch an ihr Ohr getragen; es ist das Klappern von Webstühlen, die noch in so später Stunde nicht zur Ruhe gelangen können. Die Arbeit hat sich gehäuft, die goldene Rispe aus dem ungarischen Niederlande hat Wahrheit verkündigt. Selbst heute kann Jonathan seinem Geschäfte keinen freien Augenblick abgewinnen. . . . Und morgen ist Hochzeit auf dem Rathause! Die Welt geht also unbeirrt ihre Wege, wie droben in der Fabrik die Maschine. Keine Hand erhebt sich wider sie . . . das alles zu wissen, klar, deutlich und bestimmt! Das ist kein Wahn und keine Täuschung, das ist wie eine verbriefte Urkunde, weit über alles Leben hinaus die Bestätigung und den Bestand in sich tragend. . . .

Aber da quillt aus der Tiefe ihres traumverlorenen Sinnes ein bitterer Tropfen auf! . . . Es ist ja alles vergebens!

Es ist der alte, wohlgekannte Tropfen, der den Kelch der Menschheit von jeher vergällt hat.

Wenn ihr die Fluten des Ozeans über ihn ausschüttet, sein Inhalt verdunstet nicht, denn er ist älter als das Meer!

Drüben, hart am Bache, steht ein altes verfallenes Haus; das Wasser bespült die eine Grundmauer. Dort wohnt die kranke Briefbotin, die alte „Bartonka“, deren einziger Sohn, der blödsinnige Bursche, ihr heute morgens gesagt hat, die Mutter liege im Sterben, und er wolle sie „versehen“ lassen.

War die Frau gestorben, ehe sie die Gnadenspende der Kirche erhalten hatte?

Warum fällt dieser Gedanke gerade jetzt brennend heiß auf die Seele Dorotheas? Warum hat sie das den ganzen übrigen Tag vergessen?

Eine unabweisbare Gewalt drängt sie über den Steg ... sie muß erfahren, wie die Briefbotin gestorben ist....

Aber schon tritt ihr die Gewißheit entgegen. Aus dem Hause der Briefbotin kommen zwei Männer geschritten; sie kennt sie beide. Der eine, der vorangeht und beim Verlassen des Hauses ein kleines Glöckchen in der Hand schwingt, ist der Mesner der Kirche; der andere, der hinter ihm barhäuptig einhergeht, ist der junge Geistliche!

Er trägt in beiden Händen die goldstrahlende Monstranz, die den Leib des Herrn birgt; das weiße Chorhemd glänzt durch den dunkelnden Abend.

Jetzt kommen sie über den Steg ... in der nächsten Minute werden sie an ihr vorüberschreiten.

Dorothea hatte sich auf die Knie geworfen, sich fromm bekreuzigend.

Es war der junge Priester aus der deutschen Gegend, und er mochte Dorothea sogleich erkannt haben. Denn während der Mesner, wie es seines Amtes ist, gleichgültig vor sich hinsehend, an ihr vorbeischritt, blieb er vor ihr stehen. Er war ihr so nahe, daß sie den Saum seiner Soutane hätte küssen können.

Sie schaute voll Demut zu ihm auf. Er aber streckte die goldstrahlende Monstranz weit von sich, als wolle er damit andeuten, sie habe keinen Teil an der höchsten Gnadenspende seiner Kirche, und mit der anderen Hand winkte er ihr gebieterisch, sie möge sich erheben und fortgehen. Dabei war sein Antlitz finster und drohend, seine Lippen schienen nur mühsam zornige Worte zurückzuhalten....

Jetzt ist alles vorbei!

Dorothea richtete sich wieder auf. Sie fühlte einen stechenden Schmerz in den Knien, als hätte sie lange Stunden

auf dem Boden gelegen. Das ist alles, was sie nach dem Weggange des jungen Priesters bewußt empfindet. Dann ermannt sie sich allmählich. Da ist der Steg, und unter ihm läuft das klare kalte Wasser des Baches; dort ist die Gartentüre, in die sie soeben Jonathans Kind hat eintreten lassen ... und drüben über dem Stege ist das Häuschen der alten Briefbotin, die gerade zuvor gestorben ist. Zwei Männer sind aus dem Hause gekommen, und der eine von den beiden, der mit dem düstern, von Zorn glühenden Gesichte, hat ihr die Monstranz entzogen.... Sie hat keinen Teil an der höchsten Gnadenspende ihrer Kirche.... Sie ist verstoßen!

Wie sie jetzt durch die stille Gasse nach Hause schreitet, nach der Stube der Blinden, ist es ihr, als ob eine Riesenfaust, die vom Himmel bis zur Erde reichte, alles, auch die kleinste Erinnerung an Vergangenes, in ihr ausgelöscht hätte!

Sie sieht in dem Dunkel, das sie umgibt, nur einen hellen Punkt wie in weiter Ferne vor sich glänzen ... alles andere schwankt in schattenhafter Bewegung vor ihr auf und nieder. Der bittere Tropfen hat sich an die Oberfläche gedrängt.

Ein vereinsamtes Gemüt kostet in dem einen Augenblick die Bitterkeit, die im Kelche der ganzen Menschheit gärt und schäumt! ...

„Dorothea,“ rief die Blinde, als das Mädchen wieder in die Stube trat, im Tone des zärtlichsten Vorwurfs, „wo bleibst du so lange? Schon habe ich gemeint, du kommst gar nicht mehr zurück!“

Das gab dem dumpfen Jammer des Mädchens einen Ausweg. Sie warf sich neben dem Bette der Blinden nieder. Schluchzend brachte sie nur die Worte hervor:

„Ich kann nicht, Großmutter! Ich kann nicht! Warum bin ich nicht lieber tot!“

„Was kannst du nicht, Dorothea, mein liebes Mädchen?“

fragte Veile tief erschrocken. „Was hast du und warum weinst du?“

„Ich kann nicht, Großmutter!“ ... stöhnte sie. „Wenn du ihn nur gesehen hättest, Großmutter, wie er die Hand gegen mich ausgestreckt hat. ... Ich kann nicht, Großmutter, aufs Rathaus zur Hochzeit! Er hat mich verflucht und ausgestoßen!“

„Was hat man dir getan, mein armes Kind?“ fragte die Blinde, die den Aufschrei Dorotheas nur unvollkommen begriff, mit unsicherer Stimme.

Sie tastete mit ihren Händen umher, vielleicht um den Kopf Dorotheas an sich zu ziehen, aber sie faßte nichts als leere Luft.

„Der Priester will's nicht! Er hat mir geflucht, wenn ich zur Hochzeit gehe!“ schrie Dorothea, wie losgelöst von dem ganzen Zauber ihres sittsam stillen Wesens. „Ich kann nicht, Großmutter!“

Jetzt erst begriff Veile Oberländer den vollen Inhalt dieser Worte.

„Du kannst also nicht, Dorothea, mein liebes Mädchen?“ begann sie leise zu klagen. „Du kannst also wirklich nicht? Und alles ist umsonst gewesen? Das tut mir wehe, sehr wehe!“

„O, Großmutter,“ rief Dorothea, das Gesicht in Tränen gebadet, mit flehend aufgehobenen Händen, „verzeih mir! Ja, es ist alles umsonst gewesen, alles! Aber es ist stärker als mein Wille, ich kann ihm nicht ausweichen. Er will's ... und ich muß folgen.“

„Das ist David Zweihands enger Rock!“ flüsterten die zuckenden Lippen der Blinden, die auch in diesem Augenblicke den Zusammenhang der Dinge im großen wie im kleinen nicht außer acht ließ.

„Mein armes Kind,“ begann sie wieder, „wenn ich dich nicht kennen würde, wie dich nur irgend einer in der Welt

kennt, so möchte ich sagen: Warum hast du mit uns und mit dir solch ein Spiel getrieben? Haben wir das um dich verdient? Aber weil ich dich kenne, so sage ich gar nichts. Es soll wahrscheinlich nicht sein! Was kannst du dafür? Es tut mir aber wehe, sehr wehe, Dorothea, mein liebes Mädchen!"

„Verzeih mir, Großmutter!" schluchzte Dorothea.

„Und Jonathan und das Kind?" fragte noch die Blinde.

„Mach ihr keine Vorwürfe, Veile," tönte eine Männerstimme in der Stube, „und beschwere ihr nicht noch mehr das Herz."

„Jonathan!" schrie das Mädchen voll Entsetzen.

Er war, während die beiden in diesem Gespräche begriffen waren, durch die von Dorothea offen gelassene Tür geräuschlos eingetreten. Er hatte alles gehört, und er begriff alles.

„Bist du da, Jonathan?" rief Veile, die starblinden Augen mit einem angsthaften Ausdrucke auf ihn richtend. „Was sagst du dazu, daß Dorothea nicht will? Sie kann nicht Hochzeit machen ... der Geistliche verbietet es ihr ... sie kann nicht die Mutter deines Kindes werden! Was sagst du dazu, Jonathan?"

„Was ich dazu sage, Veile!" antwortete er, und sie hörte es ihm an, wie er mit der Drangsal des Augenblickes rang, um sie als männliche Gefaßtheit erscheinen zu lassen. „Was ich dazu sage, Veile?" wiederholte er noch einmal und schwieg dann.

Es war in der kleinen Stube so stille geworden, und man vernahm nur das schmerzlich gezogene Schluchzen Dorotheas.

„Daß du dich hüten mögest, Veile," begann er wieder, „ihr auch nur den kleinsten Vorwurf zu machen ... und daß du ihr kein Wort sagest, was sie zu kränken imstande wäre! Sie kann wirklich nicht! Es war von ihr zu viel verlangt und auch von mir. ... Sie kann es wirklich nicht! ... Warum willst du ihr einen Vorwurf machen? Hat sie

das um uns verdient? Laß sie den Weg gehen, Veile, den sie gehen muß. Mach ihr keine Vorwürfe! Und morgen will ich alles abbestellen. Gute Nacht, Veile! Gute Nacht, Dorothea!"

Er war fortgegangen.

26. Schluß.

Das weiße Vögelchen aber, das auf dem Fenstersimse des Parlamentshauses saß, als sie drin das „neue" Gesetz berieten, hatte, weil es nicht wollte, daß sein schwarzer Genosse recht behalte, seine Fittiche ausgespannt und war nach dem stillen Städtchen in Böhmen geflogen.

Am anderen Tage, kaum als der Morgen durch das Fenster schien, weckte Veile Oberländer, die die ganze Nacht, wie sie sagte, keinen „Schlumm" getan hatte, Dorothea mit der Frage:

„Bist du auf, Dorothea?"

„Ja, Großmutter!" tönte es leise zurück.

Die Blinde wußte aber nicht, daß Dorothea ihr Lager nicht aufgesucht hatte. Sie war die ganze Nacht schlummerlos, ohne jede Regung, an dem Bette der alten Frau gesessen.

„Du bist da?" fragte die Blinde verwundert. „Warum habe ich dich dann nicht gehört? Du mußt dich still wie ein Mäuschen verhalten haben, denn, wie du dir denken kannst, hat mein Auge den Schlaf heute in der Nacht nicht gesehen."

Auf dem überwachten Antlitze des Mädchens zeigte sich der Schimmer eines schwachen Lächelns, das aber sogleich verschwand, als Veile sagte:

„Ist dir heute leichter, mein liebes Mädchen, nachdem die Nacht vorüber ist? So eine Nacht vermag viel! Es löst sich einem alles viel besser und gründlicher von der Brust, als am hellen Tage. Man hört dann nicht auf das Geschrei der

Menschen ... und hört nur sich selbst! Du mußt dich ja spüren, Dorothea, als ob du ein neugeboren Kind wärest!"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea nach einer Weile, „es ist mir heute viel leichter; es ist mir jetzt, wie wenn ich in einem wilden Walde verirrt gewesen wäre. Jetzt ... ist mir wieder leichter."

„Gott sei gelobt und gepriesen!" rief die Blinde, die Hände zusammenschlagend, „daß ich nur wieder ein Wort aus deinem Munde vernehme! In der Nacht habe ich dich mehrmals angerufen, du hast mir aber nicht geantwortet. Da habe ich mich gefragt: Veile, wie wirst du es anstellen, wenn du ihre Stimme überhaupt nicht mehr hören wirst?"

Dorothea schwieg.

„Ich habe von deiner Stimme gezehrt, Dorothea," fuhr die Blinde fort, „wie ein Kind, dem man ein Stück Brot in die Schule mitgibt. Wo werde ich mein Stück Brot herbekommen? Du wirst ja jetzt fortgehen ..."

„Ich geh' nicht, Großmutter!" sagte Dorothea tief und leise.

„Du gehst nicht, Dorothea?" rief die Blinde außer sich. „Großer Gott, was willst du denn tun?"

„Bei dir bleiben, Großmutter!" sagte Dorothea.

„Bei mir willst du bleiben," rief dagegen die Blinde, „weil du vielleicht Mitleiden mit mir hast und an das Stück Brot denkst und es mir nicht mißgönnst?"

„Ja, Großmutter," sagte Dorothea, „ich will dich nicht allein lassen. Was möchte aus dir werden?"

Die Blinde aber schüttelte voll namenloser Traurigkeit das greise Haupt.

„Das geht nicht an, Dorothea, mein liebes Mädchen," sagte sie, „das geht nicht an! Das hast du nicht gut bedacht. Bei mir bleiben! Wie fällt dir, Mädchen, das ein? Du meinst, ich werde ohne dich nicht leben können? Brauche ich denn überhaupt zu leben, wenn du einmal fort bist?"

„Ich muß aber bleiben!“ sagte das Mädchen, leise zwar, aber ihr Ton klang bestimmt und entschlossen.

„Du mußt?“ rief die Blinde aufhorchend. „Geh doch, du Falsche! Meinst du, ich errate nicht, was in dir vorgeht? Bei Veile Oberländer willst du bleiben, und warum? Weil du das Kind in der Nähe haben willst. Hab' ich nicht recht?“

„Ja, Großmutter!“ sagte Dorothea mit fester Stimme.

Die Blinde schien von einem mächtigen Gedankenstrome erfaßt.

Über ihre blassen Züge flog jene durchsichtige Röte, die noch jetzt bewies, daß ihr Blut in heftige Wallung geraten konnte.

„Das geht nicht, Dorothea!“ rief sie, nach dem Kopfe fassend, als wollte sie mit Gewalt die andrängenden Gedanken, die ihr in diesem Augenblicke gekommen sein mochten, zurückhalten. „Das geht nicht, Dorothea,“ wiederholte sie fast schreiend, „aus vielerlei Gründen nicht! Du mußt wieder nach Hause gehen, das ist das einzige, was dir noch übrig bleibt. Alles andere zerfließt in nichts und ist leere Träumerei. Du mußt wieder nach Hause, da wo dein Vater lebt. Denn ein Vater ist ein Vater! Er wird dich nicht von seiner Schwelle weisen, wenn du kommst und sagst zu ihm: Vater, ich bin wieder da! Es ist alles beim alten geblieben, und ich bin wieder da!“

„Du treibst mich also fort von dir, Großmutter?“ sagte das Mädchen dumpf. „Nach Hause gehe ich nicht.“

„Lebendiger Gott,“ rief die Blinde mit überquellender Zärtlichkeit, „ich treibe dich fort? Mir legst du so einen Gedanken auf die Seele? Was habe ich denn getan oder gesprochen, Dorothea, daß du mir so etwas einreden willst? Ich denke nur an dein Bestes, und darum habe ich gesagt, du mußt nach Hause.“

„Mein Zuhause ist hier, wo das Kind ist und wo...“ sagte Dorothea und stockte.

„Red nicht weiter, Dorothea!“ rief Veile Oberländer, ihre Rechte ausstreckend. „Du weißt nicht, was du redest! Du mußt ein leichtes Herz dir anschaffen, wenn du zu deinem Vater kommst ...“

„Ich werde dir folgen, Großmutter,“ sagte Dorothea; „es soll mir niemand etwas ansehen, niemand, und am wenigsten unser Kind! Aber nach Hause gehen werde ich nicht!“

„Dorothea,“ meinte die Blinde mit aufgehobenem Zeigefinger, „du stellst dir die Sache leichter vor, als sie ist. Es kann nicht jeder ein Riese sein.... Indessen, ich will dich heute, wo erst eine Nacht darüber gegangen ist, nicht unnötigerweise reizen. Und damit du siehst, Dorothea, wie ich die Sache auffasse, so mußt du mir einen Gefallen tun. Warum sollst du an meiner Festtagshaube umsonst die rote Masche aufgeputzt haben? Sie war ja doch für heute bestimmt, und umsonst soll der Mensch überhaupt nichts tun. Weißt du was, Dorothea? Setz mir den roten Federbusch auf! Ich will mir einreden, ich bin der General oder ich könnte einer sein! Bring mir meine Festtagshaube, Dorothea!“

„Ja, Großmutter,“ sagte Dorothea, von der Laune der Blinden über ihren Trübsinn hinausgehoben, „mach dich nur schön! Wenn du die Haube mit den roten Bändern trägst, so weiß man erst, wie du als junges Mädchen ausgesehen haben mußt.“

„Ich bin immer jung gewesen,“ meinte Veile Oberländer unter den Händen Dorotheas, die ihr die Haube nach allen Regeln der Kunst zurechtsetzte, „immer, bis auf den heutigen Tag. Nur nicht alt werden, Dorothea! Und es geht jetzt ein scharfer Luftzug durch die Welt! Wie könnte ich ihn ertragen, wenn ich nicht allzeit jung geblieben wäre.“ ...

Die Haube prangte also an dem ihrer würdigen Platze, und damit hörte merkwürdigerweise die Redseligkeit der Blinden mit einem Male auf. Sie saß in aufrechter Haltung im Bette, denn die rote Masche konnte ja sonst Schaden leiden.

In der Tat aber war sie wieder sehr ernst geworden. Sie winkte Dorothea mit einem Zeichen ihrer Hand von sich fort, weil sie sich erinnerte, das „Morgengebet" noch nicht verrichtet zu haben, und in demselben Augenblicke begannen ihre Lippen sich leise zu bewegen, ihr Kopf in andachtsvollen Schwingungen auf und nieder zu gehen, während hier und da ein halblaut geflüstertes Wort der heiligen Sprache an das Ohr Dorotheas schlug.

Es dauerte eine geraume Weile, länger als gewöhnlich, bis sie zu Ende gekommen war.

Dorothea saß indessen an der Fensterbrüstung. Wird jemals ein Mensch erfahren, was durch die Seele des jungen Weibes zog?

„Fertig!" rief Veile, nachdem sie den letzten Satz des Gebetes mit lauter Stimme gesagt hatte. „Fertig! Nach Gott kommt der Magen. Bring mir jetzt mein Frühstück, Dorothea! Ich habe einen Hunger, daß man ihn bis nach Krakau hört."

„Großmutter!" rief das Mädchen.

„Was willst du?"

„Warum sagst du gerade den letzten Satz so laut, und alles übrige hast du so still vor dich hingesprochen? Ist etwas Besonderes daran?"

„Ja!"

„Ich möchte es wissen!"

„Da müßte ich dir den Satz ins Deutsche übersetzen."

„Ich bitte dich!"

„Ich weiß nicht, ob ich recht daran tue, Dorothea," sagte die Blinde mit sichtlicher Verlegenheit.

„Was ihr betet, kann das nicht jeder wissen?" fragte das Mädchen.

„Du hast recht, Dorothea," sagte die Blinde. „In deutscher Übersetzung heißt der Satz: ‚An diesem Tage wird Gott der Einzige sein und sein Name der Einzige!' Jetzt weißt du es."

„Ja," sagte Dorothea, „jetzt weiß ich es, Großmutter.... Aber an welchem Tage?"

„Da fragst du mich mehr, Dorothea, als ich selber weiß," erwiderte Veile Oberländer mit einer Art Zurückhaltung, die ihr sonst nicht eigen war. „Aber wenn ich den Satz nach allen Seiten mir ansehe, so glaube ich, er will soviel heißen als: In tausend Jahren, in hundert, oder noch besser, an jedem Tage"

„An jedem!" rief Dorothea. „Auch heute? Kann das auch heute geschehen?"

„Auch heute!" sagte die Blinde mit großer Feierlichkeit. „Es kommt nur alles darauf an, wie und was man darunter versteht. Aber was willst du mit dieser Frage?" fügte sie, sich wie besinnend, hinzu. „Weißt du denn nicht, wie dieses Heute aussieht?"

Nach genossenem Frühstücke legte die Blinde, ohne auf ihren „roten Federbusch" zu achten, ihr Haupt in die Kissen und lag eine geraume Zeit, die lichtverschlossenen Augen gegen die Zimmerdecke gerichtet, während Dorothea mit der Instandsetzung der Stube sich beschäftigte.

Plötzlich mochte sie der Gedanke aufstören, welcher Gefahr sie die rote Festtagsmasche ausgesetzt habe.

„Die Haube, Dorothea, die Haube!"

Dorothea beruhigte sie indessen über das Schicksal des so sehr bevorzugten Schmuckes. Nach einer genauen und gründlichen Prüfung erklärte sie den Federbusch für vollständig unberührt; er war wie durch ein Wunder ohne jede Zerknitterung der schrecklichsten aller Heimsuchungen entgangen.

„Siehst du, Dorothea," sagte die Blinde, sich majestätisch im Bette aufrichtend, „wie sich alles schickt und fügt! Du wirst noch etwas Schönes an der Haube erleben! Hat der ‚Busch' in Wahrheit keinen Schaden erlitten? Belüg mich aber nicht!"

„Er ist wie neu, Großmutter!" versicherte Dorothea.

„Dann wird die Haube noch zu Ehren kommen!“ verkündete die Blinde mit seltsam feierlicher Betonung. „Das ist nicht umsonst ...“

Die kleine Stube glänzte längst wieder in der alten Ordnung. Draußen lag der schönste Sonnenschein über Gasse und Himmel; der größte Teil des Vormittags war fast vorüber.

Da trat Dorothea an das Bett der Blinden.

„Großmutter,“ sagte sie beklommen, „ich werde dich auf eine kurze Zeit jetzt verlassen; ich will dir aber einstweilen ein Mädchen aus der Nachbarschaft bestellen ... sie wird mich ersetzen, damit du nicht allein bist.“

„Dorothea,“ rief die Blinde erschrocken, „du willst doch nicht jetzt schon fortgehen? Ich bin ja gar nicht darauf vorbereitet ... du wirst doch nicht jetzt schon gehen wollen?“

„Nein,“ sagte Dorothea, „ich gehe noch nicht, Großmutter! Ich will nur in die Kirche.“

„In die Kirche?“ rief die Blinde aufatmend. „Das ist etwas anderes! Da kann und will ich dich nicht abhalten! Wenn dir das dein Herz erleichtern kann, so gehe, mein liebes Mädchen. Aber du brauchst mir keinen fremden Menschen herzuschicken, um auf mich acht zu geben. Ich will indessen allein sein und ganz still auf dich warten. Geh nur! Und wenn es lange Stunden dauert, ich warte auf dich!“

Es war aber keine halbe Stunde vergangen, so kam Dorothea von ihrem Kirchengange bereits zurück.

„Was ist das?“ rief die Blinde. „So schnell bist du fertig geworden?“

„Ich habe nicht beten können, Großmutter,“ sagte das Mädchen mit dumpfer Stimme und setzte sich an das Bett der alten Frau.

„Die Kirche war geschlossen?“ fragte Veile.

„Nein, Großmutter, sie ist weit offen gestanden, denn der junge Priester hat gerade eine Seelenmesse gelesen, aber ich habe nicht beten können.“

„Warum nicht?“

„Er hat es nicht gelitten. Er hat mir wieder mit der Hand gewinkt, daß ich aufstehen und mich entfernen soll.“

„Und du?“

„Ich bin in der Bank sitzen geblieben, Großmutter,“ sagte das Mädchen leise und doch wieder so klar und bestimmt, daß keines ihrer Worte den lauschenden Ohren der alten Frau entging. „Ich habe dem Geistlichen gerade ins Gesicht geschaut, wie zornig es auch war . . . gerade in sein zorniges Gesicht!“

„Dorothea,“ rief die Blinde ängstlich, „dabei hast du aber nicht ein Wort gebetet?“

„Nein, Großmutter,“ erwiderte das Mädchen traurigen Tones. „Wer kann beten, wenn der Priester so zornig aussieht?“

„Und dann, Dorothea?“

„Ich habe ihn ohne Unterlaß angesehen, Großmutter, und habe dabei meine Gedanken gehabt. Er muß sie mir vom Gesichte heruntergelesen haben . . .“ sagte Dorothea, ihre Stimme erhebend.

„Und dann, Dorothea?“

„Die Messe war fast zu Ende, Großmutter, da habe ich zu dem Gebetbuche gegriffen. Aber ich habe doch nicht beten können!“

„Warum nicht, mein liebes Mädchen!“

„Es war gar nicht mein Gebetbuch, Großmutter,“ sagte das Mädchen zögernd. „Wie ich es öffne, so sehe ich . . . ich habe es in der Eile des Fortgehens mit dem deinigen vertauscht, weil sich der Einband der beiden überaus ähnlich sieht.“

„Merkwürdig!“ flüsterten die bleichen Lippen der alten Frau.

„Und wie ich das bemerkt habe, Großmutter, war es mit dem Beten überhaupt zu Ende! Die fremden Buchstaben haben mich so merkwürdig angeschaut . . . dabei habe ich immerfort dem Priester ins Gesicht blicken wollen! Mein

Kopf war ganz verwirrt, und da bin ich noch vor der Wandlung aus der Kirche gegangen."

„Vor der Wandlung?" fragte Veile Oberländer, als ob sie mit diesen Worten von jeher auf vertrautem Fuße gestanden wäre. „Und mein Gebetbuch war in deiner Kirche? Das ist überaus merkwürdig, Dorothea!"

„Was verwundert dich daran, Großmutter?"

„Dorothea, wenn er das Buch in deinen Händen gesehen und einen Blick hineingeworfen hätte! Was hättest du da getan und gesagt?"

„Du meinst den jungen Geistlichen, Großmutter?"

„Ja!"

„Was ich da gesagt hätte, Großmutter?" rief das Mädchen und war aufgestanden, denn nun war die Erregtheit, die sie seit ihrem Wiederkommen nur mühsam bemeistert hatte, so weit gediehen, daß es ihr keine Ruhe auf dem Sitze mehr gönnte. „Was ich ihm gesagt hätte, Großmutter?" rief sie nochmals. „Rühre das Buch nicht an, junger Geistlicher, hätte ich ihm gesagt, denn die, der es gehört, ist die frömmste und allerschönste Person auf Gottes Erdboden, und das Buch ist heilig ... und es hat kein Mensch das Recht, es mir wegzunehmen oder zu berühren!"

„Dorothea," rief die Blinde und brach in bitteres Weinen aus, „und da soll ich dich von mir scheiden lassen!"

„Und weiter hätte ich ihm gesagt," fuhr das Mädchen in steigender Erregtheit fort, „warum erscheint dir, du junger Priester, das fremde Buch, das ich in die Kirche gebracht habe, als etwas gar so Schreckliches, daß du ihm fluchst?"

„Dorothea," unterbrach sie Veile mit strengem Tone, „vergiß nicht, er ist ein Geistlicher!"

„Ich weiß, ich weiß, Großmutter!" rief das Mädchen im ungehemmten Ausbruche einer bis dahin gebändigten Leidenschaftlichkeit. „Ich weiß, seine Hände sind geweiht und sein Kopf ist geweiht, und sie sagen, wer sich gegen ihn er=

hebt, ist ein Sünder und kommt in die Hölle. Aber ich glaube nicht mehr daran, Großmutter ... seit der heutigen Nacht glaube ich nicht mehr daran! O, Großmutter, es ist heller Tag in mir geworden, und wie ich in der Nacht so einsam und verlassen vor mich hingedacht habe, da ist in mir etwas zersprungen ... daß ich es fast mit meinen Ohren vernommen habe. Warum hat mir er den Anblick der heiligen Monstranz verwehrt? Hat er sich bedacht, sie denselben Leuten zu zeigen, die in unser Haus eingebrochen sind? Hat er nicht gewußt, daß sie gekommen waren, meinem Jonathan ans Leben zu gehen? O, Großmutter, du hast sie nicht gesehen, wie sie mit Messern und Beilen vor ihm gestanden sind, und wenn Jaroslaw Patek, der brave Schmied, sich nicht gezeigt hätte ... Jonathan wäre tot und unser Kind auch ... und sein blasses junges Weib ist ja auch an dieser Nacht gestorben!"

Sie vermochte nicht weiter zu reden, denn die kalten Schauer der Erinnerung waren zu mächtig über sie gekommen.

Aber nach einer kurzen Weile war sie ihrer Herrin geworden.

„Du hast mir die heilige Monstranz vor den Augen weggenommen, hätte ich ihm gesagt," rief sie aufs neue und mit einer Art wilden Trotzes, der an ihr noch niemals zum Vorschein gekommen war, „und ich bin doch vor dir in die Knie gesunken; sie gehört mir so gut wie dir! Wer gibt dir das Recht, die Monstranz vor mir zu verstecken? Hat man dir darum die Hände geweiht und die Stirne, daß du ein armes Mädchen so kränkst und beleidigst? Denn das ist eine Kränkung und Beleidigung, und dazu bist du nicht berufen! Sind die Männer mit den geschwärzten Gesichtern und blutigen Gedanken besser als ich?... Geh von mir fort, junger Geistlicher ... und rühr mir das Buch nicht an!" ...

War die Welt aus ihren Angeln gehoben worden? Hatte

sich im Laufe von nur wenigen Stunden alles Beständige und Dauernde in den geraden Gegensatz umgewandelt?

Dieses junge, sonst in Leid und Freud so maßvolle Wesen hatte sich mit einem Male auf die Höhe einer Leidenschaft gehoben, vor der es der armen Blinden schwindelte. Dahin vermochte sie ihr nicht zu folgen.

„Dorothea," rief sie wieder angstvoll, „du hast das dem Geistlichen doch nicht gesagt? Nicht wahr, du hast dir das nur gedacht?"

Diese einfache Frage, aus der Tiefe eines besorgten Gemütes an sie gerichtet, brachte das Mädchen wieder zu der Treue ihres alten Wesens zurück.

Sie kam langsam an das Bett der Blinden, die noch immer, um ihrem „Federbusch" einen bedrohlichen Rückfall zu ersparen, ihre aufrechte Haltung behauptete.

„Großmutter," sagte sie, anscheinend beruhigt, „du hast recht, wie immer! Es ist etwas Arges in mir, daß ich mich jetzt vor dir so benommen habe! Aber wenn ich vor dir nicht reden soll, die du meine beste Freundin bist, wer soll und wird mich hören? Es war mir ja schon in der Nacht so, daß ich dich wecken gewollt, um dir zu beichten."

„Beichten, mir beichten?" rief Veile Oberländer. „Bin ich denn ein Geistlicher?"

„Ja, Großmutter, du bist mehr als das!" sagte Dorothea begeistert. „Wenn ich dich höre und ansehe, so kommt mir alles Heilige in den Sinn, und was ich während meines Lebens dafür gehalten habe, das sieht jetzt aus wie du und spricht wie du! Darum vertraue ich mich dir ganz. Du hättest die Monstranz niemals mir verwehrt, du hättest mich niemals gekränkt oder beleidigt, denn du bist wie eine Heilige!"

„Geh, geh," meinte die Blinde, schmerzlich lächelnd, „was habe ich von meinem Heiligtume, wenn ich dich fortgehen lassen muß?"

„Großmutter," sagte das Mädchen, „erinnerst du dich

noch, wie du mich einmal gefragt hast, ob man bei uns auch draußen vor der Kirche stehen kann und ob das auch gebetet heißt? Erinnerst du dich noch?“

„Als wenn es vor einer Stunde geschehen wäre, Dorothea!“

„Was habe ich dir damals geantwortet, Großmutter?“

„Man kann draußen vor der Kirche stehen, und es ist gerade so viel, als wenn man drinnen wäre, hast du gesagt. Ich habe mir dein Wort gut aufgehoben, Dorothea!“

„Sieh, Großmutter, wie ich in der Nacht so still dagesessen bin, ist mir mein Wort wieder eingefallen, und ich habe mir gesagt: Dorothea, warum hältst du dich an diesem Worte nicht fest? Du hast es ja selbst gesprochen! Hast du damals der Großmutter eine Lüge vorreden wollen? Nein! Und doch hast du ihn von dir gehen geheißen und willst dich von seinem Kinde trennen und brichst deine Zusage wie eine Lügnerin, die heute das und morgen jenes redet! Sieh, Großmutter, das fällt mir jetzt alles wieder ein und steht wider mich auf und will nicht mehr weichen von mir!“

Die Blinde hielt ihren Atem an; das Geheimnis dieses jungen Herzens warf eine Hülle nach der anderen von sich ab.

„Hat er sich besonnen, Großmutter?“ fuhr Dorothea in ihrer Selbstbeichte fort. „Hat er gesagt: Ich kann nicht, Dorothea! wie sein einziger Bruder kniend und in Tränen vor ihm gelegen ist? Er hat sein Herz gewaltig zusammengepreßt, und ich habe es ihm angesehen, und der Bruder hat die Türpfoste geküßt und ist fortgegangen!“ ...

„Red nicht so, Dorothea, und erniedrige dich nicht!“ rief die Blinde. „Ich habe auch anders gesprochen ... und habe dann ganz anders getan. Der Mensch hängt von seinem Geblüte ab. Was kannst du dafür, daß dich auf einmal Furcht und Bangen überfallen hat? Es hat schon mancher gezittert, der stärker war als du, mein liebes Mädchen!“

„Lobe mich nicht, Großmutter!“ sagte Dorothea dumpf, denn je weiter sie in ihren Selbstanklagen fortschritt, desto

trüber und dunkler gestaltete sich ihre Stimmung. „Ich verdiene nicht dein Lob, eher deinen Zorn und deine Verachtung. Warum habe ich das Wort, das ich damals zu dir gesprochen, so schmählich zuschanden werden lassen? Und das Wort ist wahr, Großmutter! Und ich bin keine Lügnerin gewesen! Was ich mir damals gedacht habe, das kann geschehen. . . . Wir können draußen stehen, Großmutter, jeder vor seiner Kirche, und eines braucht dem andern nicht wehe zu tun, und jedes ist für sich allein und geht allein seinen Weg; aber wenn es darauf ankommt, sind wir doch eines in allem, und nur der Tod kann uns auseinanderreißen! Müssen wir nicht leben und aneinander festhalten und dürfen uns nicht verlieren einer vom andern, da doch das Kind da ist? . . . Und dann, Großmutter, wenn sie wieder gegen ihn aufstehen in einer finsteren Nacht, Messer und Beile in den Händen schwingend, und draußen lodert der Brand auf . . . wer ist dann bei ihm und schützt den Leib seines Kindes? . . . Das alles habe ich vergessen gehabt, Großmutter! Er ist in Zorn und Schmerz von mir fortgegangen, das Kind gehört mir nicht mehr, und nun ist alles zu Ende, alles, alles!“ . . .

Die letzten Worte hatte sie bereits in halber Bewußtlosigkeit gesprochen, ihre Stimme war dem Erlöschen nahe. Sie war vom Sessel niedergeglitten und lag, den Kopf an das Bettende gelehnt, allen Gewalten der Verzweiflung hingegeben, die nichts vor sich erblickt als endlose Reue und ein Dasein ohne Licht.

„Dorothea,“ rief die Blinde leise, mit ihren Händen die Haare des Mädchens betastend, „wenn dir so zumute ist, wie du sprichst, und du siehst ein, was du ihm angetan hast, dann . . . dann brauchst du ja nicht fortzugehen von uns! Dann ist es ja nicht zu spät, und es kann alles wieder sich zum Guten wenden!“

„Gut? Was kann wieder gut werden, was man selbst zerrissen und zerbrochen hat?“

„Meinst du?" sagte die Blinde mit seltsamer Betonung. „Wozu bin ich denn auf der Welt noch da?"

„Großmutter!" rief das Mädchen.

Es war aber kein Aufschrei wilder Trostlosigkeit.

Die Blinde streichelte ihr die Haare, wie man einem Kinde tut.

„Wer weiß? Wer weiß?" sagte sie halblaut vor sich hin. „Es ist nicht alles zerrissen, was danach aussieht ... und mein Federbusch will doch auch nicht umsonst gelebt haben!"

„Was soll ich tun, Dorothea, mein liebes Mädchen?" fragte sie dann, indem sie ihr Gesicht ganz nahe dem Kopfe Dorotheas brachte.

Das ganze Wesen des Mädchens erzitterte krampfhaft unter dieser Frage. Die Blinde empfand wie durch einen elektrischen Strom das Zucken dieses jungen Herzens, das in sich den letzten Widerstand feindlicher Gewalten zu bekämpfen hatte.

„Sprich du mit ihm, Großmutter!" flüsterte sie, zu der alten Frau aufschauend.

„Ist das dein heiliger Ernst, Dorothea?" fragte die Blinde feierlich.

„So wahr das Kind lebt!" rief das Mädchen.

„Schwöre nicht, Dorothea," sagte die Blinde so milde, wie noch nie im Leben, „dir glaube ich auch ohne Schwur! Ich werde mit ihm reden, Dorothea, dir fehlt ja doch der Mut dazu! Aber jetzt nicht, mein liebes Mädchen, jetzt nicht! Laß den Abend herankommen, bis daß du mit ganz erleichtertem Gemüte vor ihn hintreten kannst. Am Abende, wie du vielleicht schon weißt, fängt bei uns jeder Tag an, folglich auch jeder Festtag. Laß den Abend erst kommen, Dorothea! Es steht geschrieben: Und es ward Abend, es ward Morgen: Ein Tag!"

Und dieser Abend war endlich gekommen.

Dorothea saß in der Fensternische und sah in die dämmernde

„Gasse" hinaus. Auf ihrem Antlitze lagen dieselben Schatten, die sich auch draußen nach dem Niedergange der Sonne über die Häuser und den Himmel auszubreiten begannen.

Sie erwartete das Kind, doch es kam nicht.

Plötzlich rief sie aufspringend:

„Er kommt, Großmutter, er kommt!"

„Wer?" fragte die Blinde, und sie richtete sich mit großer Eile im Bette auf.

„Der Knabe!" rief Dorothea und lief zur Stube hinaus.

Es dauerte eine geraume Weile, bis sie, mit dem Kinde an der Hand, wieder eintrat. Die Blinde wäre aber voll Entsetzens gewesen, wenn sie das völlig entgeisterte Antlitz des Mädchens erblickt hätte. Es war der Tod und die Zerstörung darauf zu lesen.

„Großmutter," rief sie von der Fensternische aus, und ihr Ton klang heiser und gebrochen, „weißt du, was er mit seinem Kinde anfangen will? Er schickt es fort von sich! Er will es auf eine Schule in Prag geben . . . und jetzt kommt der Knabe, um von mir Abschied zu nehmen. Es ist alles zu Ende, alles!"

„Und ich, Veile Oberländer, sage dir," rief die Blinde mit übermenschlicher Anstrengung, „er schickt das Kind nicht fort, er darf nicht! Bin ich denn zu gar nichts mehr wert auf dieser Welt?"

Dann rief sie das Kind zu sich, und sich zu ihm herabbeugend, flüsterte sie ihm etwas ins Ohr, wovon Dorothea nur die halblaut hingeworfenen Worte vernehmen konnte:

„Und sag ihm in meinem Namen, er soll nicht vergessen mitzubringen, was ich ihm einmal gegeben habe."

Der Knabe rannte eiligst zur Stube hinaus.

Wie endlos dehnt sich die kurze Spanne Zeit! Wie schwül brütet die Stille!

Kannst du sagen, was sich an die Schritte des davoneilenden Knaben anheftet? . . .

Wenn er, dem ihr Ruf gilt, im Stolze seines Herzens zögert, wenn er dem Rufe nicht folgt! Das eherne Rad der Weltgeschichte wird darum nicht um den zehntausendsten Teil einer Sekunde stocken, weil hoch oben in einem Städtchen des Landes Böhmen zwei Menschenkinder sich voneinander wendeten, um vereinsamt ihren Weg zu gehen, fortan still und mit verschlossenen Lippen. . . .

Das weiße Vögelchen aber, der lichte Gedanke des Hauses, auf dessen Fenstersimse es einst saß, wird seine Fittiche ausbreiten und davonfliegen. Sein schwarzer Kamerad behauptet sein Recht. . . .

Draußen auf der Gasse tönt fröhliches Kindergelächter.

„Wenn das Kind lacht," denkt in diesem Augenblicke, mit allen Fibern ihrer Seele aufhorchend, die blinde Veile, „dann ist es gut, dann kommt er!"

Und das Zeichen traf ein, Jonathan war gekommen.

„Bist du da, Jonathan, mein Sohn?" rief Veile Oberländer.

„Was willst du, Veile?" fragte er und trat zu der alten Frau.

Auf die im dunkeln Schatten der Fensternische sitzende Dorothea warf er keinen Blick.

„Was ich will, Jonathan?" sagte sie mit fester klarer Stimme. „Was ich will? Deine rechte Hand sollst du mir geben!"

Sie umfaßte sie mit ihren beiden Händen krampfhaft und doch voll Kraft, als wäre sie gewillt, sie niemals freizugeben.

„Ist es wahr, Jonathan," fragte sie ihn, „daß du dein Kind in die Fremde geben willst?"

„Es ist wahr!" erwiderte er tonlos. „Bleibt mir etwas anderes zu tun übrig? Ich kann mich unter den Umständen, die du ja kennst, um das Kind nicht gehörig kümmern."

„Red nicht weiter!" gebot die Blinde. „Und in die Fremde willst du das arme und zarte Kind schicken, und

bezahlte Leute sollen sich deines einzigen Kindes annehmen? Hast du das auch überlegt, Jonathan? Du hast ja eine Mutter für dein Kind, wenn du nur willst!"

„Wenn ich will?" sagte er leise zurück.

„Es ist so, Jonathan, mein Sohn," sagte Veile, „es ist so und nicht anders! Was willst du die Freude deines Lebens und deinen Stolz von dir und aus deinen Augen schicken, und aus der Fremde bringen sie dir vielleicht, was Gott behüte, nichts als Trümmer und Scherben zurück? Das darfst du nicht tun! Nicht ich sage dir das, denn was bin ich, daß mir in dieser Sache ein Recht zustehen soll? Aber eine hat es gesagt, und die lebt nicht mehr unter uns, und du zündest noch immer das Seelenlicht für sie an!" ...

Die Hand des starken Mannes erzitterte in der Umfassung der alten Frau.

„Bella?" fragte er still.

Sie aber zog ihn näher an sich, damit er sie besser vernehmen könne.

„Es ringt sich mir schwer von den Lippen," sagte die Blinde in geheimnisvoll flüsterndem Tone, „was ich auf meinem Gemüte habe. Muß ich dir verraten, was sie mir am Totenbette ans Herz gelegt hat, dein junges krankes Weib, wie es seine letzte Stunde gespürt hat? Damals war ich erschrocken, ich kann dir nicht sagen wie, und ich habe geglaubt, die Welt stürzt über mir in Flammen ein! Jetzt weiß ich es besser! Ihr hat der Tod die Augen geöffnet, und sie hat hell gesehen! Ich aber war doppelt blind und habe im Zorne unrecht an ihr getan. Willst du wissen, was sie mir gesagt hat? ... ‚Wenn ich gestorben bin, Veile,' hat sie mir ins Ohr geraunt, dein junges, liebes Weib, ‚so sorg dafür, daß Dorothea die Mutter meines Kindes wird!'"

Jetzt ließ sie die Hand Jonathans los. Sie brauchte ihre eigenen Hände, um ihre von Tränen überströmenden Augen damit zu bedecken.

„Und jetzt, da ich dir das gesagt habe, Jonathan," fuhr sie nach einer Weile fort, „wirst du auch begreifen, was aus mir geworden ist.... Ich habe den letzten Willen deines jungen Weibes auf der Seele herumgetragen wie eine brennende Kohle.... Habe ich sie denn anrühren gedurft? Da habe ich dich gedrängt und getrieben, und Dorothea ist aus deinem Hause fortgegangen! Seit damals habe ich keine Ruhe vor mir selbst gehabt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht! In einem fort ist mir das letzte Wort deines sterbenden Weibes vor- und nachgegangen, und ich habe mich immer gefragt: ‚Veile, tust du recht, daß du ihrer nicht gedenkst und ihr Testament mißachtest?' Dabei habe ich dein stillverschlossenes Leid bemerkt und habe gewußt, was dir fehlt, Jonathan! Da ist es auch in mir hell und licht geworden ... und ich habe getan, was du vielleicht an mir nicht verstanden hast. Nur frag nicht weiter und forsche nicht weiter! Kann ich dir denn sagen, wie man etwas wird, was man früher nicht gewesen ist?"

Alles, was ein Menschenherz an Liebe und Zärtlichkeit umspannt, das sprach aus diesen Worten der alten blinden Frau mit einer Beredsamkeit, die aus einer anderen Welt zu tönen schien.

„Und du willst dein Kind in die Fremde schicken, Jonathan?" nahm sie wieder die Rede auf. „Willst es verkümmern und verderben lassen, weil sie sich gestern mit einem harten Wort von dir abgewendet hat? Komm zu dir zurück, Jonathan, mein Sohn, und rechne es ihr nicht an! In dem Augenblicke, wo du vor mir stehst, bangt sie dir entgegen und ist voller Reue, daß sie dich gekränkt hat. Ich weiß am besten, was in ihr vorgegangen ist, und ich stehe dafür ein, ich, Veile Oberländer! Denk an nichts, Jonathan, und komm zu dir selber zurück, denn auch über sie ist ein helles Licht gekommen, und ich sage dir, sie verdient es, daß du das letzte Wort deines Weibes einlösest! Sie verdient es!

Alles übrige dagegen gehalten ist eitel, eitel und noch einmal eitel! Frag sie selbst, ob ich nicht recht habe?"

Ihre Stimme war dem Verlöschen nahe; sie lehnte ihr müdes Haupt in die Kissen zurück. In der kleinen Stube waltete Todesstille.

Da wendete sich Jonathan um.

„Dorothea!" rief er.

Sie stand vor ihm, und aus der Dunkelheit des Abends glänzten ihm die treuen blauen Augen des Mädchens glückverheißend und traut entgegen.

„Alles, was die Großmutter gesagt hat," tönte es leise von ihren Lippen, „das ist wahr! Tu mit mir, mein Geliebter, was du nur willst, denn ich will mit dir eins sein in allem, und nichts soll uns scheiden. Ich will dir ein treues Weib sein . . . und eine Mutter deines Kindes! Und du sollst es niemals bereuen, niemals!"

Das weiße Vögelchen hatte doch eine schöne Stunde erlebt!

Am dritten Tage darauf war das Bürgermeisteramt der Schauplatz der ersten „bürgerlichen" Trauung ohne Priester und ohne Hochzeitsgeläute.

Als Zeugen „fungierten" hierbei der Schmied Jaroslaw Patek und der Advokat aus der Kreisstadt.

Bevor er die durch das Gesetz vorgeschriebene Formel ablas, hielt es der Bürgermeister für seine Pflicht, eine kurze Ansprache an das „verehrliche" Brautpaar zu halten, die merkwürdigerweise, weil ihn vielleicht die Bedeutung dieser seiner ersten Amtshandlung selber ergriff, sich zu einem förmlichen Lobgesang auf das neue Gesetz gestaltete.

Daß der Advokat aus der Kreisstadt zur Zeugenschaft gekommen war, hatte darin seinen Grund, daß zwar David Zweihand, der Schneider, aus freien Stücken sich dazu erboten hatte, daß aber Veile Oberländer mit größter Entschiedenheit darauf bestanden war, sie zurückzuweisen.

„Ich kann ihn nicht ausstehen," hatte sie gesagt, „und an seinen engen Rock werde ich ewig denken."

Als einzigen Schmuck trug Dorothea an diesem Tage die Mitgift der blinden Frau: die goldenen Ohrgehänge.

Nach der Trauung gingen die jungen Gatten über den Ringplatz und die Gasse, auf welcher merkwürdigerweise nur wenig Leute zu sehen waren, die dazu von dem Vorgefallenen keine Kenntnis zu haben schienen, bis sie an der Schwelle des kleinen Hauses ankamen, wo Veile Oberländer wohnte.

Das war der Hochzeitstag der Neuvermählten.

Ruht in der Tat alles schwer erkämpfte Glück auf dem Untergrunde von — Ruinen?

Von dem „Landstreicher" ist keine Kunde gekommen. Er ist und bleibt unter den „Frommen" jenes fernen Landes verschollen

---

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.